Barényi

Das Tote Geleise

KISMET VERLAG

Das Tote Geleise

OLGA BARÉNYI / DAS TOTE GELEISE

Das tote Geleise

ROMAN

VON

OLGA BARÉNYI

KISMET-VERLAG / MÜNCHEN

Druck: Waldheim-Eberle, Großdruckerei und Verlagshaus Dr. Ludwig Polsterer,
Wien VII, Seidengasse 3—11

Statt eines Grabmals

für

Bari und Peter

Lenin sagte: „Die Bourgeoisie ist durch ihre Habgier und ihre Denkfaulheit so verblendet, daß sie uns selbst die Hanfstricke liefern wird, mit denen wir sie aufknüpfen werden, denn sie sind für die Bourgeoisie ein Geschäft wie jedes andere." Gottwald, ein kommunistischer Abgeordneter und später der erste kommunistische Präsident der Tschechoslowakei, erklärte im Jahre 1927 im tschechischen Parlament ganz offen: „Warum wir nach Moskau fahren, wollen Sie wissen? Wir Kommunisten lernen in Moskau, wie man den Kapitalisten den Hals umdrehen soll."

Was geschah in Prag nach der sogenannten Revolution im Mai 1945? Wie war es möglich, daß die Kommunisten, die bis zum Jahre 1938 nur eine Rolle der Krawallmacher im tschechischen Parlament spielten, nach dem zweiten Weltkrieg die Wahlen so glatt gewonnen haben? Sind aber diese Fragen überhaupt interessant für die verwöhnten Kinder des Wirtschaftswunders, die lediglich bedauern, daß noch nicht so ein Sarg erfunden wurde, in dem man den ganzen Reichtum mit ins Grab nehmen könnte?

Sehr raffiniert wurde in der sogenannten freien Welt durch Kommunisten und ihre nicht weniger gefährlichen Helfershelfer eine hohe Mauer aufgerichtet um alles, was sich in Prag nach dem Krieg abspielte und noch heute abspielt. Wer weiß zum Beispiel, welche Rollen die Frauen von Lidice spielten und spielen? Als ich vor zwei Jahren in einem Zeitungsartikel die Wahrheit über Lidice schrieb, klagte mich das rote Prag wegen einer angeblichen Beleidigung der „Märtyrerinnen von Lidice" bei der UNESCO an. Dieses Wutgeschrei bewies mir, daß ich ins Schwarze getroffen habe, besser gesagt, ins Rote, und darum beschloß ich, in diesem Buch den Frauen von Lidice ein großes Kapitel einzuräumen. Über die „Kommission", die in diesem Buch die Hauptrolle spielt, hat bis jetzt niemand geschrieben. Entweder weiß man wirklich nichts darüber oder man weiß zuviel. Jedenfalls, auch das Schweigen oder das Verschweigen verschiedener Tatsachen kann ein gutes Geschäft sein, und es gibt Journalisten und Schriftsteller in der freien Welt, die gerade durch jene Artikel und Bücher reich wurden, die sie überhaupt nicht geschrieben haben. Lenin hatte recht, man liefert fleißig und brav Hanfstricke nach Moskau.

Ich war in Prag während der Revolution und nach der Revolution. Zuerst gehetzt, dann in Haft und schließlich versteckt. Meine Flucht ermöglichten Menschen, denen ich versprach, die Mauer des Schweigens über die rote Pest zu durchbrechen. Ich versuche es also immer wieder, und mein einziger Schutz und meine einzige Protektion sind die Toten von Prag, an die zu denken vielen unbequem ist, weil man lieber das glaubt, was man glauben will und was angenehm ist.

Was in Prag vor 15 Jahren geschah, war ein Vorspiel für das, was in Deutschland geschehen wird, wenn das Geld für die Hanfstricke — aber wozu Hanfstricke? Wir haben doch die Koexistenz. Welcher von den westlichen Staatsmännern spricht noch heute von der Befreiung der versklavten Völker hinter dem Eisernen Vorhang, wie es noch vor drei Jahren theatralisch und mit voller Lautstärke trompetet wurde? Nach dem abgedroschenen Schlager von der feierlichen Befreiung kam der genauso banale Gassenhauer von der Koexistenz. Die freie Welt liefert die Hanfstricke, Moskau spendet die Galgen dazu. Ist das vielleicht nicht eine vorbildliche und ideale Zusammenarbeit des Kapitalismus mit dem Kommunismus?

Ich schreibe meine Bücher nie mit der Absicht, daß sie gefallen sollen. Auch „Das tote Geleise" soll und wird nicht gefallen, weil eine Warnung immer ein unangenehmes Gefühl verursacht.

Zum Schluß möchte ich danken. Meinen Lesern, deren Briefe für mich die Quelle der Kraft bedeuten, und meinen Kritikern, die in ihren Besprechungen meiner Bücher oft mehr Mut bewiesen haben als ich.

Die rote Lawine rollt zwar schon von dem goldenen Berg des Wohlstandes herunter. Sie kann aber noch aufgehalten werden. Nicht aber durch hohle Phrasen der Herren Politiker, und nicht dadurch, daß man die Augen schließt, um sie nicht sehen zu müssen.

O. B.

München, im Herbst 1960

DIE HAUSMEISTERREGIERUNG

Die Hausmeisterin steht noch immer in dem Zimmer, obwohl Jan Horák nichts mehr fragt. Sie trägt hohe Stiefel und schwarze Männerhosen, darüber hat sie einen großgeblumten seidenen Schlafrock. Statt eines Gürtels schnürt ihren Bauch eine breite Trikolore, und in der Tasche hat sie einen Revolver. Unter ihrem karierten Kopftuch baumeln lange Ohrgehänge mit echten Brillanten. An ihren Fingern funkelt es auch in der Abendsonne, die durch das Fenster brennendrot hineinfällt.

„Wie gesagt", beginnt sie und nimmt dabei aus der anderen Tasche ihres Schlafrockes ein Päckchen Zigaretten und zündet sich eine an. Es sind deutsche Zigaretten, Marke Overstolz, drei Stummel wurden dort im Reich gegen eine Scheibe Brot umgetauscht. „Heute können Sie hierbleiben, aber morgen müssen Sie mir vom Nationalausschuß eine Einweisung bringen."

„Was? Eine Einweisung für meine eigene Wohnung?" Jan ist zu müde, um aufzubrausen.

„Eigene Wohnungen gibt es nicht mehr, Herr Horák. Und wenn ich „Herr" Horák sage, ist es auch nicht richtig. Herren gibt es auch nicht mehr. In Rußland, das heißt in der Sowjetunion, gibt es auch keine Herren. Ich bin bei Gott keine Kommunistin, Sie wissen doch, wir waren immer bei den Nationalsozialisten, bei der Beneš-Partei, aber die Zeiten haben aufgehört, wo die Hausmeistersleute nur die Diener der Herren Mieter waren. Schauen Sie mich ja nicht so an, ob es Ihnen paßt oder nicht, so ist es heute! Sie haben um die Freiheit nicht gekämpft. Sie waren eingesperrt, und dort im Konzentrationslager haben Sie Ihre Ruhe gehabt. Aber wir — na ja, Sie haben die Straßen selbst gesehen, glauben Sie, es war ein Spaß, so mit bloßen Händen Tausende und Tausende deutsche Barbaren umzubringen? Und außerdem, die Russen, ich meine die Sowjetmenschen, die Rote Armee bleibt in Prag und wird Wohnungen brauchen. Drei Zimmer für eine Person, das gibt es nicht mehr, mein lieber Herr Horák!"

Freilich, sie hat recht, ich bin jetzt nur eine Person. Die Mutter ist im Jahre 1943 gestorben, der Vater ein Jahr später. Und Jitka . . .

„Gehen Sie jetzt, aber sofort!" keucht er drohend. „Sie haben

vollkommen recht! Ich war im Konzentrationslager, dort wurde nicht gekämpft, dort jagte ein Vergnügen das andere. Und daß meine Eltern krepiert sind, aus lauter Angst um mich, das hat unserem Volk auch nicht geholfen. Und daß meine Frau im Pankratzer Gefängnis hingerichtet wurde, das spielt auch keine Rolle, nicht wahr? Gehen Sie, sonst ..."

„Was — sonst? Nur langsam, mein Lieber! Mein Sohn ist Gardist, und mein Mann hat während der Revolution vierzehn Deutsche umgelegt! Und ich elf, damit Sie es wissen! Zusammen fünfundzwanzig Stück, jawohl! Das kann ich jederzeit nachweisen, darüber habe ich eine schriftliche Bestätigung vom Nationalausschuß!"

„Dann nehmen Sie gefälligst Ihre Leiche aus dem Badezimmer mit und verschwinden Sie!"

„Was Sie nicht sagen! Der Herr Koncentráčník (KZler) macht sich breit! Ich gehe, aber Sie werden morgen hinausfliegen, merken Sie sich das! Professoren brauchen wir nicht, wir brauchen das arbeitende Volk!"

Sie dreht sich um, wirft die brennende Zigarette auf den Teppich und stampft hinaus. Jan sieht nur ihre hohen Stiefel, mein Gott, die hohen Stiefel gibt es also noch immer, die sind nicht tot wie das Dritte Reich.

Er spürt, daß seine Zähne aufeinanderschlagen wie im Fieber, er hat aber kein Fieber, nur Wut hat er, eine mörderische Wut. Das ist also die Freiheit — „Freiheit" hat Jitka gerufen, dort in dem gräßlichen, weißgekachelten Raum, bevor das Beil ...

Jan reißt das Fenster auf, Luft, Luft muß er haben, aber er schließt es sofort wieder. Es ist keine frische Luft, die von unten, von dem Petersplatz, hineinkommt, es ist nur ein ekelhafter, süßlicher Leichengestank.

Wie hat er sich auf ein Bad gefreut, jetzt kann er nicht baden, in der Badewanne liegt die Leiche einer alten Frau. Mit durchgeschnittenen Pulsadern. Im Vorzimmer liegt ein toter Hund, ein ganz junger, schöner Jagdhund. Die rechte Vorderpfote hat man ihm abgehackt. Es ist also doch wahr, daß sie den deutschen Hunden und deutschen Katzen die Pfoten abhacken, weil die rechte Hand zum Hitlergruß gehoben wurde. Wahnsinnig bin ich schon, tatsächlich. Oder nein, die dort draußen sind alle verrückt geworden, die machen einen Unterschied zwischen deutschen und tschechischen Tieren.

Er setzt sich zu dem Schreibtisch hin und raucht. Da, neben dem Tintenfaß, stand immer das Bild seiner Frau. Natürlich

haben es die Deutschen, die nach ihrer Hinrichtung die Wohnung besetzt hatten, weggeworfen. Aber ihren Brief, ihren Abschiedsbrief, den haben ihm die Deutschen dort im Konzentrationslager gegeben. Der Brief war auf einem billigen Papier geschrieben, er ist kaum mehr leserlich, was macht es aber? Jedes Wort aus dem Brief kann er auswendig.

„Mein Jan, in einer Stunde muß ich sterben. Ich bereue aber nichts, gar nichts. Wenn ich könnte, würde ich alles noch einmal machen und noch einmal alles durchmachen. Ich sehe vor mir die Tausenden von Fahnen, die einmal in Prag wehen werden, ich sehe eine glückliche Stadt, eine Stadt, die keine Angst mehr kennt. Eine singende, lachende und jubelnde Stadt. Grüße diese Stadt von mir, mein geliebter Jan, und umarme für mich die Laterne vor unserem Schlafzimmer, die uns immer so hell hineingeleuchtet hatte, so hell, daß alles Dunkle verschwand."

Noch einmal läuft er zu dem Fenster und bleibt zitternd und bebend stehen. Jitkas Laterne brennt nicht, sie leuchtet nicht mehr, zwei Menschen hängen an ihr, man weiß nicht, sind es Tschechen oder Deutsche. So viele Tschechen wurden während der Revolution umgebracht, von den Tschechen hingemordet, gut, daß Jitka tot ist, ach Gott, wie gut, daß sie tot ist.

Im Briefkasten steckt eine Zeitung, es ist eine deutsche Zeitung, mit dem Datum 5. Mai 1945. Die letzte deutsche Zeitung. Es ist nur ein Blatt, auf dessen erster Seite steht: „Prag ist eine offene Stadt." Jan knüllt sie zusammen und will sie wegwerfen, er glättet sie aber wieder und bedeckt mit ihr den Kopf des toten Hundes. Aber noch etwas ist in dem Briefkasten, ein Zettel. „Herr Jan Horák, Prag II, Petersplatz 5." Das Papier wurde aus einem Notizbuch herausgerissen. „Ich warte auf Sie dort, wo Sie sich immer mit Ihrem Freund getroffen haben. Bitte, kommen Sie sofort! Ich werde Sie mit dem Losungswort ansprechen. Prag, 9. Mai, 4 Uhr nachmittags."

Jan liest den Zettel noch einmal und noch einmal, und plötzlich sieht er vor sich das Café gegenüber vom Denisbahnhof, er sieht den Ecktisch beim Spielzimmer, dort war es, dort hat sie die Gestapo damals alle drei verhaftet. Die Jitka, ihn und . . .

Hastig zieht er den Zivilanzug aus, es wird besser sein, wenn er in dem gestreiften KZ-Zeug gehen wird. So wird er sich nicht legitimieren müssen und keine blöden Losungsworte brauchen. Verdammt noch einmal, man muß sich also wieder tarnen, man muß noch immer heimlich zu einer Zusammenkunft hinschleichen, das ist also die Freiheit.

Schon auf der Treppe hört er ein Geschrei und bleibt mit weichen Knien stehen. Genauso wie dort im Konzentrationslager.

„Nein, Sie kommen in das Haus nicht hinein, Sie Lump, Sie Volksfeind!“ kreischt die Hausmeisterin. „Ein Rechtsanwalt, der während des Protektorats Rechtsanwalt war und deutsche Hunde verteidigte, der hat in einem tschechischen Haus nichts zu suchen!“

„Wo ist meine Frau und wo sind meine Kinder?“ brüllt eine Männerstimme.

„Was weiß ich? Hin sind sie oder eingesperrt. Alter, Pepa, hieher! Der Hasal will ins Haus!“

Jan geht weiter, ganz mechanisch, die Stiegen unter seinen Füßen biegen und beugen sich, er hat Angst, solche Angst hat er nicht einmal dort im Konzentrationslager gehabt.

Die Tür zu der Hausmeisterwohnung steht offen, in der Küche sitzt auf dem Sofa — oder nein, es ist nicht mehr das alte Sofa, es ist eine moderne, mit grünem Rips bezogene Bettbank — dort sitzt also der Hausmeister und kramt in einem Luftschutzkoffer, der vor ihm auf dem Fußboden steht. Die Küche sieht wie ein Magazin aus. Koffer, Kisten und Schachteln stehen herum, auf dem Tisch stehen drei Radioapparate, auf der Fensterbank zwei. Im Vorzimmer, zwischen einem Berg zusammengerollter Teppiche, steht ein junger Bursche in der braunen Uniform der Revolutionsgardisten. Ist es der kleine Pepa? Als Jan Horák verhaftet wurde, war der Junge zwölf Jahre alt. Er ist also jetzt höchstens fünfzehn.

Unten, im Haustor, steht Doktor Hasal. Ohne Rock, sein Hemd ist zerrissen und voller Blutflecke, die rotblauweiße Kokarde auf seinem Hut ist verstaubt. Als er Jan Horák erblickt, glaubt er sich gerettet. Professor Horák war im Konzentrationslager, der hat jetzt etwas zu sagen, der wird ihm bestimmt helfen können. Sofort stürzt er zu ihm hin und schüttelt ihm kräftig die Hand.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, Herr Professor! Seit Samstag war ich auf den Barrikaden, in der Langen Gasse, dort war ein Nest der SS, Sie können sich also vorstellen, daß wir kein leichtes Spiel hatten. Und jetzt will mich die Hausmeisterin nicht in meine Wohnung hineinlassen! Das ist doch — eine Groteske ist das! Das Telephon funktioniert nicht, ich wollte meine Frau anrufen ...“

„Ihre Frau haben wir am Samstag verhaftet", unterbricht ihn Pepa gähnend.

„Verhaftet? Verhaftet sagst du, du Lausbub?"

„Mami, schmeiß ihn hinaus, und falls er nicht sofort draußen ist, knall ihn nieder. Na, mach schon! Sonst wird das Nachtmahl kalt!"

Mehr verwundert und überrascht als erschrocken sieht Jan, wie die Hausmeisterin in die Tasche greift, aber da läuft schon Doktor Hasal hinaus und springt in einen Wagen. „Kommen Sie!" ruft er ihm zu, und Jan steigt auch in den Wagen hinein.

„Ich muß zum Denisbahnhof", sagt er mechanisch und beginnt plötzlich zu schluchzen. Dafür also, dafür ist Jitka gestorben.

Der Rechtsanwalt schaut starr vor sich hin, er muß aufpassen, das Straßenpflaster ist überall herausgerissen, und die Barrikaden sind nur teilweise abgeräumt. Singende Rotarmisten sitzen auf den Gehsteigen, ihre Uniformen sind speckig und unförmig, die meisten haben Schlitzaugen in den von einer Schmutzkruste bedeckten Gesichtern. Sie sitzen zwischen lauter Blumen, zwischen Jasmin und weißem Flieder, und trinken Wodka direkt aus den Flaschen. Tschechische Kinder klettern auf den bekränzten russischen Panzern herum, die Mütter schauen ihnen stolz und strahlend zu.

„Wollen Sie wegfahren?" fragt Doktor Hasal, als sich Jan mit dem gestreiften Ärmel des Schutzhäftlingsanzuges über die Augen fährt.

Nein, ich muß ins Kaffeehaus gegenüber vom Denisbahnhof."

„Dürfte ich mitkommen?"

„Aber ja", nickt Jan und bereut es sofort. Erstens kann er doch zu der Zusammenkunft niemanden mitnehmen und zweitens, Doktor Hasal war ihm nie sympathisch. Er hat sich zu rasch damit abgefunden, daß Hitler die Tschechoslowakische Republik in das deutsche Protektorat verwandelt hatte, und wurde als Rechtsanwalt zu den deutschen Gerichten zugelassen. Er hat zwar nie ostentativ für die Deutschen Partei genommen, aber er hat den Verkehr mit den politisch verdächtigten Tschechen abgebrochen. Auch mit Jan, schon lange vor seiner Verhaftung. Aber jetzt kann er nichts mehr machen, er hat schon ja gesagt, und überhaupt, vielleicht kommt der Mann später, und allein möchte er jetzt nicht bleiben.

Sie gehen also zusammen ins Kaffeehaus. Das Lokal ist überfüllt, kein Plätzchen ist frei. Man sieht keine Zivilisten,

jeder ist irgendwie uniformiert. Revolutionsgardisten sitzen bei den Tischen, Mädchen in der tschechischen Nationaltracht, Männer in den roten Blusen der Sokoluniformen und viele Offiziere.

Jan wird von allen Tischen mit einem begeisterten „Nazdar" begrüßt, und ein Kellner, der Kartenspieltischchen über die Köpfe der Gäste balanciert, ruft ihm zu, ihm nachzukommen. Der Kellner stellt das Tischchen zum Spielzimmer hin, gegenüber dem runden Ecktisch.

„Einen Schwarzen", bestellt Jan, aber der Kellner schüttelt den Kopf. „Für dich, Bruder, haben wir etwas Besseres als Kaffee! Und natürlich ist alles, was die Märtyrer aus den Konzentrationslagern bei uns konsumieren, umsonst."

Doktor Hasal sieht nicht mehr so verfallen aus, er lächelt sogar. Mit Horák wird die Sache schon klappen.

„Es stimmt, die KZler müssen in keinem Gasthaus etwas bezahlen" sagt er. „Und in den Lebensmittelgeschäften auch nicht. Es gehört sich auch so! War es schlimm, dort...?"

Jan antwortet nicht. Der Kellner hat eine Flasche Melniker Wein gebracht. Jahrgang 1933. Der Wein ist dick wie Honig und duftet nach Lindenblüten.

„Übrigens, mein herzlichstes Beileid, Herr Professor", und Doktor Hasal stellt das Glas, aus dem er den ersten Schluck machen wollte, wieder auf den Tisch hin. Das Tischchen hat eine Glasplatte, unter der verschiedene Spielkarten liegen. Doktor Hasals Glas steht auf der Herzdame, Jans Glas auf dem Herzkönig.

„Beileid? Wieso?"

„Zum Ableben Ihrer Frau Gemahlin."

„Ableben ist gut gesagt", und Jan leert das Glas in einem Zug. „Ein Ableben mittels eines Beiles — sagen Sie, wo wurden die Hingerichteten eigentlich begraben? Sie müssen es ja wissen, Herr Doktor!"

„Ich? Ich war doch nur zu Strafprozessen zugelassen, mit Volksgerichten habe ich nichts zu tun gehabt."

„Na schön", macht Jan kurz und mustert zerstreut die Gäste. Der Mann, von dem in dem Zettel die Rede ist, ist nicht unter ihnen. Richtig, er kommt ja nicht selbst, er will oder kann nicht kommen. Wer kommt aber also? Er wird mich mit dem Losungswort ansprechen, ich kenne ihn also nicht.

Der Kellner bringt eine Platte mit kaltem Aufschnitt und wünscht guten Appetit. Dann kommt er noch einmal zurück

und legt vor Jan einen Strauß aus gelben und roten Tulpen hin.

„Von dem Mädchen dort beim dritten Tisch beim Fenster. Alle möglichen Weiber wollten Ihnen Gemüse schicken, Pardon, dir, wir sind jetzt ja alle Brüder, aber ich habe nur die Blumen von der Blonden genommen. Prima Mädchen, was?"

Das Mädchen trägt eine schwarze Uniform der Revolutionsgarde, ist wirklich sehr hübsch und höchstens sechzehn Jahre alt. Ungeniert steht sie auf und trinkt Jan zu. Mit der anderen Hand hebt sie einen Bierdeckel hoch. 181 steht auf dem runden Stück Pappe mit Lippenstift geschrieben. Das ganze Kaffeehaus brüllt „Bravo" und klatscht begeistert.

„181 Stück hat sie erlegt", erklärt ein Mann vom Nebentisch, als er Jans verdutztes Gesicht sieht.

Jan Horák gießt sich noch ein Glas ein, seine Hand zittert, der Wein benetzt die lächelnden Gesichter des Herzkönigs und der Herzdame. Sie sehen jetzt aus, als würden sie weinen.

Hunderteinundachtzig Deutsche hat sie umgebracht. Getötet hat sie sie. Ist ja egal, getötet oder umgebracht oder hingerichtet.

„Sagen Sie, Herr Professor, möchten Sie mit mir nachher zum Nationalausschuß fahren? Ich kann doch nicht auf der Straße schlafen, und ich muß wissen, was mit meiner Frau und mit meinen Kindern geschehen ist. Es herrschen unglaubliche Zustände, ich bin aber überzeugt, daß sich bald alles klären wird. Vorläufig aber, ich meine, Sie, als ein KZler ..."

„Ich als KZler habe von der Hausmeisterin einen Befehl bekommen, morgen eine Einweisung für meine eigene Wohnung zu bringen, sonst würde ich genauso auf der Straße sein wie Sie, Herr Doktor."

„Aber das ist doch unmöglich!"

„Was ist heute nicht unmöglich? Wieso war es möglich, binnen fünf Tagen Tausende von solchen Greueltaten zu verüben, die nicht einmal die Gestapo gewagt hätte? Wozu war die sogenannte Revolution überhaupt notwendig? Wozu die Barrikaden, wozu die grausamen Morde auf offener Straße? Wozu? Die Deutschen waren doch schon sowieso erledigt. Die Revolution wäre ein Drama, aber in einem Drama muß der Held einen gleichwertigen Gegner haben. Ein Drama, in dem sich ein größenwahnsinnig gewordener Pöbel einbildet, Heldentaten zu verüben, während er Säuglinge feige kreuzigt und alte Weiber an die Laternen hängt, so ein Drama gibt es nicht, Herr Doktor!

Diese Revolution war eine Katastrophe, für uns Tschechen vor allem."

„Nicht so laut", raunt ihm Doktor Hasal zu und lacht schallend auf, also ob ihm Jan Horák einen guten Witz erzählt hätte. Die Vorsicht war aber nicht notwendig, die meisten im Kaffeehaus sind schon schwer betrunken und erzählen sich schreiend ihre Erlebnisse aus der Revolution.

„Ich kann nicht beurteilen, ob die Revolution notwendig war oder nicht, Herr Professor. Und das, was Sie über das Drama sagten, na ja, Sie sind halt ein Schriftsteller, und der Schriftsteller sieht die Dinge immer anders als wir gewöhnlichen Sterblichen. Ich habe jedenfalls für meine Pflicht gehalten, Prag zu verteidigen. Der Prager Rundfunk rief doch ununterbrochen um Hilfe, und die SS . . ."

„Professor Horák zum Telephon!" versucht der Kellner das Gebrülle zu überschreien. Als es ihm nicht gelingt, nimmt er einen Löffel und trommelt mit ihm auf einem Tablett. „Ruhe, verdammt noch einmal! Professor Horák zum Telephon!"

Jan steht auf und zwängt sich mit Mühe durch die sitzenden und herumstehenden Betrunkenen hinaus. Auch er ist nicht mehr ganz nüchtern. Der Wein war stark, und er hat jahrelang keinen Tropfen Alkohol getrunken. Als er sich bis zu der Telephonzelle durchgekämpft hat, wird er wieder zurückgestoßen. Von einer mageren Frau mit strohgelbem strähnigem Haar und einem blutroten Pullover. Jan prallt gegen die Wand, die Frau merkt es gar nicht, daß er laut aufgestöhnt hat.

„Jetzt rede ich!" schreit sie mit einer dünnen, hohen Stimme. „Gibt es Damen in diesem Lokal? Ich meine die feinen Damen, die Wohnungen mit mehr als zwei Zimmern haben! Diese Damen sollen sofort zum Gehsteige kehren antreten!"

„Bist verrückt oder besoffen?" schreit jemand zurück.

„Verrückt und besoffen ist das Luder", wiehert ein anderer.

„Ich bin Hausmeisterin, und die Hausmeister sind jetzt Amtspersonen! Fragt nur die Rotarmisten, ob es stimmt oder nicht! In der Sowjetunion sind alle Hausmeister Amtspersonen! Also — alle Damen hinaus!"

Alles lacht und niemand rührt sich. Die Frau droht mit der Faust und verschwindet dann. Man hört sie auf der Straße nach den Gardisten rufen.

Jan betritt langsam die Telephonzelle. Auch Jitka müßte also jetzt die Gehsteige zusammenkehren, wenn sie noch leben würde. Die Telephongabel liegt auf einem zerfetzten Telephon-

buch. Jan nimmt sie, sagt „Hier Horák“ und wartet. Nichts. Oder doch etwas. Erst nach einer Weile begreift er, daß es das Zeichen „Frei“ ist, das immer wieder aus der Muschel tönt. Er ist also zu spät gekommen, der Mann, der ihn angerufen hatte, hat schon wieder abgehängt. Es kann niemand anderer gewesen sein als der Mann, mit dem er die Zusammenkunft haben sollte. Sonst hat doch niemand von der Zusammenkunft gewußt. Wegen dieser Hausmeisterin . . .

Verdrossen legt er die Gabel hin und greift nach der Türklinke. Aber die Tür wird von draußen geöffnet, und jemand drängt ungestüm hinein. Es ist ein Mädchen, das in seiner Hast über die Schwelle stolpert.

DAS LOSUNGSWORT

„Was für ein Zufall! Wir haben uns schon so lange nicht gesehen!“ sagt sie atemlos und lehnt sich an die Tür. Vielleicht darum, damit niemand hinein kann, vielleicht auch deswegen, daß sie vor Müdigkeit kaum stehen kann.

Die Birne in der Telephonzelle ist wegen Verdunkelung blau angestrichen und außerdem ist sie winzig klein. Jan kneift die Augen zusammen, um das Mädchen besser sehen zu können. Sie hat ein blau-weiß kariertes Kleid an, zerdrückt und fleckig, der runde weiße Kragen sitzt schief und ist angerissen. Das Kopftuch, das sie trägt, ist gelb oder grün, man kann die Farben bei dieser Beleuchtung nicht gut unterscheiden. Das herzförmige Gesicht ist weiß, so weiß, daß es wie eine papierene Maske aussieht. Eine unbewegliche, starre Maske, wie eine Totenmaske beinahe.

„Verzeihung, das muß ein Irrtum sein, ich glaube nicht, daß ich Sie kenne!“

Das Mädchen hält die Augen noch immer geschlossen, jetzt öffnet sie den Mund und murmelt etwas, „mein Gott“, oder so etwas. Dann lächelt sie plötzlich, es ist aber kein Lächeln, nur die obere Zahnreihe deutet das Lächeln an, und die Maske wirkt plötzlich unwirklich schön.

Da besinnt sich aber Jan Horák. Verdammt noch einmal, das war doch das Losungswort! „Was für ein Zufall! Wir haben uns schon so lange nicht gesehen!“ Natürlich es es das Losungswort. „Ja, wo waren Sie denn die ganze Zeit? Und wie geht es

Ihrer Schwester?" sprudelt er heraus und muß das Mädchen auffangen, sonst wäre es zusammengesunken. Von draußen, durch die Glasscheibe der Telephonzelle, sieht es aus, als wären sie ein Liebespaar, das sich fest umarmt hält.

„Es ist nichts", flüstert sie und macht sich von ihm frei. „Ich bin nur müde, ich bin stundenlang gelaufen. Ich soll Ihnen sagen, daß Ihr Freund einen Autounfall gehabt hat. Können Sie ihm helfen?"

„Ja, wie hat er denn gewußt, daß ich schon in Prag bin? Ich bin erst heute zu Mittag gekommen!"

„Er hat es nicht gewußt, ich habe mehrere Adressen gehabt, aber ich habe niemanden zu Hause angetroffen. Haben Sie einen Wagen? Er ist schwer verletzt, und als ich wegging, war er bewußtlos."

„Aber warum haben Sie ihn nicht sofort ins Krankenhaus gebracht?"

„Er wird Ihnen alles selbst sagen. Bitte, es muß schnell gehen! Er hat sehr viel Blut verloren!"

„Einen Wagen habe ich noch nicht, aber die Gardisten werden mir sicherlich einen verschaffen. Kommen Sie also!"

„Nein, bitte, nicht die Gardisten! Sie müssen allein fahren, niemand darf davon wissen!"

„So? Das ist aber merkwürdig! Na gut, zufällig ist hier im Kaffeehaus ein Bekannter von mir, der könnte mir seinen Wagen leihen. Wie weit müssen wir fahren?"

„Ich kann nicht mitfahren."

„Aber warum denn?"

„Ich habe keine Papiere", sagt sie nach einer kleinen Pause.

Jan zündet sich eine Zigarette an und schrickt zusammen, weil jemand an die Fensterscheibe poltert. Es ist aber nur der Kellner. „Einen Augenblick", und Jan schiebt das Mädchen zur Seite und öffnet die Tür zu einer schmalen Spalte.

Der Kellner grinst breit. „Ich habe gleich gewußt, daß die Kleine geschwindelt hat", raunt er ihm zu. „Sie kommt aus der Telephonzelle und sagt, Sie wären, das heißt du wärest zum Telephon verlangt. Ich weiß, was sich gehört, ich möchte lieber bei dem ‚Sie' bleiben, aber die Narren, die Gardisten vor allem, na, Sie verstehen mich schon. Wenn Sie sich mit dem Mädchen unterhalten wollen, das wollte ich Ihnen nämlich sagen, ich habe hier im Hotel ein Zimmer, mein Zimmer, verstehen Sie? Nicht gerade sehr komfortabel, es ist nur eine kleine Kammer, aber ein Zimmer bekommen Sie heute in ganz Prag nicht. Und ich

werde heute sowieso nicht ins Bett kommen, wollen Sie also das Zimmer haben? Da haben Sie den Schlüssel, es ist gleich im ersten Stock, neben dem Bad, die Zimmernummer steht auf dem Schlüssel. Nehmen Sie nur, ich war auch einmal eingesperrt, ich weiß, was es heißt, so lange ohne Weiber zu sein."

Weg ist er. Jan hält den Schlüssel in der Hand, an dem Schlüssel hängt an einer Kette eine faustgroße Holzkugel, damit die Hotelgäste den Schlüssel nicht gedankenlos in die Tasche stecken können. Selbstverständlich muß er mit dem Mädchen noch verschiedenes besprechen. Die ganze Geschichte ist zu geheimnisvoll und darum verdächtig. Vielleicht wird es sogar gut sein, wenn sie ins Bett kommt, allein natürlich, sie sieht ja erbärmlich aus.

„Sagen Sie dem Herrn an meinem Tisch, daß ich gleich wieder da sein werde", ruft er dem Kellner nach und dreht sich wieder zu dem Mädchen um.

„Hören Sie, Sie müssen mich jetzt richtig verstehen", beginnt er und überlegt dabei, ob sie die Schwester oder die Freundin des Mannes sein könnte. Seine Frau ist sie bestimmt nicht. „Hier in der Telephonzelle können wir die Sache nicht besprechen. Der Kellner überläßt mir für eine Zeit sein Zimmer, dort wären wir ungestört. Wollen Sie mitkommen?"

„Ja", antwortet sie sofort, und ihr Gesicht ist wieder nur eine gleichgültige, kalte Maske.

Verflucht noch einmal, die hält mich wohl für keinen Mann. Nicht einmal mit der Wimper hat sie bei ihrem „Ja" gezuckt. Oder ist sie an solche Einladungen gewöhnt?

Die Kammer des Kellners hat nicht einmal einen Schrank. Nur ein Bett, auf dem ein zusammengeknülltes, durchschwitztes Smokinghemd liegt, ein Sessel und ein Tisch, auf dem alle möglichen Flaschen stehen. Kognak, Wein, Bier, Wodka, Whisky.

Das Mädchen setzt sich sofort auf den Sessel hin, Jan wirft das Hemd in eine Ecke und setzt sich ihr gegenüber auf das Bett.

„Erzählen Sie also, ganz kurz natürlich."

„Es gibt nichts zu erzählen. Wir hatten einen Autounfall, ich sagte es Ihnen schon."

„Sie wurden aber nicht verletzt, nicht wahr?" fragt Jan lauernd.

„Nein, ich war nicht in dem Wagen", sagt sie kurz, ohne ihn anzusehen.

„So? Und wo waren Sie also?"

„Wollen Sie Ihrem Freund helfen oder wollen Sie mich verhören?"

„Aber ich muß doch schließlich wissen —"

„Ich weiß nicht mehr, als ich Ihnen schon sagte. Wenn Sie nicht helfen wollen, dann muß ich gehen."

Sie steht auf und will zu der Tür. Ohne von dem Bett aufzustehen, packt sie Jan fest bei der Hand und reißt sie brutal zurück.

„Sind Sie eine Deutsche oder eine Kollaborantin?"

Das Mädchen antwortet nicht, sie preßt nur die Lippen noch fester zusammen. Ihre Hand ist heiß und klebrig. Jan dreht ihre Handfläche hinauf und sieht, daß sie ganz zerschunden und von Blut verklebt ist. Sofort läßt er sie los, er schämt sich. Die anderen verurteilt er, die Überheblichkeit der primitiven Hausmeister kritisiert er — und er selbst? Wenn sie sich als Deutsche oder Kollaborantin, jedenfalls ohne Ausweis, getraut hatte, durch ganz Prag zu laufen, dann —

„Sie sind also doch verletzt", sagt er leise. „Kommen Sie, ich werde Ihnen die Hände abwaschen und mit Alkohol desinfizieren."

„Das ist nicht notwendig, das tut nicht weh. Wollen Sie also jetzt fahren?"

„Selbstverständlich!"

Sie zieht einen Schuh aus, Strümpfe hat sie keine. In dem Schuh liegt ein kleines, zusammengelegtes Stück Papier. „Das ist der Plan, das ist die Stelle, wo er liegt."

Jan Horák wirft einen Blick auf den Zettel. „Den Ort kenne ich, das ist höchstens fünfzehn Kilometer von Prag. Aber was soll ich mit Ihnen machen? Wollen Sie in diesem Zimmer auf mich warten? Am besten wäre es, wenn Sie schlafen würden, ich kann ja nicht wissen, wie lange das Ganze dauern wird. Da haben Sie den Schlüssel, sperren Sie ab und öffnen Sie niemandem. Ich werde dem Kellner Bescheid sagen."

Vor der Tür dreht er sich noch einmal um. Sie steht noch immer auf derselben Stelle, den Schuh hält sie noch immer in der Hand. Das Kopftuch ist heruntergerutscht, gelb ist es, jetzt sieht er das, und sie ist rothaarig. Und so eigenartig schön, daß er rasch die Tür hinter sich zuschlägt.

Der Korridor ist fast dunkel, nur unten, bei der Stiege, brennt Licht. Und auf der obersten Stufe sitzt jemand. Jan will an dem betrunkenen oder schlafenden Burschen vorbei, der streckt aber plötzlich die Hand aus und faßt nach seinem Fuß.

„Ist sie schöner als ich?“ kichert er und er ist gar kein Bursche, es ist die blonde Gardistin, die ihm zugetrunken hatte. Die mit dem Bierdeckel.

„Was wollen Sie von mir?“ knurrt Jan unwillig.

„Dich, Liebling! Ja, dich! Du gefällst mir nämlich. Komm zurück, ich werde die aus dem Zimmer hinausschmeißen, ja?“

„Nein, zum Teufel! Ich muß fort, lassen Sie mich in Ruh'!“

„Gut, dann werde ich also mit dir gehen“, und sie springt auf und hängt sich bei ihm ein.

Schon will sie Jan grob wegstoßen, sie ist ihm widerlich, sie riecht nach Schnaps, Schweiß und Blut, und durch ihre geöffnete Bluse sieh man einen nicht gerade sauberen hellblauen Büstenhalter. Wenn er sie aber wegstößt, wird sie bestimmt Lärm machen, sie wird schießen und andere Gardisten rufen, und er wird nicht mehr fort können. Zum Glück ist sie ziemlich betrunken, vielleicht wird sie mit Doktor Hasal weitertrinken, und inzwischen kann er —

Er zieht sie also über die Treppe herunter, sie taumelt und kichert und beißt ihn zärtlich, aber ziemlich schmerzlich in das Ohrläppchen. Das Kaffeehaus applaudiert frenetisch, als die beiden erscheinen.

„Es leben unsere Helden“, grölt ein Mann, und sofort brüllen es alle nach. Jan möchte sich am liebsten für seine Feigheit ohrfeigen, er muß aber das Spiel mitmachen, er muß den Helden spielen, der eine zu sich passende Heldin gefunden hat.

„So — das ist Doktor Hasal und das ist —“

„Sehr erfreut, Genosse Doktor“, lacht die Gardistin und fällt schwer auf den Sessel hin. „Alena ist mein Name!“

Doktor Hasal schaut Jan fragend an, Jan zwinkert ihm zu und erzählt scheinbar in bester Laune.

„Hoffentlich werden Sie mir Alena nicht abspenstig machen, Herr Doktor! Ich muß nämlich jetzt fort, aber ich bin bald wieder zurück. Ich will — ich will nachschauen, ob wir in meiner Wohnung weiterfeiern könnten, das Lokal ist mir zu voll. Nicht wahr, Alena? Und das mit dem Nationalausschuß —“

„Was willst du von dem Nationalausschuß? Und wie heißt du eigentlich?“ unterbricht ihn Alena und trinkt dabei aus einer Flasche, die ihr irgend jemand vom Nebentisch gereicht hatte. „Willst du eine ganze Villa haben oder willst du viel Schmuck? Ich bekomme vom Nationalausschuß alles, was ich will, weißt du?“

„Könnten Sie mir Ihren Wagen für eine kurze Zeit überlassen, Herr Doktor?“ Und Jan zwinkert ihm schon wieder zu.

Doktor Hasal versteht ihn gar nicht, aber warum soll er ihm nicht seinen Wagen borgen? Jetzt, in der Nacht, ist es ohnehin gefährlich, in der Stadt herumzufahren, und außerdem, diese Gardistin ist jetzt mehr wert als ein Wagen.

„Aber natürlich! Hier sind die Wagenschlüssel. Ich werde inzwischen Alena gut behüten, Sie können sich auf mich verlassen!“

Jan hört nicht mehr, daß ihm die Gardistin etwas nachschreit, er hastet, so schnell es geht, durch das Gedränge hinaus. Der Kellner ist nirgends zu sehen, macht nichts, der wird schon wissen, was er zu tun hat.

„Wie heißt er?“ fragt die Gardistin und rückt mit dem Sessel näher zu ihrem neuen Bekannten.

„Jan heißt er. Und ich Otto“, und er zieht sie samt dem Sessel noch näher zu sich.

„Jan heißt er? Ich hab' mich nämlich in ihn verliebt. Er hat aber eine andere, ist das nicht eine Gemeinheit?“

„Eine andere?“ Doktor Hasal tut, als ob er staunen würde. Die weiß ja nicht mehr, was sie zusammenfaselt.

„Er war mit ihr dort oben, im Hotel, in einem Zimmer. Wenn der nicht zu mir zurückkommt, dann kommt die dort oben nicht hinaus. Die beiden werden heute Nacht bestimmt nicht zusammen schlafen, das garantiere ich dir! Die Losungsworte werden um Mitternacht gewechselt, und sie weiß das neue Losungswort bestimmt nicht! Und wer kein Losungswort weiß, der kann nicht auf die Straße, sonst wird er erschossen! Ober, einen Kübel Mokka will ich, ich will nicht mehr saufen!“

Doktor Hasal raucht nervös. Diese kleine Bestie ist nicht so dumm, wie er dachte. War Horák wirklich mit einer Frau im Hotel? Aber das ist doch ganz unmöglich, oder doch? Wie hat er es gesagt? „Was ist heute nicht unmöglich?“ Begreiflich wäre es, seine Frau ist ja tot, da kann man nichts machen. Aber das mit dem Losungswort, das ist eine schlimme Sache. Er muß das Losungswort aus ihr herauskitzeln, für den Fall, daß das Kaffeehaus eher schließen würde, als Horák da sein wird. Die blöde Revolution ist also doch noch nicht zu Ende.

Und Doktor Hasal umarmt die Gardistin und schaut sie verliebt an. „Wie könnte dich jemand betrügen, ich bitte dich? So einen Mann gibt es gar nicht!“

DER BUCKLIGE

Das Küchenfenster steht weit offen, zwischen den beiden Flügeln hängt eine breite, papierene Trikolore, die ununterbrochen im Wind raschelt. In der Mitte der Küche stehen noch immer die zwei Stühle, auf denen der Sarg lag. Vincenc möchte das Fenster gerne schließen, die raschelnde Trikolore macht ihn nervös, aber die Küche riecht noch immer nach der Leiche und nach den Kerzen. Und nach Essig und Petroleum. Ängstlich schielt er zu der Petroleumlampe hin, die wird nicht mehr lange brennen, nur das Ende des Dochtes steckt noch in dem Rest des Petroleums. Hunger hat er auch, aber er traut sich nicht sich zu bewegen, denn die Cilka könnte aufwachen. Arme Cilka, was wird sie jetzt ohne Vlasta machen? Gespannt lauscht er hinaus, ob nicht der Wagen kommt, nein, gar nichts hört man, und es ist schon fast zehn Uhr. Er schüttelt das Tintenfaß, das vor ihm auf dem Herd steht — er selbst sitzt auf einem großen Holzkoffer — seufzt tief und liest noch einmal durch, was er bis jetzt geschrieben hat.

„Hochverehrter Nationalausschuß! Ich, der unterschriebene Schuster Vincenc Král, verheiratet und römisch-katholisch, gebe folgendes bekannt: Heute um 2 Uhr nachmittags sollte meine Schwiegermutter, welche infolge Wassersucht gestorben ist, begraben werden in Begleitung des Herrn Pfarrers. Zu diesem Zweck gingen wir mit der Leiche auf den Friedhof, auch meine Frau Vlasta Králová und andere Bekannte. Beim offenen Grab wurde aber meine Frau von den Gardisten weggezerrt und verprügelt, bis sie ganze Büschel Haare verloren hat und auch aus dem Mund geblutet hat! Nachdem haben ihr die Gardisten, welche im Krieg mir bekannte Schwarzhändler waren, die Haare abgeschnitten bis auf die Haut, weil sie angeblich eine Kollaborantin ist, was aber nicht der Fall ist! Meine Frau spricht kein Wort Deutsch sowie auch ich nicht, und wir haben im Krieg mit keinem Deutschen gesprochen und auch nicht das deutsche Radio gehört, wir haben eine Petroleumlampe. Das kann ich vor dem Herrn Präsidenten beschwören! Der Herr Pfarrer machte das Begräbnis gar nicht zu Ende und ging schnell fort, indem er mir sagte, daß er nichts machen kann und daß meine Frau vor Gericht kommt und dort wird sie sagen können, ob sie schuld ist oder nicht. Wozu aber zu Gericht gehen, es ist doch alles

nur Rache und keine Gerechtigkeit. Sehr geehrter hoher Nationalausschuß, wenn ein Tscheche einen anderen Tschechen anzeigt oder prügelt, wo wir jetzt endlich Freiheit haben, das muß doch anders werden! Und gerecht!"

Wieder lauscht er gespannt nach draußen, immer noch nichts. Dann horcht er, ob sich im Schlafzimmer etwas rührt, aber alles bleibt still. Vielleicht lebt der Mann nicht mehr, er hat ja so viel Blut verloren.

Er taucht die Feder in die Tinte, probiert sie auf einem Stück Zeitungspapier aus und überlegt, ob er auch von dem verwundeten Mann schreiben soll. Lieber nicht.

Cilka steht auf und ist mit zwei Sprüngen bei dem offenen Fenster. Vincenc duckt sich hinter den Holzkoffer, er hat gar keinen Wagen vorbeifahren gehört, aber jemand muß im Vorgarten sein, sonst würde Cilka —

„Halten Sie den Hund fest, bitte!"

Es ist eine fremde Männerstimme, vom Dorf ist es bestimmt niemand. Vincenc kriecht hervor und sagt so fest wie möglich: „Wer ist draußen? Das ist kein Hund, das ist unsere Ziege!"

Tatsächlich, jetzt sieht es Jan Horák auch, es ist eine Ziege mit einem schwarzen, bärtigen Kopf. „Ich suche nämlich jemanden", und Jan stolpert über irgend etwas, es ist die Matratze aus dem Bett, in dem Vincenc' Schwiegermutter gestorben ist.

Der Schuster nimmt die Petroleumlampe und hält sie hoch. Vor dem Fenster steht ein Mann in einem gestreiften Sträflingsanzug, noch jung, und schaut aus — na halt so, wie Vincenc sich selbst in seinen Wunschträumen sieht. Wie ein Mann, der jeder Frau gefällt.

„Kommen Sie nur herein! Cilka, leg dich schön wieder hin!"

Jan muß sich bücken, die schmale Haustür, die von dem Vorgarten direkt in die Küche führt, ist für ihn zu niedrig. Der Mann, der die aufgeregt meckernde Cilka beruhigend unter dem Kinn kratzt, trägt einen schäbigen, vom Alter grünlichen schwarzen Rock. Er ist klein wie ein zehnjähriges Kind, hat einen zu großen, eckigen Kopf und ist bucklig.

„Setzen Sie sich, bitte!" Vincenc betrachtet noch immer ganz verwundert den Sträflingsanzug. Na ja, im Dorf hat man erzählt, daß die Sträflinge gleich bei dem Anfang der Revolution freigelassen wurden, damit sie mitkämpfen könnten. Und wer recht viele Deutsche erschossen hat, der muß nicht mehr ins Gefängnis zurück, auch wenn er zu lebenslänglichem Kerker verurteilt war.

„Sind Sie allein hier?" fragt Jan und sieht sich in der armseligen Hütte um. Er hat öfters in seinen Romanen solche Löcher beschrieben, aber er hat sie nie selbst gesehen. Freilich müssen solche Leute von dem Paradies der Arbeiter in der Sowjetunion begeistert sein, wenn sie so hausen müssen.

„Ja, das heißt, der kranke Herr liegt im Schlafzimmer."

„Wie ist er eigentlich zu Ihnen gekommen?"

„Das weiß ich nicht. Als ich von dem Begräbnis zurückkam, war er schon da und seine Frau auch. Sie haben einen Autounfall gehabt, hat die Frau gesagt. Er ist schon in dem Bett meiner Frau gelegen, der Herr. Und seine Frau hat gesagt, daß sie sofort nach Prag muß, Hilfe holen, der Herr muß ja ins Krankenhaus."

„Ist Ihre Frau bei ihm?"

„Nein, die hat man bei dem Begräbnis verhaftet." Vincenc schluckt ein paarmal, er hört wieder Vlastas Schmerzensschreie, es sieht aus, als ob er gleich losheulen möchte, aber auf einmal knurrt er böse: „Anständige Menschen werden jetzt verhaftet, und Mörder und Diebe laufen frei herum! Das ist keine Gerechtigkeit, das ist keine Gerechtigkeit!"

„Beruhigen Sie sich doch, sehen Sie, ich war auch im Gefängnis und —"

„Aber meine Frau hat niemanden ermordet und niemanden bestohlen!"

Jetzt begreift Jan. Der Bucklige hält ihn für einen entlaufenen Sträfling. „Haben Sie noch nicht einen Koncentráčník gesehen? Ich war im Konzentrationslager, wegen politischer Dinge."

Der Schuster fährt sich mit dem Finger zwischen den faltigen, dünnen Hals und den steifen unmodernen Kragen. Das ist also einer aus dem Konzentrationslager. Und er hat ihn beschimpft, wo doch die vom Konzentrationslager jetzt solche Macht haben werden.

„Na, na, machen Sie sich nichts daraus, daß Sie mich für einen Mörder hielten. Warum wurde Ihre Frau eigentlich verhaftet?"

Vincenc trottet zu dem Herd, wirft in seiner Aufregung eine Schüssel mit gekochten Kartoffeln um, Kartoffelsalat wollte Vlasta zum Nachtmahl machen, mit Blutwurst dazu, und er reicht Jan den halb beschriebenen Papierbogen. Jan überfliegt die unregelmäßigen großen Zeilen und spürt, wie seine Ohren heiß werden. Er schämt sich vor diesem armen buckligen Zwerg, so viel hat man solchen armen Teufeln in den illegalen Flugblättern versprochen, er selbst war ja als Verfasser von einigen

dieser Flugblätter von der Gestapo verhaftet, Freiheit und immer wieder Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit und Demokratie und Humanität — und jetzt?

„Waren Sie schon wegen Ihrer Frau beim Bürgermeister?" fragt er und hält Vincenc ein Päckchen Zigaretten hin. Der Schuster wischt sich zuerst die Hand an der Hose ab, dann nimmt er ungeschickt eine Zigarette, sagt „ich bin so frei" und läßt sich Feuer geben. Rauchen kann er nicht, er hat nie geraucht, aber so einem Herrn kann man doch nicht nein sagen.

„Unser Bürgermeister ist auch verhaftet, weil er Bürgermeister während des Protektorats war", sagt er und spuckt sehr männlich aus, wie er das bei den Pfeifenrauchern gesehen hat.

„Und die Gendarmerie?"

„Wir haben nur einen Gendarmen gehabt, der ist aber geflüchtet, weil er gehängt werden sollte. Alle werden angeblich gehängt, die bei den Deutschen im Dienst waren."

„Aber gehen Sie, das sind doch lächerliche Märchen! Ein Gendarm muß doch seinen Dienst tun, das Protektorat hat doch auch eigene Ämter gehabt, deren Beamte durchwegs Tschechen waren. Hat der Gendarm vielleicht unsere Leute denunziert oder schikaniert?"

„Das nicht, aber die Schwarzhändler hat er einmal verhaftet, und jetzt sind die Schwarzhändler Revolutionsgardisten und können machen, was sie wollen."

„Das wird sich bald ändern. Falls Ihre Frau nicht bald freigelassen sein sollte, werden Sie zu mir kommen, verstehen Sie? Ich werde Ihnen gleich meine Adresse aufschreiben. So — können Sie es lesen? Gut, könnte ich jetzt den Kranken sehen?"

Das Schlafzimmer ist kaum größer als die kleine Küche. Zwei Betten, ein weiß angestrichenes Holzbett und ein niedriges Feldbett, stehen dort wie Ehebetten nebeneinander. Von der Wand herunter lächelt eine Madonna, sie strahlt direkt, obwohl sie unter einem Kreuz kniet, auf dem ihr Sohn schmerzlich stirbt. Neben ihr steht mit düsterem Gesicht eine Frau im knallroten Gewand mit genauso rotem Haar, offenbar soll es die Magdalena sein. Unter diesem grellen Farbdruck hängt eine kleine Photographie. Vincenc Král als Bräutigam steht vermutlich auf einem Stuhl, denn auf dem Brustbild ist er genauso groß wie seine Frau. Vlasta trägt einen Schleier und einen Kranz, hat ein gutmütiges, breites Gesicht und sie schielt.

Der Mann, der auf dem weißen Bett liegt, hat den Kopf mit Damenstrümpfen und Damenwäsche verbunden. Darum war also

das Mädchen ohne Strümpfe. Und auch keine Wäsche hat sie also an — Jan stellt sich das Mädchen nackt vor, er kann nichts dafür, er zwingt sich, an etwas anderes zu denken, aber das nackte Mädchen mit einem Schuh in der Hand steht vor ihm bei dem Bett.

Mit diesem Mann hat er in der Widerstandsbewegung zusammen gearbeitet. Wie er wirklich heißt, das hat er nie erfahren. Die meisten von der Widerstandsbewegung stellten sich nur mit dem Vornamen vor, und auch die stimmten meistens nicht. Jan Horák war ein bekannter Schriftsteller, sein Bild sah man öfters in den Zeitungen, er hat sich darum keinen falschen Namen zugelegt. Außerdem war ihre Gruppe nur sehr klein. Jitka und noch zwei Männer wurden hingerichtet. Noch im Pankratzer Gefängnis, bevor er in das Konzentrationslager überführt wurde, hörte er von einem Mithäftling, daß der „Direktor", wie sie diesen Mann nannten, aus dem Petschekpalais, wo die Gestapo amtierte, geflüchtet war. Im Konzentrationslager erzählten dann die Häftlinge, die später kamen, daß der „Direktor" in Prag herumspaziere, und manche hielten ihn für einen Gestapospitzel. Viele von der Widerstandsbewegung arbeiteten aber mit ausdrücklicher Erlaubnis der Kommunistischen Partei und sogar auf ihren ausdrücklichen Wunsch als Spitzel für die Gestapo.

„Ich hab' mir gedacht", flüstert Vincenc, der bescheiden bei der Tür stehengeblieben war, „wir haben gar keinen Rum zu Hause und keinen Wein, vielleicht könnte man aber den Herrn mit ein bißchen frischer Ziegenmilch beleben? Meine Schwiegermutter sagte immer, frische Ziegenmilch könnte auch die Toten zum Leben erwecken. Soll ich rasch die Cilka melken? Meine Frau hat sie schon zu Mittag gemolken, aber vielleicht —"

Eine Weile hört man die Ziege wütend meckern, dann hört man nur, wie die Milch in einen Blechtopf spritzt.

Jan schiebt behutsam den seltsamen Verband von dem Mund des Kranken fort — es ist ihm, als würde er mit der feuchtheißen Wäsche auch den Körper des Mädchens berühren — und dann auch von der Nase und von den Augen. Das Gesicht ist unverletzt, die Wunde muß wahrscheinlich höher an der Stirn oder auf dem Hinterkopf sein. Das Hemd und die Hose sind steif von verkrustetem Blut.

„So, wenn Sie ihm den Kopf samt dem Polster ein bißchen heben könnten —", der Bucklige hält ein Glas mit der frischen Ziegenmilch in der Hand. Auch Cilka ist hineingeschlüpft und beschnuppert neugierig die Füße des Kranken.

Zuerst muß Jan die fest zusammengepreßten Zähne des Mannes auseinanderschieben, es geht nicht leicht, die Zähne sind wie versteinert. Dann flößt ihm Vincenc tropfenweise die noch schäumende Milch in den Mund. Die Milch fließt aber sofort wieder über die Mundwinkel hinaus, die Zunge ist wie zusammengerollt. Da erinnert sich Jan — irgend jemand von den deutschen Wachen dort im Konzentrationslager hat ihm Pulver gegeben, irgendein Präparat soll es sein, sehr stark, zur Behebung der körperlichen Schwäche. Ja, das sind sie auch, die kleinen Pillen in der Hosentasche, das papierene Säckchen hat keine Aufschrift, hoffentlich ist es ein Stimulantum und kein Gift. Noch einmal schiebt er die schon wieder zusammengepreßten Zähne auseinander, es muß ein Schock sein, ein Nervenschock oder eine Gehirnerschütterung. Die kleine Kugel zerbröckelt zwischen den Fingern und auf der Zunge entstehen dunkelbraune Flecken, jetzt rasch noch die Milch, damit wenigstens etwas von der Medizin in den Magen kommt. Komisch eigentlich, daß er ihn nicht mit seinem Namen anrufen kann. Václav oder Mojmír oder Novák oder Brázda. „Direktor" kann er doch unmöglich vor dem Buckligen sagen. Wie hat ihn wohl das Mädchen genannt? Sicherlich mit dem Vornamen, die hat bestimmt seinen Namen gewußt, oder flüsterte sie nur „Liebling" oder „du"? Eine Sekunde wünschte er sich, es wäre Gift, nein, nein, um Gottes willen, ist er, Jan, vielleicht schon auch ein Mörder geworden wie die dort in Prag? Nein, das sind nur die zwei Stimmen, die sich ununterbrochen in der Seele des Menschen streiten, die böse Stimme und die gute Stimme. Eigentlich hat also ein jeder Mensch einen Teufel und einen Engel in sich, irgendwo in irgendeinem Organ, wahrscheinlich im Herz, primitiv gedacht und ausgedrückt.

„Mit Verlaub", der Bucklige hält sich die Hand vor den Mund und läuft hinaus. „Ich muß nämlich — ich muß kotzen!"

Und draußen ist er. Jan setzt sich zu dem Kranken hin, er hat keine Ahnung, daß dem Schuster von seiner Zigarette so schlecht geworden ist. Der Körper des Verletzten beginnt zu zucken — war es also doch Gift? Die beiden Stimmen sind schon wieder da, die eine lispelt harmlos „Laß es, es ist gut so", und die andere stöhnt nur, ganz leise, kaum hörbar. Es ist aber der Kranke, der so stöhnt.

Das Auto muß über die steile Wand hinunter, so rasend schnell, daß der Atem stocken bleibt, und dann fliegt es wieder hinauf, ganz leicht, jetzt muß man schnell aufatmen. Aber schon

wieder stürzt der Wagen in die Tiefe, die Lunge bekommt einen Stich, bersten wird sie, ganz bestimmt. Hinauf und herunter — was ist jetzt mit den Russen los, die ihn gejagt hatten? Lauter lilafarbene Bänder schwirren in der Luft, wieso ausgerechnet diese lila Streifen? Ach so, die NKWD ist es, und die hat die lila Streifen auf den Kappen. Verdammt noch einmal, wenn die Russen nicht hin sein werden, ist das Mädchen und das Kind verloren. Also noch einmal mit dem Wagen herunter, jetzt, jetzt — ein donnerartiger Krach, der Wagen bleibt in der Luft stecken, ist es jetzt erledigt? Man sieht nichts, nur Haselnußsträucher, lauter junge Haselnußsträucher, und dann wirbelt eine Staubsäule hinauf — jetzt wird man ersticken müssen, jetzt ist alles aus. Dann fährt ein Panzer vorbei, die Männer auf dem Panzer lallen und sind wahrscheinlich betrunken, und die Frauen essen Schokolade und trinken. Sind es schon wieder die Russen? Sie sprechen deutsch. „Nein, den nehmen wir nicht mit, der ist ja praktisch tot." Wer ist praktisch tot? „Kommen Sie mit, du, Herbert, nimm das Kind hinauf!" Jetzt schmerzt alles, der ganze Körper, und noch etwas. Jetzt ist das Mädchen mit den Deutschen weggefahren — was denn, was willst du denn eigentlich, du egoistischer Kerl? Sollte sie da bleiben und sich abschlachten lassen, ja, ja, ich sag' ja nichts, es ist gut, daß sie fort ist. Dann hört man eine Stimme, eine kleine Kinderstimme, das Kind weint. Jetzt nur noch von weitem, jetzt sind sie also schon fort, die Deutschen, mit dem Mädchen und mit dem Kind. Der Wagen steht auf dem Kopf, aber die Räder drehen sich noch immer, das ist doch merkwürdig.

Der Mann öffnet die Augen. Nein, sie ist also noch immer da, bei ihm, sie hat ihn nicht verlassen, da steht sie, und ein rotes Kleid hat sie an. Er blinzelt die düstere Magdalena an, etwas unsagbar Zärtliches müßte man ihr sagen, sie ist bei ihm geblieben, sie ist dageblieben.

Der Bucklige sagt: „Schauen Sie, der Herr ist zu sich gekommen!"

Jan beugt sich zu ihm hin, ganz nahe sind jetzt die trüben grauen Augen. „Wenn ich ihn vor dir kennengelernt hätte", hat Jitka einmal gesagt.

„Nein, Jan, du bist nicht der begehrenswerteste Mann von ganz Prag, das heißt, für mich ab und zu schon. Aber der ‚Direktor', du, das ist einfach der Mann der Frauenträume." Und einmal, kurz vor ihrer Verhaftung, damals haben sie alle drei ziemlich viel getrunken und sie wollte von diesem Mann

unbedingt geküßt werden. Er hat sie auch geküßt und sie sagte dann: „Wie schön und jung müßte ich sein, damit du mich wirklich küssen würdest?" Jan lachte dazu und behauptete, er wäre gar nicht eifersüchtig. Denn die körperliche Liebe — so hat es doch geheißen in der Parteisprache?

„Servus, Jan", formen die fahlen Lippen des Verletzten, aber Jan versteht ihn doch, obwohl die Begrüßung lautlos war.

„Na, was ist mit dir los? Eine originelle Begrüßung ist es, das muß man schon sagen! Als Leiche kommst du einem Helden entgegen!"

„Wieso bist du denn da?" Die Zunge hat keine Kraft, man muß die einzelnen Worte erraten.

„Das Mädchen — diese — deine Frau hat mich geholt!"

Wieder schaut der Mann die gräßliche Frau mit dem blutroten Gewand auf dem Bild an. So, so, selbstverständlich. Natürlich sie, wer denn sonst?

„Ich habe draußen einen Wagen, du mußt ins Krankenhaus, mein Lieber. Wie bekomm' ich dich aber in den Wagen hinein?"

Der Kranke strengt sich an, nachzudenken. Krankenhaus — nein, ausgeschlossen. Warum er in kein Krankenhaus will, darauf kann er nicht kommen, aber in ein Krankenhaus darf er nicht, auf keinen Fall.

„Nicht ins Krankenhaus — später — später werde ich dir alles erzählen."

„Du mußt aber —"

„Bring mich —", der Name will ihm nicht einfallen. „Bring mich zu dem — in die Karlsgasse — weißt du?"

Und er sagt nachher nur noch: „Du, die Jitka, das war ein Kerl! Das war — das war —", und er vergißt schon wieder alles und muß schon wieder mit dem Wagen fast senkrecht hinuntersausen. Und dort oben, zwischen den Haselnußsträuchern, dort steht sie, sie steht mit ausgebreiteten Armen und wartet auf ihn.

AUF DER HETZINSEL

Was ist eigentlich die Zeit? Die Zeit ist ein Begriff. Sicherlich ein relativer Begriff. Nach der Prager Revolution war aber die Zeit plötzlich kein Begriff mehr. Niemand von den gefangenen Deutschen und Tschechen wußte, was für ein Datum und was für ein Tag heute war. Mit der Revolution war die Zeit

stehengeblieben. Die Gefangenen sagten, das war vor der Revolution, und das und jenes war nach der Revolution.

Die Frauen sitzen in dem feuchten Gras, einige liegen zusammengerollt und schlafen. Auf der breiten Stiege, die von der Brücke auf die Hetzinsel herunterführt, hocken Gardisten. Auch die schmale Stiege auf der anderen Seite der Brücke ist von Gardisten bewacht und der Tunnel unter der Brücke auch. Flüchten kann man von hier nicht, man kann aber in die Moldau springen, dagegen haben die Gardisten nichts. Ein paar Frauen sind schon ins Wasser gesprungen und zwei oder drei von ihnen konnten schwimmen. Denen haben die Gardisten nachgeschossen, nicht sehr eifrig gerade, denn wohin könnte schließlich eine Deutsche oder Kollaborantin mit nassen Kleidern hingehen, wenn sie tatsächlich das eine oder das andere Moldauufer erreichen würde? Alle Spaziergänger sind bewaffnet, man fragt nicht viel, jeder braucht jetzt schließlich seine Leichen. Bei den Nationalausschüssen wird ein jeder gefragt, wie viele Deutsche er erlegt hat. Und schön durch zwei Zeugen muß man seine Leichen nachweisen.

Die Frauen, die sich auf dem Ende der Insel befinden, müssen stehen. Sitzen oder liegen ist für sie nicht erlaubt, denn diese Frauen sind Deutsche. Auch Kinder sind dabei, sehr viele sogar, aber nur kleine Kinder bis zu sechs Jahren, die noch zu keiner Arbeit verwendet werden können. Auch die Kinder dürfen sich nicht hinlegen, sonst sind sofort die Gardistinnen da, und die Mütter müssen froh sein, wenn die Gardistinnen ihre Kinder nur verprügeln. Sie dürfen ja ohne weiteres die deutschen Kinder — man sagt Brut, deutsche Brut — erschlagen. Ein Haufen kleiner und größerer Leichen liegt unter einem Baum, sie sollten am Abend weggeräumt werden, aber man vergaß darauf. Die untersten Leichen in dem Haufen liegen schon seit Samstag da, und heute ist Mittwoch, der 9. Mai, der letzte Tag der Revolution. Kurz bevor die Rote Armee gegen Mittag in Prag einmarschierte, war die Revolution beendet. Man merkte es aber nicht. Man schießt weiter, jeder muß sich vor den Barrikaden legitimieren und jeder muß das Losungswort wissen. Allerdings, der Prager Rundfunk ruft nicht mehr um Hilfe gegen die deutschen Barbaren, aber die Deutschen sind noch immer da, teils als Leichen, teils als Internierte. Trotzdem, auch den internierten Deutschen darf man nicht trauen. Darum heißt es — schießen, schießen, schießen. Was soll man mit den Deutschen machen? Soll man sie vielleicht füttern? Zwar haben die Internierten seit Samstag noch

nicht ein Stückchen Brot oder ein bißchen Wasser bekommen, auch die Kinder nicht, aber eines Tages wird man ihnen doch etwas zum Fressen geben müssen, sonst werden sie nicht arbeiten können.

Gerade werden neue Gefangene über die breite Treppe heruntergestoßen, die Leute schlagen auf sie ein mit allem, was sie gerade in der Hand haben. Mit Regenschirmen, mit Gewehren, mit Koffern und Kisten. Die Gardisten brüllen erbost — „Idioten, blöde, wir sind keine Begräbnisanstalt, wir brauchen keine Leichen! Na also, schon wieder drei frische Kadaver! Wem gehört die Leiche? Dir? Also nimm sie und verschwinde!"

Drei erschlagene Frauen bleiben auf der Stiege liegen, die Leute zerstreuen sich wieder, nur oben auf der Brücke stehen noch einige herum und bestätigen sich gegenseitig die erlegten Stücke.

In der Mitte der Hetzinsel steht eine kleine Holzhütte, in der im Sommer Bier und Würstel verkauft werden. Herum stehen lange, ungehobelte Tische und Bänke. Hieher werden die gefangenen Frauen gebracht, zum Verhör. Auf einem von den Tischen sitzen zwei Gardisten. Sie schreiben nichts auf, das Verhör wird nur mündlich durchgeführt.

„Deutsche Huren links, tschechische Dirnen rechts", befiehlt einer von den Gardisten barsch. Ungefähr sechzehn Jahre ist der Bursche, blond, hübsch, mit lebhaften, blauen Augen.

Die Frauen drängen alle nach rechts, keine von ihnen will eine Deutsche sein, jede weiß schon, was es heute bedeutet.

„Na, komm her!" winkt der Gardist einer alten Frau zu. Die Alte schaut sich um wie ein Hund, der sich verkriechen will, aber schon brüllt der Gardist noch einmal: „Soll ich dich vielleicht bitten, du Sau? Was bist du? Tschechin oder Deutsche?"

„Tschechin", murmelt die Alte bebend.

„Gut! Dann sag dreimal schnell hintereinander: Třiatřicet stříbrných křepelek přeletělo přes třiatřicet stříbrných střech!" (Dreiunddreißig silberne Wachteln überflogen dreiunddreißig silberne Dächer.)

Es mußte nicht einmal dieser lange Satz sein, den nicht einmal ein jeder Tscheche rasch fehlerlos aussprechen kann, es genügte vollkommen das tschechische „ř". Kein Ausländer, auch wenn er jahrelang unter lauter Tschechen gewohnt hat, kann dieses „ř" so aussprechen wie ein geborener Tscheche.

Die alte Frau beginnt „tschiatschicet" und bekommt von dem

Gardisten einen Fußtritt in den Bauch, daß sie sofort umfällt und liegenbleibt.

„Wegräumen den Mist!"

Keine von den Frauen rührt sich, sie drängen sich noch enger zusammen.

„Ich zähle bis drei, meine verehrten Damen! Wenn bis drei dieser Haufen Knochen nicht weg sein wird, werde ich euch mit dem Revolver helfen, verstanden?"

Jetzt tritt eine Frau vor. Sie ist in Trauer, das Gesicht unter dem schwarzen Kopftuch ist geschwollen, das linke Auge ist geschlossen, und ringsherum ist ein großer, grünblauer Fleck, das rechte Auge schielt. Nach ihr tritt noch eine Frau vor, sehr elegant, in einem hellen Kostüm, und ihr Hut, Handschuhe und Schuhe haben die gleiche Farbe.

Die alte Frau ist noch nicht tot, die beiden müssen sie aber auf Befehl des Gardisten trotzdem auf den Leichenhaufen hinlegen. Dann kommt die Prüfung. Diesmal geht es gut.

„Aha", grinst der Gardist boshaft. „Diese Damen sind also wirklich Tschechinnen! Und beide große Patriotinnen, nicht wahr? Wo war man denn während des Krieges? Bei den Partisanen oder in der Widerstandsbewegung? Wie heißt du, du schielendes Gespenst?"

„Vlasta Králová."

„Warum trägst du die schwarzen Fetzen? Trauerst du um das krepierte Deutschland?"

„Meine Mutter hat heute Begräbnis gehabt."

„Deswegen brauchst du nicht zu heulen, du wirst bald bei deiner Mutter in der Hölle sein! Abtreten! Zu den Kollaborantinnen dort! Und jetzt du! Wie ist dein werter Name? Du bist eine Kapitalistin, was?"

„Ich bin eine genauso gute Tschechin wie du, und vielleicht noch eine bessere!"

„Mach keine Witze! Und warum bist du da, wenn du so eine gute Tschechin bist?"

„Das möchte ich auch wissen! Und vor allem, wo meine Kinder sind!"

Der Gardist rutscht von dem Tisch herunter und geht langsam zu ihr hin. In einer Hand hält er einen Revolver, in der anderen eine Peitsche. Von der breiten Stiege her hört man Stimmen, jemand ruft „Petr, Petr, bist du hier? Komm sofort her!"

Der zweite Gardist steht auf und geht zu der Stiege. Hinter

ihm saust die Peitsche, und die Frau wimmert und jammert. „Dich werde ich mir gut merken!" knurrt der blonde Gardist. „Wie heißt du, du Luder? Sag schnell, wie du heißt, sonst . . ."

„Karla Hasalová, Karla Hasalová, Karla Hasalová . . ."

Immer wieder muß die Frau ihren Namen wiederholen, Karla Hasalová, Karla Hasalová, der Gardist geht schneller, lieber Gott, ich werde diesen Namen nie vergessen können, denkt er schaudernd. Solange sie keinen Namen haben, solange kann man es noch ertragen, aber wenn man den Namen weiß – nein, ich bin nur ganz erledigt, ich kann nicht mehr, ich habe seit Samstag kaum geschlafen.

Die Leute auf der Brücke schreien „Hoch Alena!" Alena hat den Bierdeckel an der Bluse befestigt, die Leute stoßen sich an und zeigen mit den Fingern auf das Stück Pappe, 181 Stück, das ist schon eine Leistung!

Alena beeilt sich heute nicht, ihren Bräutigam zu begrüßen. Wer ist er schließlich? Ein Student. Sie könnte einen Rechtsanwalt haben, sie könnte . . .

Doktor Hasal steht neben ihr und hört seine Frau schreien. Karla Hasalová, Karla Hasalová . . . Es wäre zwecklos, ihr zu Hilfe zu gehen, vielleicht schreit sie auch nur ganz grundlos, redet er sich ein. Nein, er kann jetzt für seine Frau nichts tun. Später, später bestimmt.

Irgendwo schlägt die Uhr Mitternacht. Petr zählt mechanisch, eins, zwei, drei – er weiß, daß die Uhr zwölf schlägt, und er weiß gar nicht, daß er mitzählt. Die Lichter der Laternen schaukeln auf dem dunkeln Fluß, die schwarzen Wellen gurgeln eintönig – wie kam nur Bedřich Smetana auf die Idee, seine große symphonische Dichtung auf einem abgedroschenen, sinnlosen Gassenhauer aufzubauen? „Kočka leze dírou, pes oknem" (die Katze kriecht durch das Loch, der Hund durch das Fenster). War es vielleicht Rache des Tschechen Smetana an den Tschechen, den kleinlichen und bösartigen, die ihm nie vergaßen, daß er in den deutschen aristokratischen Häusern Unterricht gab? Wurde nicht noch zu Smetanas Lebzeiten hämisch behauptet, daß seine Taubheit die Folge einer Geschlechtskrankheit wäre, die er sich bei den hochnäsigen deutschen Damen geholt hätte? Bis in die Irrenzelle verfolgte ihn der Haß der Tschechen, seiner eigenen Landsleute, bis zu seinem schrecklichen Schluß.

Petr hat oft über diese Sachen gegrübelt, über den grenzenlosen Haß der Tschechen gegen alles Deutsche. Sprechen konnte er darüber mit niemandem, während des Krieges schon über-

haupt nicht, denn jeder, der den Haß auf die Deutschen nicht ganz in Ordnung fand, wurde als deutschfreundlich verfemt. Jetzt nennt man die Deutschfreunde Volksfeinde, und das Ende dieser Volksfeinde, das hat Petr während der letzten fünf Tage hundertmal gesehen.

„Die hab' ich in einem Hotelzimmer erwischt", sagt Alena, und Petr reißt sich gewaltsam zusammen, er hat die ganze Zeit das Mädchen in dem blau-weiß karierten Kleid angestarrt. „Die gehört mir! Von mir aus kannst du sie aber auch haben, wenn du sie haben willst. Morgen früh werde ich sie abholen, jetzt geh' ich endlich einmal schlafen."

Ist das die Alena, die rot wurde, wenn er sie im Badeanzug sah? Oder war sie immer so schamlos und spielte nur die Zimperliche? 181 Menschen hat sie getötet. Freilich sind die Deutschen keine Menschen wie wir, aber . . .

„Schau her, nackt ist das Püppchen, nicht einmal ein Hemd hat sie an! Na ja, bei ihrem Beruf . . .", und Alena packt das Mädchen bei dem weißen Kragen und reißt ihr das Kleid über die Schultern herunter.

„Komm, komm", zieht sie Doktor Hasal davon. Der Teufel schläft nie, solange er von dem Nationalausschuß keinen ordentlichen Ausweis bekommt, muß er vorsichtig sein. Dem Horák wird er schon irgend etwas einreden, er muß ja gar nichts von dem Mädchen wissen, er hat kein Mädchen gesehen. Vielleicht wird auch Horák gar nicht nach ihr fragen, ein KZler und eine Deutsche oder eine Kollaborantin — jedenfalls, was geht ihn der Horák an? Jeder muß jetzt nur an sich denken, für Rücksicht und Sentimentalität ist jetzt keine Zeit. Und wenn seine Frau bis jetzt nicht erschlagen wurde, dann wird sie auch diese Nacht noch überleben und morgen oder übermorgen . . .

Die andere Hälfte der Hetzinsel ist nicht so gepflegt und so berühmt. Hier werden keine internationalen Hockeyspiele veranstaltet, keine Weltmeisterschaften im Tennis, diese Hälfte der Insel wurde nie in allen möglichen Zeitschriften abgebildet. Die Bäume hier konnten nie groß und stark werden, kaum hob ein Bäumchen den Kopf ein bißchen über die Wildnis der Sträucher, schon brachen es die spielenden Buben oder die Leute, die Heizmaterial brauchten.

Petr wäre mit dem Mädchen nie auf diese Seite der Insel gegangen, aber die Gardisten stießen ihn einfach in den Tunnel. „Hast einen Befehl erhalten von der Alena, also mach schon!"

wieherten die Burschen vergnügt. „Geh' nur, oder fürchtest du dich mit der Deutschen allein? Sollen wir mitkommen?"

Jemand warf ihm ein Kleiderbündel zu. „Mach dir daraus ein feines Hochzeitsbett, Petr!" Und schon wieder wieherten alle und schrien dem Mädchen nach, das „Hochzeitsbett" zu tragen.

Sie hob das Bündel auf und ging zwei Schritte vor ihm. Auf der Brücke spielte eine Ziehharmonika, die Leute sangen, tanzten und jauchzten. Auf dem hohen, dunkelgrünen Gras glänzten Perlen, lauter Perlen, es war der Tau. Die Perlen kollerten über die dünnen Gräser herunter, immer wieder vor die Füße des Mädchens, das, ohne sich umzudrehen, immer weiter ging.

Ob sie Angst hat? Wird sie sich wehren, wenn . . .? Petr bleibt stehen, sie geht noch einige Schritte und bleibt dann auch stehen. Geschenkt hat er sie bekommen, richtig geschenkt, wie eine Sklavin oder eine Katze oder irgendeinen Gegenstand. Soll er grob zu ihr sein oder zärtlich? Zärtlich — zu einer Feindin? Warum ist sie aber eine Feindin? Ihm haben die Deutschen nie etwas getan. Wieso nicht? Seine Heimat haben sie überfallen und besetzt, ist das nicht genug?

Mit einem Sprung ist er bei ihr, nur schnell, bevor er wieder den Mut verliert. Sie hält das Bündel fest mit beiden Armen und weicht vor ihm zurück, die harten Hände der Sträucher schlagen ihr ins Gesicht. Von irgendwoher kommt eine Melodie, sehr zart windet sich das Leitmotiv durch die Triolen, in cis-Moll muß jetzt das Andante Sostenuto kommen.

„Sie kennen mich? Das ist doch meine Komposition!"

„Die ‚Bagatellen' von Peter Schleier."

„Woher wissen Sie — wieso kennen Sie mich?"

„Ich war auch am Konservatorium, aber nur extern."

„Ja — aber, was jetzt? Was soll ich jetzt tun? Was soll ich mit Ihnen machen?"

„Lassen Sie mich fliehen! Ich muß in das Hotel zurück! Ich muß dort auf jemanden warten!"

„Das ist ganz ausgeschlossen! Auch wenn ich Sie fliehen lassen würde, Sie würden sofort wieder verhaftet werden, wenn nichts Schlimmeres! Wieso hat Sie die Alena hergebracht? Kennen Sie sie?"

„Nein. Bitte, lassen Sie mich fliehen!"

„Sie sprechen perfekt tschechisch. Sind Sie . . ."

„Ja, ich bin eine Deutsche. Aber ich komme schon irgendwie durch, ich muß durchkommen."

Oben, auf der Brücke, raufen sich die Leute um einen Luft-

schutzkoffer. Die Rotarmisten schauen zu und lachen. Polizei gibt es keine. Die ganze Macht haben die während der Revolution gebildeten Nationalausschüsse und die Revolutionsgardisten. Jeder kann stehlen, rauben oder morden, dafür wird jetzt niemand bestraft. Verhaftet wird man nur, wenn man ein Deutscher ist oder wenn man als Kollaborateur bezeichnet wird. Wie lange wird das Ganze noch dauern? Die Russen scheinen sich um nichts zu kümmern, sie lassen die Tschechen machen, was sie wollen.

Plötzlich beginnt Petr zu erzählen, er muß sprechen, er muß sich mit jemandem endlich aussprechen.

„Sie dürfen nicht glauben, daß ich Gardist geworden wäre, daß ich mitgemacht hätte bei der Revolution, wenn ich nicht Schleier heißen würde! Meine Mutter wollte es, wissen Sie, sie hat Angst, obwohl mein Vater ein Tscheche war. Viele Tschechen haben doch deutsche Namen und viele Deutsche wieder tschechische Namen. Aber jetzt — ich hab' mich als Šlajer eingetragen in die Liste der Gardisten, aber wenn sie mir darauf kommen werden, was dann? Ich kann Sie nicht laufen lassen, ich, mit meinem deutschen Namen! Und Alena — Sie haben sie ja selbst gesehen, von der darf ich keine Hilfe und kein Verständnis erwarten. Sie wohnt bei uns in Untermiete, und so haben wir — wir sind verlobt."

Von der Brücke her kommen Gardisten und Rotarmisten, und jeder gröhlt ein anderes Lied. Hoffentlich werden sie nicht herkommen — doch, natürlich, die Gardisten wollen ja wissen, was er mit der Deutschen gemacht hat. Immer sind welche dabei, wenn die Deutschen vergewaltigt werden. Aber Petr kann das Mädchen nicht vergewaltigen, und schon gar nicht vor diesen viehisch betrunkenen Burschen. Da aber reißt ihn das Mädchen nieder. „Hinlegen", raunt sie, und sie liegen beide dicht nebeneinander und glauben, daß ihr vor Angst keuchender Atem von den Gardisten und von den Russen gehört werden muß.

Die trampeln aber weiter, Petr weiß schon, wohin die Gardisten die russischen Soldaten führen. Zu der „Latrine", zu dem großen Berg aus Leichen von deutschen Soldaten, den die Gardisten als Klosett benützen. Die Russen wollen aber nicht mitmachen, sie lachen zwar noch immer, aber es ist ein anderes Lachen, und einer von ihnen brummt „Tscheche nix gut." Das sagen viele Russen, sogar deutsch sagen sie es, die Tschechen glauben, daß sie diesen Satz von den Deutschen gelernt haben und daß sie nicht wissen, was er bedeutet.

Als die Gardisten wieder zu der Brücke zurückkehren, wagt

Petr den Kopf zu heben. Es sind andere Gardisten, die kennt er gar nicht, wahrscheinlich wurden die Wachen bei der Brücke inzwischen ausgewechselt.

„Alle besoffen!“ fährt die Gardisten ein tschechischer Offizier an. „Ihr seid schöne Vaterlandsverteidiger! Habt ihr die Insel schon überhaupt ordentlich durchgekämmt? Nein, das hätte ich mir denken können. Also, eine Kette bilden und mir nach! Und alles, was nicht zu uns gehört und was nicht sofort mit dem Losungswort antwortet, niederknallen!“

Petr stöhnt auf. Wenn sie ihn mit der Deutschen hier finden werden — diese Gardisten kennen ihn nicht, werden sie ihm glauben, daß er mit dem Mädchen schlafen wollte? Werden sie ihm überhaupt etwas erklären lassen? Auch Gardisten hat man schon erschossen, die in Verdacht waren, daß sie den Deutschen helfen wollten, ohne Beweise, ohne Verhör, ein Verdacht genügte vollkommen.

Das Mädchen hat alles gehört und weiß, was jetzt Petr Schleier ungefähr denkt. Wenn er sie erschießt, ist er gerettet. Die Kette marschiert, es kann nicht lange dauern, und die Gardisten mit dem Offizier werden bei ihnen sein. Nicht lange dauern? Sie glaubt, daß es eine Ewigkeit dauert, bis sie die Riemen von dem Bündel heruntergezogen hat. Es sind zwei oder drei schwarze SS-Uniformen, solche, wie sie jetzt die Gardisten tragen. Aber eine Binde, die rote Binde, die hat sie nicht.

„Geben Sie mir Ihr Taschentuch“, flüstert sie und zieht sich die schwarzen Hosen an, es geht schwer, sie muß sie liegend anziehen. Die Bluse — das ist keine Bluse, das ist wieder eine Hose, sind die noch nicht da? Jetzt hat sie die Bluse an, endlich, endlich!

„Bleistift! Mit einem Bleistift schreiben Sie auf das Taschentuch ‚RG‘!“

Das sind die zwei Buchstaben, das Erkennungszeichen der Revolutionsgardisten.

Sie zieht den jungen Mann zu sich hin und umarmt ihn fest und flüstert dabei: „Das Losungswort!“ Ihre Augen sind schwarz vor Angst und ihre Hände beben und sind eiskalt.

„Praha a Moskva!“

Sie warten, fest umschlungen, die Gardisten sind jetzt nur noch einige Schritte entfernt. Der eine bleibt stehen, er muß brechen. „Na, komm schon, du Schwein!“ ruft ihm der Nebenmann zu, dreht sich nach ihm um und stolpert über die Beine der Liegenden.

„Da liegt jemand, Bruder Leutnant!" schreit der Bursche, anstatt das Losungswort zu verlangen.

Das Mädchen schreit auch auf und setzt sich nieder. Verschämt glättet sie sich das Haar und zupft an der weißen Binde an ihrem linken Ärmel. „Was ist los?" fragt sie. „Prag und Moskau! Wie spät ist es denn eigentlich schon, Genosse?"

„Was ist dort los?"

„Aber gar nichts, Bruder Leutnant! Nur ein Pärchen, ein Gardist mit einer Gardistin."

„Habt ihr nichts anderes zu tun, als sich im Gras zu wälzen?" schreit der Offizier. „Sofort antreten und an die Kette anschließen!"

Der Gardist und die Gardistin marschieren mit. Die Vögel piepsen verschlafen, einige beginnen das Morgenlied zu trillern. Die Kette marschiert und sucht, aber außer einigen Leichen findet sie nichts. Keinen Deutschen und auch keine Deutsche.

AM KLEINSEITNER RING

Jan Horák wundert sich fast, als er das alte Haus unbeschädigt findet. Unbeschädigt und unverändert. Ganz Prag scheint ein Schlachtfeld zu sein, mit Leichen und Blut und ausgebrannten Panzern und Leuten mit Waffen und russischen und tschechischen Soldaten. Die zwei hölzernen Löwenköpfe an dem Haustor sind zwar abgeschlagen und eine von den beiden großen Klinken fehlt, sonst aber ist das Haus, wie es immer war.

Das Auto hat Jan erst auf dem Gehsteig zum Stehen gebracht, kaum einen Schritt vor dem Haustor, er will so schnell wie möglich mit dem Wagen verschwinden. Das Haustor ist versperrt, die Glocke bleibt stumm. Alle Fenster sind zu, und niemand zeigt sich bei ihnen, als Jan mit der Faust auf das Haustor trommelt.

Nur zwei Männer bleiben stehen und der eine sagt: „Soll ich dir helfen, Genosse? In diesem Haus wohnen lauter Schwarze, die glauben wahrscheinlich, daß sie auch nach der Revolution die Herren spielen werden. Willst du dort eine Wohnung beschlagnahmen?"

„Ja — das heißt, ich suche hier jemanden."

„Aha! Abrechnen willst du mit den schwarzen Raben, nicht wahr?"

„Ja, aber ich komme schon in das Haus hinein, ich danke dir für deine Hilfe, Genosse!“

„Für die KZler bin ich immer da.“ Beide Männer drücken Jan so kräftig die Hand, daß er vor Schmerz die Zähne zusammenpressen muß.

In dem Haus, hinter dem Tor, hustet jemand. Mühsam ringt dort jemand um Atem. Immer wieder kommen pfeifend die Hustenanfälle. Zwei Mädchen in tschechischer Nationaltracht tänzeln vorbei und lachen Jan fröhlich zu. Eine von ihnen wirft ihm eine Rose zu. „Nazdar, Bruder!“ rufen sie noch von weitem. Jan hebt die Rose auf, sie lebt aber nicht mehr, die Blätter fallen eines nach dem anderen ab. Die Hustenanfälle werden schwächer, und dann fragt eine heisere Stimme:

„Bist du es, Jan?“

„Ja, ich bin es, machen Sie schnell auf, bitte!“

Das Tor knarrt und öffnet sich zu einer Spalte, der Eingang ist dunkel, man sieht nur eine gelbe, alte Hand, und die Hand hält ein Gewehr.

„Komm herein!“

„Ich habe einen Wagen da, wir müssen das Tor ganz aufmachen!“

Als das Auto unter dem gewölbten Eingang steht, steigt Jan aus. Vorne ist das Tor zum Hof, hinter ihm ist das Tor zu dem Ring. Es ist so finster hier, als ob Mitternacht und nicht ein heller Maitag wäre. Dann flammt eine Taschenlampe auf, man sieht große, ausgetretene Hausschuhe und einen alten Schlafrock. Den Kopf sieht man nicht, Jan wird es unheimlich, keinen Kopf hat er, genau wie Jitka.

„Da bist du also, Jan!“

„Ja, da bin ich, Schwiegervater!“ sagt Jan und weiß nicht mehr, was er noch weiter sagen soll.

Diesem alten Mann hat man sein einziges Kind hingerichtet. Seine Tochter liegt jetzt irgendwo, man weiß gar nicht wo, ohne Kopf, sie kann nicht mehr lachen, nie mehr. Hier war es, hier hat er sie kennengelernt. Wenn sie nicht seine Frau geworden wäre, würde sie noch da sein. Mit dem Kopf, lachend.

„Haben dich also die Befreier, die Russen oder die Amerikaner, doch befreit? Bringst du uns endlich die Freiheit?“

Noch immer kein Wort von seiner Tochter. Nach der Freiheit fragt er, verbittert und enttäuscht.

„Ich habe jemanden mitgebracht, Schwiegervater. Sagen Sie,

könnte ich einen Freund vorläufig bei Ihnen lassen? Er ist nämlich krank. Da, in dem Wagen liegt er."

„Bei mir willst du ihn lassen? Für deine Freunde gibt es doch jetzt viel bessere Wohnungen in Prag, als die meine ist. Für deine Freunde und für dich gibt es jetzt doch alles, sogar die Freiheit!"

„Schwiegervater, bei einer Revolution gibt es immer Übergriffe und Mißverständnisse."

„Übergriffe und Mißverständnisse? Über hunderttausend Übergriffe und Mißverständnisse liegen tot in Prag herum! Da, gleich um die Ecke, in dem Sattlergeschäft hängen vier kleine Kinder im Schaufenster, und das Dienstmädchen liegt zerstückelt auf dem Ladentisch! Freilich war der Sattlermeister ein Schuft, er hat nicht nur die Tschechen, er hat auch seine eigenen Landsleute, die Deutschen, bei der Gestapo denunziert, aber was haben damit die kleinen Kinder zu tun gehabt, die man erhängt hat? Und das tschechische Dienstmädchen, das zu ihm durch das Arbeitsamt geschickt wurde? Das nennst du Übergriffe und Mißverständnisse? Dann war der Mord an meiner Tochter also auch ein Übergriff oder ein Mißverständnis, was?"

Irgendwo oben wird eine Tür geöffnet, man hört tappende, unsichere Schritte, und dann sieht man ein komisches schwarzes Hütchen mit einem verblichenen Veilchenstrauß und ein Beil.

„Ich bin schon da, Herr Vorel!"

Jan möchte am liebsten fort, nur fort, er kann es nicht ertragen, und helfen kann er auch nicht. Dieser alte Mann mit seinem rostigen Gewehr, der bestimmt mit der Waffe nicht umgehen kann und bestimmt nie schießen würde, und diese arme alte Vogelscheuche, die ihm mit einem Beil zu Hilfe kam, die aber sicherlich in Ohnmacht fallen würde, wenn sie eine tote Maus in die Hand nehmen müßte. Die verteidigen also jetzt die Freiheit. Die Freiheit von Prag.

„Nein, nein, Fräulein Anna, das ist nur mein Schwiegersohn!"

„Ich dachte, es wären schon wieder die Gardisten! Herr Professor, Sie müssen den Gardisten verbieten, uns immer wieder so zu erschrecken! Ihr Schwiegervater ist krank, er muß endlich ins Bett! Seit Samstag ist er hier, bei dem Haustor, in der Kälte!"

„Ist schon gut, Fräulein Anna. Holen Sie die Studenten von oben, wir müssen den Mann, in dem Wagen liegt er, in meine Wohnung bringen."

„Gleich bin ich da!"

Es dauert aber eine ganze Weile, bis das uralte Weiblein die

steile Stiege bis zu dem dritten Stock hinauf erklettert und dann wieder mit zwei jungen Burschen zurückkommt. Die Burschen sind sichtlich krank, tuberkulös wahrscheinlich, die Haut auf den Backenknochen ist gespannt und hat abgezirkelte, rote Flecke. Das Tor zu dem Hof ist jetzt offen, man kann alles sehen. Auch das, daß diese Burschen keine Trikoloren haben.

„Um Gottes willen, Schwiegervater, Sie haben Deutsche im Haus?"

„Wenn du den Namen Gottes in den Mund nimmst, dann denke auch daran, daß es vor Gott keine Deutschen und keine Tschechen gibt. Vor Gott gibt es nur Menschen, Jan!"

„Aber nicht vor den Nationalausschüssen und vor den Gardisten! Nicht vor dem wahnsinnig gewordenen Pöbel dort draußen auf den Straßen!"

„Ist denn meine Tochter darum gestorben, daß nach den Greueln der Deutschen noch größere Greuel der Tschechen kommen? Glaubst du, Jan, daß ich nicht so viel Mut wie meine Jitka habe? Wenn du feige bist, kannst du wieder gehen. Ich habe dich nicht gerufen, und ich halte dich auch nicht zurück."

Jan Horák hat mit Vorliebe die Kleinigkeiten, die Details in seinen Romanen beschrieben. Die scheinbar unwichtigen Sachen und Ereignisse spielten in seinen Werken die Hauptrollen. Das Große ist zu groß, um von dem Durchschnittsleser überblickt werden zu können. Das war immer seine Überzeugung. Jetzt sind die Kleinigkeiten da, in Hülle und Fülle, jetzt spielen sie wirklich, ohne ihn, die Hauptrollen, aber Jan sieht alles nur verschwommen durch den grauen Schleier seiner Müdigkeit und seiner Furcht.

Die zwei deutschen Jungen, die mit ihm den Bewußtlosen in die Kellerwohnung schleppen, das Fräulein Anna, das sich eine riesengroße weiße Schürze umgebunden hat und aufgeregt herumtrippelt, den Schwiegervater, der das Gewehr wie eine Kerze vor sich hält, das Bild der kleinen Jitka auf dem Wäschekasten, an ihrem ersten Schultag mit einem großen Apfel in der Hand, die feuchten Wände, die morschen Bretter des Fußbodens, das Bett mit den mit Heu gefüllten Pölstern, die ganz saubere, aber darum noch schrecklichere Armut. Diese Armut hat nichts Fröhliches und keine Spur von Leichtsinn.

Als Frau Anna den sonderbaren Verband aus der zarten Damenwäsche von dem Kopf des Verletzten entfernt — am liebsten hätte sie zu den zwei Burschen gesagt: „Nicht herschauen, Kinder, die Augen schließen" — zeigt das Gesicht des

Alten zum erstenmal so etwas wie den Schatten eines Lächelns.

„Warum hast du mir nicht gleich gesagt, Jan, daß es der Herr Direktor ist?"

„Sie kennen ihn, Schwiegervater?"

„Aber Jan, du hast ihn doch selbst zu mir geschickt! Er hat mir doch deine Ersparnisse gebracht, davon habe ich fast ein Jahr leben können. Und auch später ist er gekommen, und immer hat er etwas gebracht. Tabak, Geld, Lebensmittel."

Jan Horák öffnet den Mund, aber dann sagt er nichts. Nie hat er Ersparnisse gehabt, im Gegenteil, Schulden hat er gemacht. Und nie hat er diesem Mann von seinem Schwiegervater erzählt. Jan gehörte der Gruppe prominenter Salonkommunisten an, und sein Schwiegervater war ein Kirchendiener. Warum unterstützte aber der „Direktor" seinen Schwiegervater? Wie fand er ihn überhaupt? Man hörte allerdings phantastische Märchen über das Riesenvermögen des Direktors, und Geld hat bei ihm nie eine Rolle gespielt. Wie wenig man eigentlich über die Menschen weiß, die man gut zu kennen glaubt.

Die zwei deutschen Studenten ziehen den Kranken aus. Sie haben irgendeinen Kursus der Ersten Hilfe absolviert. Beim zivilen Luftschutz. Ihrer Meinung nach hat der Mann alle Knochen in Ordnung, die zwei großen Platzwunden an den Schenkeln haben den Blutverlust und die Bewußtlosigkeit verursacht. Diese Wunden müßten genäht werden. Die Wunde an dem Hinterkopf sieht nicht gefährlich aus.

Das alte Fräulein holt also einen Arzt. Er ist genauso alt wie sie, über vierzig Jahre hat er schon seine Praxis zwei Häuser weiter. Die beiden Deutschen müssen sich verstecken, auch Fräulein Anna huscht verschämt hinaus.

„So, zeigen Sie mir, bitte, den Ausweis des Kranken", sagt der Arzt und putzt dabei eifrig seinen mit schwarzem Zwirn reparierten Zwicker. Sehr umständlich setzt er ihn dann auf die Nase, legt beide Hände auf seine noch immer geschlossene Ärztetasche und wiederholt: „Den Ausweis des Kranken muß ich zuerst sehen."

„Aber ..." unterbricht ihn Jan.

„Es tut mir leid, Herr Professor. Ich habe diese Vorschriften nicht gemacht, und wenn Sie nicht ein KZler wären, dann würde ich eventuell zu behaupten wagen, daß diese Vorschriften gegen die ärztliche Pflicht verstoßen. Ich darf aber einen Kranken nicht eher untersuchen, bevor ich mich überzeugt habe, ob er nicht

ein Deutscher ist. Einen Deutschen zu behandeln, ist verboten, so ein Verbrechen wird mit dem Tode bestraft. Der Rundfunk wiederholt es zwanzigmal am Tag."

„Ich übernehme die Verantwortung, Herr Doktor! Der Kranke ist ein Freund von mir, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß er ein Tscheche ist, wir waren zusammen in der Widerstandsbewegung! Er hat einen Autounfall gehabt, und dabei sind seine Papiere abhanden gekommen. In seinem Anzug fanden wir jedenfalls nichts."

„Mein lieber junger Mann, Verzeihung, Herr Professor wollte ich sagen, ich glaube Ihnen aufs Wort, aber ich muß mich an die Vorschriften halten. Wir Alten sind schon bequem und möchten lieber in einem Bett sterben. Nicht wahr, Herr Vorel? Ich weiß, was Sie sagen wollen, alter Freund, ja, Sie haben recht, ich bin feige, ein jeder kann nicht ein Held sein!"

Der Kirchendiener stopft Tabak in seine Pfeife, er vergißt ihn aber anzuzünden und betrachtet sehr aufmerksam das durch Nikotin gelbliche Bildchen der österreichischen Kaiserin Elisabeth. Die Kaiserin sitzt auf einem Pferd, das aber mit der Zeit abgeschabt und abgekratzt wurde. Sie sitzt also in der Luft, aber trotzdem scheint sie sehr fest zu sitzen.

Der Arzt steht auf, nimmt seine Tasche, die er überhaupt nicht geöffnet hat, und will gehen. Der Kranke murmelt etwas, zuerst versteht man ihn nicht, dann aber wiederholt er immer lauter und deutlicher, wie ein Automat: „Der Kommunismus ist der Sozialismus plus die Elektrizität." Es ist die sogenannte erste Lenin-These, in der Parteischule wird dieser Satz gleich in der ersten Stunde auswendig gelernt.

„Halt!" ruft der Kirchendiener. „Halt! Sie werden den Kranken untersuchen und behandeln, so gut es hier geht, Herr Doktor! Falls Sie im Bett sterben wollen, dann werden Sie es tun!"

„Schwiegervater! Was fällt Ihnen ein!"

„Lassen Sie ihn nur, Herr Professor! Wenn es so ist, dann muß ich wohl müssen. Ich brauche heißes Wasser, kochendes Wasser."

Zwanzig Zigaretten hat Jan Horák ohne Pause geraucht, dann war die Behandlung fertig, und der alte Arzt war fort.

„Ich muß jetzt auch gehen, Schwiegervater. Ich muß zum Nationalausschuß. Aber am Abend bin ich wieder da."

Der Alte sagt kein Wort, er betrachtet wieder die Kaiserin. Die Pfeife ist noch immer kalt.

Bei der Tür dreht sich Jan um und fragt: „Sagen Sie, Schwie-

gervater, hätten Sie den Doktor wirklich erschossen, wenn er nicht . . ."

Der Kirchendiener hebt die Augen, es sind auf einmal Jitkas Augen, jung und mutig. „Du nicht?" sagt er langsam und sehr verwundert. „Du nicht, Jan?"

HENKER WERDEN GESUCHT

Alle Häuser und alle Fenster sind beflaggt, die grauen Mauern sieht man kaum, nur die rote, blaue und weiße Farbe. Auch neue Plakate sieht man schon überall. Die von der sowjetischen Kommandantur sind rot, die von dem tschechischen Nationalrat sind gelb. Die roten besagen, was alles den Tschechen verboten ist, die gelben, was die Deutschen nicht machen dürfen. Den Tschechen ist verboten, Personen ohne von den Nationalausschüssen überprüfte Ausweispapiere Unterkunft, Hilfe oder Auskünfte zu geben. Verboten ist, nach neun Uhr abends die Straßen zu betreten, wer dawider handelt, wird ohne Warnung erschossen. Verboten ist, sich deutsches Eigentum anzueignen. Verboten ist, ohne Bewilligung der Nationalausschüsse die deutschen Wohnungen zu beziehen. Verboten ist, verboten ist . . .

Die Tschechen lesen es und murren.

Die Deutschen können die für sie bestimmten gelben Plakate nicht lesen, denn sie sind entweder schon tot oder in Schutzhaft, im besten Falle im Hausarrest. Verboten ist für sie: das Haus ohne Erlaubnis der Nationalausschüsse, der Gardisten, des Sokolverbandes, der tschechischen Offiziere oder Hausbesorger zu betreten oder zu verlassen. Verboten ist, sich auf den Gehsteigen aufzuhalten und sie überhaupt zu benützen. Verboten ist, Kaffeehäuser, Gastwirtschaften, Kinos und Theater zu besuchen. Verboten ist, irgendwelche Verkehrsmittel zu benützen, wie Eisenbahn, Autos oder Fahrräder. Verboten ist, sich in der Nähe der Bahnhöfe aufzuhalten. Verboten ist, eine Waffe, sei es auch nur ein Messer, und Gift bei sich zu tragen. Verboten ist, Tabakwaren zu kaufen und diese zu rauchen. Verboten ist, Medikamente einzunehmen oder Verbände zu benützen. Und auf jede Übertretung dieser unzähligen Verbote steht sofortige Todesstrafe. Ohne Gericht.

Der Eingang zum Prager Polizeipräsidium, der sich auf der Nationalstraße befindet, wurde jahrelang nicht benützt. Jetzt ist

das Tor breit offen, und von dem Polizeipräsidium bis zum Café Metro steht eine Menschenschlange. In Viererreihen stehen sie, meistens sind es Männer, aber auch viele Frauen sind hier. Die Leute haben Klappstühle und Decken mitgebracht und Koffer und Rucksäcke mit Proviant, denn sie wissen, daß sie lange warten werden. Die Laternen brennen schon, auch die Schaufenster sind beleuchtet. Die Wartenden schauen sich die Lichter an, sie freuen sich darüber, die kaltblaue, kriegsmäßige Verdunkelung haben alle gehaßt. Die meisten Leichen sind von den Straßen schon weggeräumt, der widerlich süßliche Leichengeruch ist aber immer noch da und klebt an den Haaren und an den Kleidern und an dem Brot.

Das Tor zum Polizeipräsidium ist nicht bewacht, nur zwei alte Polizisten stehen in einer Ecke und rauchen schweigend. Auskunft brauchen sie keine zu geben, die Leute wissen alle, was sie wollen und wohin sie wollen.

Oben, im zweiten Stock, sitzt in einem kleinen Zimmer der Polizeirat Donat. Wie lange er schon da sitzt, weiß er nicht, auch nicht, wie lange er schon aus den Kleidern nicht gekommen ist und wann er zum letztenmal gegessen hat. Vor ihm, auf dem von Tinte beschmierten Schreibtisch, liegen sein Dienstrevolver und einige beschriebene Papiere. Vor der Tür machen zwei junge Polizisten Dienst. Der Polizeirat kennt sie nicht, vielleicht sind sie überhaupt keine Polizisten, sondern Gardisten oder irgendwelche Halunken in Polizeiuniformen. Was geht ihn das aber an, sollen sie machen, was sie wollen. Das Zimmer hat zwei Türen, durch die eine kommen die Leute einzeln herein und durch die andere gehen sie wieder.

Eben stampft ein Mann herein, ohne Krawatte, die Hände in den Hosentaschen. Quer über die Brust trägt er eine Trikolore, an der ein Blechabzeichen mit einer Sichel und einem Hammer befestigt ist.

„Da bin ich, Genosse Kommissär!" und er schaut sich nach einem Sessel um. Da aber keiner da ist, stemmt er die Hände auf den Schreibtisch und erklärt stolz: „Ich bin es, ich hab' ihn hingemacht!"

Der Polizeirat gähnt fast ununterbrochen, immer wieder muß er gähnen, der Mund tut ihm schon weh davon.

„Name?" und schon wieder muß er gähnen.

„Kroupa, Honza Kroupa. Bei uns in Kobylis kennt mich jedes Kind, Genosse Kommissär!"

„Wohnhaft?"

„Momentan im Hotel Juliš am Wenzelsplatz. Soll ich es protokollieren, wie ich ihn erledigt habe?"

„Wen haben Sie erledigt?"

„Na, den Minister Emanuel Moravec natürlich, wen denn sonst! Diesen dreckigen Verräter, der in unseren tschechischen Schulen das deutsche Gequatsche eingeführt hat, jawohl, meine Nichte mußte auch Deutsch lernen, aber ich habe ihr gesagt, Mařena, untersteh dich, durchfallen mußt du, das ist jetzt Ehrensache!"

„Sie glauben also, den Minister Moravec getötet zu haben, Herr — Herr —?"

„Was heißt glauben? Mit diesen meinen Pratzen habe ich ihn aus seinem Wagen herausgezerrt, so wahr mir Gott helfe, und erwürgt habe ich ihn wie eine junge Katze!"

„Na gut, Sie können gehen."

„Gehen? Und was ist jetzt mit der Belohnung? Der Rundfunk hat doch gesagt —"

„Die bekommen Sie vom Innenministerium, falls Sie wirklich der Täter sind."

„Aber freilich, mit diesen meinen Pratzen —"

„Ich muß Sie aufmerksam machen, daß Minister Moravec nicht erwürgt wurde, sondern erschossen. Und Sie sind — warten Sie — heute genau der Hundertzweiunddreißigste, der behauptet, den Minister erledigt zu haben!"

Der Polizeirat drückt auf einen Knopf auf dem Schreibtisch. Die beiden Türen öffnen sich, durch die eine wird Herr Kroupa von einem Polizisten hinausgeschoben, durch die andere kommt eine Frau hinein. Nicht mehr ganz jung, aber gut gewachsen und gut erhalten. Sie strahlt Donat mit ihren sämtlichen Goldzähnen an und lispelt geziert: „Bin ich hier richtig, Bruder Inspektor?"

„Das kommt ganz darauf an, was Sie von mir wollen."

„Ich — ich möchte nämlich gerne — falls noch der Posten frei ist, ich glaube, das wäre etwas für mich."

„Was wäre etwas für Sie?"

„Na, halt den Posten des Henkers möchte ich bekommen!"

„Na gut. Sagen Sie mir Ihren Namen, Ihr Alter und Ihre Adresse. Sie werden später verständigt, schriftlich wahrscheinlich. Aber — leider, die Konkurrenz ist sehr groß. Vor Ihnen waren schon über siebenhundert Anwärter auf diesen Posten da, und soviel ich weiß, warten noch zwei- oder dreitausend draußen."

Wieder kommt ein Mann herein und bleibt bescheiden bei der Tür stehen.

Gleichzeitig wurde auch die hintere Tür geöffnet und ein Mann in Zivil, der grußlos an der Schwelle steht, winkt dem Besucher zu, er soll das Zimmer wieder verlassen. Erst als der eingeschüchterte Bittsteller draußen ist, macht der Mann in Zivil die Tür zu.

„Auch noch da?" fragt Donat und sucht in dem Schreibtisch Zigaretten. Die Fächer und Schubladen sind ganz leer, nicht ein einziges Blatt Papier ist zu sehen, nur eine Pappschachtel mit Zigaretten der billigsten Sorte.

„Es ist halb neun", sagt der Mann in Zivil und setzt sich auf die kalte Zentralheizung hin. „Gehen Sie nicht endlich nach Hause, Herr Doktor?"

„Wenn ich nach Hause gehen würde, weiß ich nicht, ob ich wieder in das Polizeipräsidium zurückkehren könnte. Sagen Sie mir bloß nicht, Viktor, daß es schon wieder neue Vorschriften gibt. Ich will gar nichts wissen. Gar nichts zu wissen ist jetzt besser, als zuviel zu wissen. Ich registriere fleißig meine braven Henkersanwärter. Das ist das einzige, was ich momentan für das Vaterland machen kann."

Viktor ist sein Sekretär. Gewesen natürlich, denn jetzt hat der Polizeirat Donat nicht einmal sein eigenes Zimmer im Polizeipräsidium. Dieser Raum war zufällig frei, da sitzt er also.

„Nach neun Uhr darf niemand auf die Straße. Befehl der Sowjetkommandantur", sagt Viktor und schaut auf die Armbanduhr.

„Das ist mir ganz egal. Ich habe nicht die Absicht, spazierenzugehen."

„Was wollen wir aber mit den Leuten machen, die auf der Straße warten?"

„Meine Sache ist, die Henker zu registrieren, nicht sie vor der sowjetischen Kommandantur zu beschützen. Und außerdem haben wir ja schließlich sogar zwei Polizeipräsidenten seit drei Tagen, nicht nur einen. Kümmern Sie sich nur um das, was nur Sie angeht, Viktor! Es gibt noch viele Laternen in Prag und viele Stricke. Herrgott noch einmal, ich bin so müde, daß ich lauter Blödsinn geschrieben habe! Da — lesen Sie! Božena Henker habe ich geschrieben!"

Viktor öffnet das Fenster, die Luft in dem Zimmer ist dunkelgrau von dem dicken Zigarettenrauch. Auf dem Gehsteig gegenüber stehen zwei Nonnen, um sie herum hüpfen schreiend einige

Burschen. Ein Jeep mit Rotarmisten bleibt stehen, die Burschen lassen die Nonnen sofort in Ruhe und rennen zu dem Wagen. Man hört Gebrülle, die Russen lachen aber nur, sie wollen nicht oder können nicht verstehen, was die Burschen schreien, und fahren dann wieder weiter.

„Machen Sie zu, Viktor, es zieht!"

Tatsächlich, jetzt spürt der Sekretär auch den Luftzug. Wie ist das möglich? Die beiden Türen sind doch zu, oder nicht? Er läuft zu der Tür, hinter der die Leute warten, und probiert die Klinke. Es ist aber zu.

„Was haben Sie denn? Angst?"

„Offen gesagt, ja, Herr Doktor. Fast alle unsere Leute sind schon verhaftet. Fast sämtliche Kommissäre und sämtliche —"

„Sehen Sie, die Leute draußen wissen mehr als Sie und ich. Die wissen, daß die Republik jetzt etwas sehr dringend braucht: die Henker."

Jetzt sieht es Viktor ganz genau, die Klinke bewegt sich langsam nach unten, darum war also der Luftzug, dort hinter der Tür hat jemand gehorcht. Überall wird jetzt gehorcht und gespitzelt, nirgends ist man mehr sicher. Wie eine Katze schleicht er zur Tür, von der Seite, damit ihn der Horcher durch die schmale Spalte nicht sehen kann, aber bevor er die Klinke in die Hand nimmt, wird die Tür langsam, ganz langsam geöffnet, und der bescheidene Besucher ist wieder da.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung", beginnt er leise.

„Hinaus!" brüllt ihn Viktor an. „Und warten Sie, bis Sie gerufen werden, oder scheren Sie sich zum Teufel!"

Der Mann nickt unterwürfig, aber anstatt zu gehen, macht er die Tür hinter sich zu. „Es ist nämlich schon beinahe neun Uhr, und nach neun muß man zu Hause sein. Ich wohne in der Karlsgasse, und darum möchte ich —"

Der Polizeirat sitzt hinter Viktors Rücken, der Sekretär kann also nicht sehen, wie er bei dem Wort „Karlsgasse" zusammenzuckte. Er packt den Besucher und drängt ihn zu der Tür.

„Ich gehe ja schon, Herr, sofort, sofort gehe ich —", jammert der Mann verstört.

Donat steht auf, er ist aber von dem langen Sitzen so steif, daß ihm die Beine nicht gehorchen wollen. Bis er zu der Tür kommt, ist der Mann in dem Gedränge auf dem Gang verschwunden.

„Genosse Inspektor", brüllt ein Mann aus der Menge. „Laß

alle Weiber und alle Männer, die nicht mindestens hundertachtzig Zentimeter groß sind, hinausschmeißen! Ein Henker darf kein Liliputaner sein!"

Einige beschimpfen ihn, die anderen wollen über seinen Vorschlag abstimmen lassen. Doktor Donat nickt allen freundlich zu, dreht sich um, geht hinein und sperrt ab. Jetzt gähnt er nicht mehr, und wenn er nicht unrasiert wäre, würde sein Gesicht beinahe frisch wirken.

„Viktor, ich werde doch spazierengehen. Ich muß etwas essen. Wollen Sie inzwischen statt meiner die Herren Henker erfassen? Aber freundlich und höflich, die Henker sind jetzt an der Macht."

„Und wann kommen Sie zurück, Herr Doktor?"

„Wer kann heute sagen, wann er zurückkommt und ob er überhaupt zurückkommen kann? Auf alle Fälle werde ich aber versuchen, bald zurückzukommen. In diesem blöden Zimmer ist nicht einmal ein Telephon. Na, ich werde Ihnen schon irgendwie Nachricht geben, falls —"

„Soll ich nicht mitkommen, Herr Doktor?"

„Nein, diesen Posten möchte ich nicht verlieren, und darum brauche ich in meiner Abwesenheit einen Stellvertreter. Es geht jetzt um jeden Sessel. Also, wie gesagt, seien Sie nett zu unseren tapferen Henkern!"

Von draußen wird an die Tür getrommelt, Donat schmunzelt und verschwindet. Viktor dreht den Schlüssel um, und sofort stürzt herein eine ganze Familie. Vater, Mutter, zwei Söhne und eine Tochter.

„Ich habe alles schriftlich da, von unserem Nationalausschuß in Žižkov (Veitsberg). Zweiundfünfzig Stück haben wir aufgeknüpft, meine Alte und meine Kinder. Gib mir also eine Bestätigung, ich möchte gleich nach Pankratz fahren und sofort anfangen."

„Womit wollen Sie anfangen?" fragt Viktor und kommt sich wie in einem tollen Traum vor. Da bietet ein Vater seine Kinder als Henker an. Keiner von den Fratzen ist älter als zwölf Jahre, um Gottes willen.

Und dann schreibt er. Henker Nummer 814, Henker Nummer 815, Henker Nummer 816 —

Doktor Donat steht auf der Straße. Es ist zehn Minuten nach neun. Die Leute warten ruhig in der Schlange, die Straße ist voll vergnügter Spaziergänger. Niemand wird erschossen, die Sowjetkommandantur wollte wahrscheinlich nur schrecken.

Er setzt den Hut auf und geht so schnell wie möglich. Am liebsten möchte er laufen, das darf er aber nicht, das würde auffallen.

„Karlsgasse" hat der Mann gesagt. Und „sofort, sofort".

IM MESSEPALAIS

Die Gänge des Messepalais in der Bělskýstraße sind genauso voller Besucher wie zur Zeit der Internationalen Frühlings- oder Herbstmesse. Man hört aber keine fremden Sprachen, die Besucher sind lauter Tschechen. Das, was man hinter den großen Glasscheiben der Ausstellungskojen sehen und bestaunen kann, ist diesmal keine Ware, keine aparten Ledertaschen, kein funkelndes Kristallglas, keine elegante Konfektion, keine modernen Möbel und keine Lebensmittel, hinter diesen Glasscheiben sind Menschen. Alles durcheinander, Frauen, Männer, Kinder, Greise, Kranke, Wahnsinnige, Verwundete, Sterbende und Leichen. So zusammengepfercht, daß nicht einmal alle Leichen liegen dürfen, man legt sie wie Klappmesser zusammen. Niemand fragt sie, wie sie heißen, niemand weiß, wie viele hier gefangen sitzen. Vielleicht zehntausend, vielleicht noch mehr. Die Türen zu den einzelnen Räumen sind nicht bewacht, wozu auch, wenn jemand von den Gefangenen versuchen würde, auf den Gang zu kommen, wird er einfach von den Besuchern erschlagen und zurückgeworfen. Nicht einmal auf die Toiletten dürfen sie gehen, nicht eine Handvoll Stroh liegt auf dem Zementfußboden. Zu essen bekommen sie nichts, Wasser haben sie nicht. Es sind ja nur Deutsche und gewesene Tschechen, die Kollaborateure sind nämlich keine Tschechen mehr.

Auf einer von den Glastüren steht „Gold- und Silberwaren". Vor der Koje steht eine Bank, hier sitzen zwei tschechische Rotkreuzschwestern und einige Frauen mit Kindern. Wie in einem Kino sitzen sie da und betrachten gespannt die in dem Glaskäfig. „Da", zeigt eine von den Rotkreuzschwestern mit dem Finger. „Sehen Sie? Die dort, die in dem blauen Mantel! Die frißt etwas! Jetzt kommt es, schauen Sie gut hin!"

Die Mütter heben die Kinder hoch und stellen sie auf die Bank hin, damit sie besser sehen können. Die Frau in dem blauen Mantel steht unter den anderen eingekeilt, sie muß im Sterben stehen, es gibt keinen Platz, es muß also auch so gehen. Das

Gift, das sie geschluckt hat, hat schnell gewirkt, sie hat rötlichen Schaum in den Mundwinkeln, die einzelnen Gesichtsmuskeln haben sich selbständig gemacht und zucken und zittern ununterbrochen.

„Das ist aber lustig, Mami!" lacht ein kleines Mädchen auf der Bank. „Schau nur, was sie mit den Augen macht!"

Aber die Vorstellung ist bald zu Ende, die Frau ist tot.

„Jetzt können wir etwas essen", meint eine von den Frauen. „Was willst du lieber, Kuchen oder Würstel, Anežka?"

Die kleine Anežka will beides. Die Frauen packen die Handtaschen aus, die Rotkreuzschwestern rauchen und plaudern.

Hinter dem Glas hocken sechs kleine Kinder. Die Gefangenen haben sie zu der Glaswand gebracht, dort haben sie doch ein bißchen Luft. Ein kleiner, vielleicht dreijähriger Bub preßt die Nase gegen die Scheibe und versteht nicht, warum seine Hände die Würstchen, die ihm das tschechische Kind zeigt, nicht greifen können. Er sieht sie doch, direkt vor seinem Mund zappeln sie. Zuerst lacht er, jetzt bekommt er etwas zu essen, aber nichts kommt, die Würstchen verschwinden in Anežkas lachendem Mund. Kaum essen kann sie, so komisch ist der Anblick des kleinen Buben, der jetzt verzweifelt heult.

„Ich muß sagen, Schwester", murmelt Anežkas Mutter kauend. „Das, was man da sieht, das muß man sich gut merken. Dieses blöde Herrenvolk, alles hat vor den Germanen gezittert, und jetzt sind sie da, wie die Tiere im Zoologischen Garten in der Troja. Ja, fressen möchtest du, du deutsche Mißgeburt, das würde dir passen! Krepieren sollen sie alle!"

„Was wird man eigentlich mit den vielen Leichen machen?" erkundigt sich eine andere Frau und zeigt den deutschen Kindern hinter der Glasscheibe eine Tafel Nußschokolade. „Die Leute sagen, daß während der Revolution an die achtzigtausend Deutsche umgelegt wurden. Stimmt das?"

„Na, gezählt hat sie niemand, aber die Nationalausschüsse schätzen, daß es an die hunderttausend waren. Vorläufig bleiben die Leichen da, die stören niemanden."

„Sie stinken aber bestialisch!"

„Sollen sie, die deutschen Barbaren und die Verräter, die Kollaborateure, sollen sich an den Leichengestank gewöhnen, bevor sie selbst Leichen werden."

Eine große Gruppe Gardisten schlendert durch den Gang, auch Gardistinnen sind dabei. Sie schauen niemanden an, rücksichtslos stoßen sie die Leute an, die ihnen im Wege sind. Die eine

von den Gardistinnen wird von allen Seiten mit Hochrufen empfangen.

„Das ist die Alena", flüstert eine von den Rotkreuzschwestern, und beide stehen sofort auf, wie vor einem Vorgesetzten.

Alena hat den Revolver nach Russenart tief an der Seite baumeln, in der Hand hält sie eine Reitpeitsche. Hochnäsig nickt sie den servil lächelnden Rotkreuzschwestern zu und fragt barsch: *„Habt ihr jemanden von der Hetzinsel hier? Ich suche* so ein rothaariges Luder!"

Einer von den Gardisten versucht die Tür zu öffnen, es geht nur schwer und langsam, die Gefangenen können nur um Zentimeter zurückweichen.

„Zurück, Hunde! Zurück, Schweine!" Und Alena schlägt mit der Peitsche auf die nächsten. Ohne hinzuschauen, rücksichtslos, mit ihrer ganzen Kraft schlägt sie, bis das Blut umherspritzt und die Frauen auf der Bank mit ihren Eßvorräten weiterrücken müssen. „Wer war auf der Hetzinsel in Schutzhaft?"

Die Gefangenen schweigen, nur die Verprügelten wimmern und stöhnen leise.

„Tücher und Hüte herunter!" brüllt die Gardistin. „Ich will eure Schädel sehen! Und alle rothaarigen Frauen her, zu mir!"

Die Frauen stehen auf der Bank, auch die Rotkreuzschwestern, und suchen unter den Gefangenen die Rothaarigen. „Da, da, da ist sie!" jauchzt jemand aus der Menge.

Die Gardisten machen Platz. Sie ziehen die bei der Tür Stehenden hinaus, die Menge brüllt und tobt, sie trampelt auf ihnen herum, sie zertrampelt sie, die kleine Anežka jubelt und lacht.

Dann ist die Rothaarige endlich draußen, aber es ist nicht die Gesuchte. Zur Strafe bekommt sie zwei Peitschenschläge und wird zurückgestoßen.

„Wenn ich binnen zwei Minuten die von der Hetzinsel nicht da haben werde, werde ich mit den Köpfen der deutschen Brut hier auf dem Gang Fußball spielen!"

Da schreit eine von den Gefangenen laut: „Melden Sie sich doch, um Gottes willen! Sie haben doch gesagt, daß Sie auf der Hetzinsel waren!"

„Na also", lächelt Alena zufrieden. „Komm her, du Sau! Du hast deine Pflicht getan, ich werde auch meine Pflicht tun!" Ohne zu fragen nimmt sie von der Bank ein Stück Wurst, einige Semmeln und ein Säckchen mit Pralinen und wirft es der Frau, die gerufen hat, hin.

Die Menge will sich sofort auf die beiden Frauen, die aus der Tür treten, stürzen. Man weiß nicht, warum sie von Alena gesucht werden, man weiß nicht, was sie verbrochen haben, das interessiert aber niemanden. Alles ist wie betrunken, sie dürfen und sollen töten, also tun sie es. Die Gardisten schießen ein paarmal in die Luft, und die eifrigsten unter den Stürmern bekommen einige Fußtritte. Dann zieht Alena mit ihrer Beute ab. Die eine von den gefangenen Frauen kann nicht gehen, die Gardisten schleifen sie hinter sich wie einen Sack. Sie halten sie an den Beinen, ihr Kopf und Rücken fahren über den schmutzigen, bespuckten Fußboden. Die zweite Frau ist in Trauer. Karla Hasalová und Vlasta Králová heißen sie.

Oben, auf der Dachterrasse des Messepalais, wird getanzt. Hier sieht man auch Rotarmisten, im Messepalais, bei den Ausstellungsräumen, war kein einziger von ihnen.

In einer Gartenlaube, die lustig mit roten, blauen und weißen Lampions beleuchtet ist, amtiert Alena. Die Gardisten setzen sich auf die Fässer, die herumstehen, hin. Kellner brauchen sie keinen, in der Gartenlaube stehen Flaschen und Kisten, man kann essen und trinken, was man will.

Die Frau des Rechtsanwalts hat kein Gesicht mehr, keine Nase sieht man, keinen Mund, keine Augen, alles ist mit einer dicken Kruste aus vertrocknetem Blut bedeckt. Sie ist bloßfüßig, Schuhe und Strümpfe hat man den besser angezogenen Gefangenen auf dem Marsch von der Hetzinsel in das Messepalais abgenommen. Ob sie bei Bewußtsein ist, weiß man nicht. Sie ist jedenfalls auch dann vor der Gartenlaube liegengeblieben, als sie mit Sodawasser aus mehreren Siphonflaschen bespritzt wurde.

Die Frau des buckligen Schusters durfte ihre unmodernen hohen Schnürschuhe behalten, nur den schwarzen Schleier hat sie nicht mehr auf dem kahlgeschorenen Kopf. Sie darf sich auf den Fußboden zu Alenas Füßen hinsetzen, die Musik und das Geplauder der Tanzenden sind so laut, daß man schreien muß, wenn man sich verständigen will.

„Wie haben die Gardisten ausgeschaut, die dich auf der Hetzinsel verhört haben?“ beginnt die Gardistin beinahe freundlich. Es hätte keinen Sinn, diese schielende Äffin noch mehr einzuschüchtern, wenn man von ihr etwas erfahren will.

Vlasta bemüht sich, sich zu erinnern, wie die beiden Gardisten bei der Holzbude aussahen. Die Gardisten tragen entweder braune Uniformen der SA oder schwarze Uniformen der

SS. Aber alle schauen gleich aus, sie kann sie nicht unterscheiden. Alle sind gleich schrecklich, alle sind gleich roh.

„Na, denke ein bißchen nach! War einer von ihnen schlank und schwarzhaarig?"

Vlasta weiß es nicht, aber sie sagt ja. Alles, was man jetzt sagt, ist falsch, und man wird für jedes Wort verprügelt, es ist also ganz egal, was man antwortet.

„Hast du ihn mit einem rothaarigen Mädchen gesehen?"

Wieder sagt Vlasta ja, und es war richtig, das Ja, auch diesmal wurde sie nicht geschlagen.

„Ist der schwarzhaarige Gardist mit ihr weggegangen?"

Zum drittenmal antwortet die Frau mit einem Ja, aber diesmal mischt sich ein Gardist in das Verhör ein.

„Das ist doch ein Blödsinn, die lügt dich frech an! Wie konnte Petr mit einer Deutschen oder einer Kollaborateurin die Hetzinsel verlassen, ich bitte dich? Lüge uns nicht an, du, sonst fliegst du über das Geländer hinunter!"

„Wo ist aber Petr? Warum ist er heute abend nicht gekommen?"

„Aber du weißt doch, Alena, wie das ist! Vielleicht hat man ihn unterwegs abgefangen, mehrere von unseren Burschen sind heute nicht gekommen, die Kanäle müssen doch durchsucht werden, dort hält sich die Hitlerjugend versteckt. Er wird schon kommen, dein Petr!"

„Mein? Mein ist er nicht. Also, weißt du es ganz bestimmt, daß der Gardist mit der Rothaarigen weggegangen ist?"

„Was hast du, zum Teufel, immer mit der Rothaarigen? Die wird man schon noch schnappen, auch ohne dich", meint einer von den Gardisten gelangweilt. „Komm lieber tanzen, willst du?"

„Nein", und Alena überlegt, wie sie die Schielende zum Sprechen bringen soll.

Die Tür des Aufzugs öffnet sich, ein Knäuel lachender Mädchen mit Rotarmisten wälzt sich hinaus, und sie alle rennen sofort zu der Tanzfläche. Als letzter tritt Doktor Hasal aus der Kabine hinaus. Tadellos frisiert und rasiert, aber ohne Krawatte und in seinem ältesten Hemd. Er hielt es für zeitgemäß, sich proletarisch zu geben. In der Hosentasche hat er eine Bestätigung über seine nationale Verläßlichkeit. Alena hat ihm diesen Ausweis direkt ins Bett gebracht. Sie waren zusammen in einem Hotel in der Belcredistraße. Doktor Hasal weiß nicht genau, welches Hotel es war, sie haben ziemlich viel getrunken. Char-

mant lächelnd und mit gehobener Faust — so grüßen sich jetzt viele Leute in Prag — schreitet er zu der Gartenlaube.

„Gut, daß du da bist, Otto!"

Alena hält ihm die rechte Hand direkt vor den Mund, er muß ihr die Hand küssen, der Handkuß ist zwar nicht proletarisch, aber sie will den Gardisten zeigen, wie sie, die noch vor ein paar Tagen Pakete für ihre Firma zur Post schleppen mußte, von einem Rechtsanwalt verehrt wird.

„Du, das rothaarige Luder ist total verschwunden und Petr auch. Was sagst du dazu?"

Doktor Hasal ist froh, daß der angebliche Bräutigam der gefeierten Revolutionsheldin verschwunden ist. Aber die Rothaarige — was hat Professor Horák mit ihr zu tun gehabt? Das müßte man wissen, jeder Nationalausschuß hat seinen eigenen Nachrichtendienst, und wenn man zu etwas kommen will, muß man etwas Interessantes erfahren und es zu passender Zeit gut verkaufen können. Daß die Kommunistische Partei nie viel von den Salonbolschewiken, den übergeschnappten Literaten, gehalten hat, das weiß er. Man brauchte sie wie eine Visitenkarte, aber Visitenkarten werden weggeworfen, wenn sie nicht ganz sauber sind. Gerade als er antworten will, sieht er seine Frau kaum zehn Schritt vor ihm liegen. Er erkennt sie eigentlich nur an dem Kostüm mit dem grünen Gürtel. Fahrig sucht er in den Taschen seine Zigarettendose, Zeit muß er gewinnen, zum Nachdenken. Soll er Alena sagen, daß diese Gefangene seine Frau ist? Er kann sie doch nicht in diesem Zustand — Oder soll er lieber schweigen? Alena ist nicht gerade sehr verliebt in ihn, sie hat sich seltsamerweise in den Horák vergafft, in diesen faden Patron. Was mit seinen Kindern geschehen ist, weiß er auch nicht. Jedenfalls, etwas muß er tun. Wenn er Alena versprechen würde, sich sofort von seiner Frau scheiden zu lassen —

„Was hast du?" fährt ihn Alena ungeduldig an. „Träumst du oder schläfst du?"

„Freilich träume ich", flüstert er ihr leise ins Ohr. Laut sprechen traut er sich nicht, seine Frau ist vielleicht doch bei Bewußtsein und könnte ihn hören. „Von dir träume ich, Liebling! Von der schönsten Gardistin von ganz Prag!"

Alena nickt nur zerstreut, ihr gefällt dieser Mann als Mann nicht besonders mit seiner Glatze und mit den langen Borsten in den Ohren.

Wieder hält der Aufzug auf dem Dachgarten, diesmal kommen nur Gardisten und mit ihnen ein Mann mit gefesselten Händen.

„Stell dir vor, Alena", rufen die Gardisten schon von weitem. „Dieser Volksfeind da wollte der deutschen Brut Milch geben! Was soll man mit dem Verbrecher machen?"

Alena ist wütend. Auf Petr, auf Doktor Hasal, der sie an sich preßt, und vor allem auf die Rothaarige. Die hat sie aber noch nicht, diesen Mann hat sie aber da. Na warte!

„Bist du ein Tscheche?" Und sie steht auf und nimmt die Peitsche.

„Freilich!" sagt der Mann unerschrocken und weicht nicht zurück.

„Du willst ein Tscheche sein? Kein Tscheche darf Mitleid haben mit den deutschen Barbaren!"

„Ich habe kein Mitleid mit den Deutschen, ich habe hier, in der Bělskystraße, auf der Barrikade gekämpft, kannst fragen, wenn du willst, ob es stimmt! Aber wenn wir die deutschen Kinder verhungern lassen, was wird die Welt dazu sagen?"

„Die Welt kann uns —", lächelt Alena verächtlich.

„Meinst du, weil du noch keinen Verstand hast! Wenn wir uns noch schlimmer als die Gestapo benehmen werden, wenn wir es auch weiter zulassen werden, jetzt nach der Revolution, daß die deutschen Säuglinge gekreuzigt werden —".

„Halte das Maul, du Verräter!"

„Verräter seid ihr, ihr, die Gardisten! Ihr habt die Ehre unseres Volkes verraten, wegen euch wird die ganze Welt auf uns Tschechen wie eine Horde von Mördern schauen!"

Alena schlägt ihn mit der Peitsche über den Mund. Die Haut auf seinen Lippen zerplatzt, er spuckt Blut und dann schreit er, daß man es auf der ganzen Dachterrasse hört: „Du Dirne!"

Eine Sekunde ist die Gardistin starr. Dirne hat er gesagt. Nein, sie darf den Rechtsanwalt nicht wegschicken. Rechtsanwalt bleibt Rechtsanwalt, und zu der Frau eines Rechtsanwalts wird niemand wagen, Dirne zu sagen. Und sie setzt sich ruhig zu Doktor Hasal hin und zeigt mit der Peitsche: „Über das Geländer mit ihm! Wer den Deutschen hilft, wird mit dem Tode bestraft!"

Der Mann wehrt sich zuerst gar nicht, er läßt sich von den Gardisten willenlos zum Geländer schleppen. Die Musik spielt gerade den „Roten Sarafan", abgehackt und kaum erkenntlich klingt das alte russische Lied von dem Mädchen, das nicht heiraten wollte, weil die Ehe Sorgen bringt, und die Sorgen töten die Liebe. Die Tanzenden hüpfen dabei polkaartig, der kleine Vorfall dort bei dem Geländer interessiert sie nicht. Doktor Hasal schaut aber hin, er muß hinschauen, wie hypnoti-

siert. Seine Glatze bedeckt sich rasch mit Schweißtropfen, er darf sie aber nicht abwischen, Alena darf nicht merken, daß er Angst hat. Wilden Tieren darf man keine Furcht zeigen, sonst wird man von ihnen angesprungen und in Stücke zerrissen.

Jetzt ist der Mann beim Geländer, aber noch immer schreit er nicht. Sie heben ihn hoch, er verkrallt die Hände in irgend etwas, es ist eine Eisenstange, die zum Geländer gehört. Er läßt sie nicht los, nein, er läßt sie nicht los, er darf sie nicht loslassen, dort unten ist die Tiefe, dort unten ist der Tod.

„Na, wird's bald?" Alena springt auf und stampft zum Geländer hin, wo zwischen Himmel und Erde der Mann hängt. „Messer her!"

Es ist kein Messer, es ist ein Seitengewehr, das ihr irgend jemand in die Hand gibt. Glatt und sauber, mit einem eingravierten Satz. „Alles für Deutschland." Wie ein Fleischhacker schlägt die Gardistin auf die Finger der rechten Hand des Opfers, mit ihrer ganzen Kraft. Zwei Finger springen ab, der Mann schaukelt wie eine Strohpuppe hin und her, die linke Hand, die linke Hand muß ihn retten.

„Ich verfluche — ich verfluche —"

Noch ein Hieb, rasend schnell saust der Mann in die Tiefe. Ein Kellner ruft vom Aufzug her: „Die heißen Würstel kommen gleich!"

Alena dreht sich um, das blutige Seitengewehr hält sie noch immer in der Hand. „Mir auch zwei Paar! Mit Kren!" Und sie setzt sich hin und reißt sich den Bierdeckel von der Bluse herunter, sucht in den Taschen nach Lippenstift, findet ihn aber nicht. Sie fährt mit dem Zeigefinger über das Seitengewehr und malt mit dem Blut eine Ziffer. 182 sind es jetzt.

FROMME BILDER UND ROSENKRÄNZE

Der Polizeirat Donat schlendert durch die Karlsgasse. Mitten auf der Straße knien Frauen und Kinder, vielleicht siebzig oder hundert, und schlecken das Pflaster ab. Einige müssen dabei brechen, die Pflastersteine sind mit matschigen schwarzen Blutlachen bedeckt. Sie müssen den Inhalt ihres Magens wieder auffessen, sie würgen daran und betteln und jammern, es hilft ihnen aber nichts, dafür sorgen die Herumstehenden. Nur kein Mitleid mit den Deutschen, je mehr krepieren, desto besser. Eine kreischende Hexe verstellt Donat den Weg. „Bist du ein Tscheche?"

Der Polizeirat stößt sie mit dem Knie fort, das Weib klammert sich aber von hinten an ihn an. „Mach mit, wenn du ein Tscheche bist! Jeder muß mitmachen!"

Schon haben sich einige angesammelt und brüllen alle auf einmal. Donat steckt die Hände in die Taschen und lächelt grimmig. Vor fünf Tagen hätte ein Wort von ihm genügt, und die ganze Bande wäre hinter Schloß und Riegel. Noch ist er Polizeirat, aber was bedeutet es heute?

„Brav!" sagt er ruhig und sehr ernst. „Brav! Ich bin Donat vom Polizeipräsidium und registriere die Henker. Kommt morgen früh zu mir in die Bartholomäusgasse. Alle könnt ihr kommen."

Jetzt erkennt ihn jemand. „Jawohl, ich war heute bei ihm. Wie steht es, Genosse Kommissar? Werde ich engagiert?"

„Aber freilich! Wir werden viele Henker brauchen! Das ist doch selbstverständlich."

Sofort ändert sich die Stimmung. Man steckt ihm Zettel mit hingekritzelten Namen zu, man bittet ihn, ja nicht auf Kyselý oder Honková zu vergessen. Er nickt dazu, immer wieder, er wird nicht vergessen, bestimmt nicht.

Dann geht er weiter. Mechanisch, er hat vergessen, wohin er eigentlich wollte. Nichts weiß er, nur daß er so müde ist, daß er im Gehen einschlafen könnte. Vor einem kleinen alten Gasthaus bleibt er stehen. Die Tür ist ganz schmal, das Fenster noch schmäler. Links in dem Fenster, das als Schaufenster des Gasthauses dient, hängt auf einer breiten Trikolore ein Beneš-Bild. Darunter liegt ein geschlachtetes Zicklein, das blutige, dünne Hälschen hat es ebenfalls mit einer Trikolore geschmückt. Eine handgeschriebene Tafel verkündet mit einigen Fehlern, daß es hier täglich frische Kuttelflecksuppe gibt. Die Haustür, die dicht neben dem Eingang zu dem Gasthaus ist, ist verschlossen. An der Mauer ist ein schwarz-weißes Schild angebracht. Schäbig, abgekratzt und vom Regen verwaschen. „Heiligenbilder in jeder Ausführung, auch geweihte, Rosenkränze in verschiedenen Qualitäten usw. Laden hier im Hof. Achtung, Stufe!"

Donat kennt sich hier aus. Man kann auch durch das Gasthaus in den Hof gelangen. Das Gasthaus ist eigentlich nur ein enger, muffiger Gang, mit einem Tisch neben dem anderen. Der Wirt kommt gerade aus der Küche mit einem Haufen von Tellern mit Sauerkraut, Kartoffeln und Blutwurst auf den behaarten Armen. „Klosette sind links im Hof", schreit er Donat nach. Der nickt nur und geht weiter.

Der Hof ist dunkel, die winzigen Fenster in seinem Viereck sind nicht viel größer als das kleine schwarz-weiße Schild draußen. Hier ist es still, die Bewohner schlafen wahrscheinlich schon, oder sind sie draußen, auf der Straße. In der Mitte des Hofes steht ein Kinderwagen. Der Polizeirat sieht ihn erst, als er über ihn stolpert. Er beugt sich nieder, sogar ein Kind liegt in den Kissen, oder ist es eine Puppe? Er befühlt das Köpfchen, ja, es ist ein Kind, und das Kind ist tot.

Ganz hinten, neben den beiden stinkenden Klosetten, ist der Laden. Kein Fenster hat er, die Tür hat aber vier Glasscheiben, hinter denen papierene Heilige aller Größen und aller Farben kleben. Einige ausgetretene, steinerne Stufen führen hinunter. Eine heimtückische Falle für ungebetene Besucher sind sie. An den Wänden des Kellerraumes flackern rötliche, bläuliche und gelbliche Irrlichter der Öllämpchen, des sogenannten Ewigen Lichtes. Ganze Stöße kleiner und größerer Bilder liegen überall umher, Rosenkränze hängen von dem Plafond herunter, Bernadottes Jungfrauen von Lourdes stehen wie Soldaten in einer Reihe, bleich, unwirklich unter einem Schleier aus Staub und Spinnweben. In einer Ecke steht ein rostiger Eisenofen, neben ihm ein uralter, müder Diwan.

Wüßte man nicht, daß die Frau, die auf dem Diwan sitzt, ein lebender Mensch ist, würde man sie auch für eine Statue halten. Für eine Statue des Elends, der Trostlosigkeit und des alles zerstörenden Alters. Die Schnürschuhe, die sie trägt, waren im ersten Weltkrieg modern, das Kleid mit den vielen Rüschen und dem Spitzenjabot hat bestimmt schon im vorigen Jahrhundert gelebt. Der Kopf ist mit einem Schal umwickelt, man sieht nichts, nur die Nase und die funkelnden Reflexe der großen Brille. Die Hände stecken in schwarzen Zwirnhandschuhen, in die ein Muster aus Kleeblättern und Vergißmeinnicht eingewebt ist. Es sind sehr kleine, widerlich kalte Hände, das weiß Donat. Aber noch widerlicher ist die Stimme der Frau, die gar nicht zu ihrem Äußeren paßt. Es ist eine zarte und doch brüchige Stimme eines Kindes, das noch nicht Mädchen ist, eine Stimme, die nicht altern konnte, eine gut konservierte Stimme, die Stimme der herzlosen Puppe Olympia aus „Hoffmanns Erzählungen“.

„Bist schläfrig? Bist müde?“ fragt sie in einem eintönigen, betörenden Singsang. „Setz dich zu mir hin und erzähle. Erzähle, Liebling, erzähle! Jetzt kann man doch wieder frei sprechen, nicht wahr?“

Man nennt sie Madame. Wie sie heißt, das weiß wahrschein-

lich niemand oder niemand mehr. Der Chef der tschechischen Spionage, General Chalupa, der wußte es vielleicht, aber der ist schon lange tot. Auch der andere, der bildschöne Oberst, von dem immer wieder in den Romanen über die tschechischen Legionäre in Rußland die Rede ist, der hätte vielleicht auch sagen können, wer diese Frau eigentlich ist. Der ist aber auch tot, den haben die Deutschen hingerichtet. Sie wurde nie gefunden, sie wurde wahrscheinlich auch gar nicht gesucht von den Deutschen, sie war nie verdächtig in dieser Maske der Inhaberin dieses frommen Ladens.

„Sie wissen mehr als ich", sagt der Polizeirat verdrossen.

„Gar nichts weiß ich, Engelchen, überhaupt nichts weiß ich! Sind wir schon befreit? Man feiert draußen, nicht wahr?"

„Warum haben Sie zu mir geschickt? Was wollen Sie von mir?"

„Was könnte eine arme alte Frau wollen, Liebling? Plaudern wollte ich ein bißchen, Neuigkeiten hören. Setz dich doch zu mir her, oder hast du Angst?"

Die gipsernen Jungfrauen von Lourdes haben goldene Rosen auf den Zehen. Blödsinn, wie kann aus einer Zehe eine Rose wachsen! Donat möchte am liebsten diese gipsernen unförmigen Rosen zertreten, zerbrechen alle diese sinnlosen Figuren, die niemand kauft, die dieser Frau nur zur Wache dienen.

„Du willst also nichts erzählen", klagt die Stimme der toten Puppe. „Nichts weißt du von deinem Chef, nicht wahr? Was ist mit dem armen dicken Mann? Verhaftet ist er, nicht wahr?"

Sie meint den Chef der politischen Abteilung des Polizeipräsidiums. Donat wußte selbst nicht, daß dieser Mann auch schon verhaftet war.

„Willst du ein bißchen Kaffee? Komm, trink, das wird dir guttun!"

Ohne aufzustehen nimmt sie die Kanne, die auf dem zerbeulten Öfchen steht, und füllt zwei Tassen. Donat weiß gar nicht, woher sie die Tassen so schnell nahm, jedenfalls stehen sie jetzt zwischen ihnen auf dem Diwan. Er trinkt widerwillig, es schmeckt bitter, der leere Magen revoltiert, aber bald beruhigt sich der ganze Körper, der Kopf wird klar wie nach einem langen, langen Schlaf. Eine Droge wahrscheinlich, na, wenn schon, egal. Man kann wieder denken, man wird wieder handeln können, das ist die Hauptsache.

„Ist dir jetzt besser? Was du noch dringend brauchst, ist ein kleiner Spaziergang. In einem Haus auf dem Kleinseitner Ring

— du kennst doch den Horák mit seinen gedämpft erotischen Romanen, mit dem Hintergrund: ‚Proletarier aller Länder, vereinigt euch'? Also — bei seinem Schwiegervater, seine Frau wurde hingerichtet, das weißt du doch, dort liegt ein Mann. Blessiert, vielleicht ein Revolutionsheld, was weiß ich. Den bringst du also her, jetzt gleich, verstehst du?"

„Verstehen tu ich schon, aber Sie müssen verstehen, daß Sie etwas Unmögliches verlangen, Madame!"

„Ich habe immer nur das Unmögliche verlangt, Liebling. Du kennst doch Ibsen? ‚Baumeister Solneß' zum Beispiel? ‚Das Unmögliche noch einmal machen', sagt die Hilde in diesem Theaterstück. Ist es nicht schön, ist es nicht wunderschön? So geh schon, geh schon, die Nacht ist kurz, und ich alte Frau brauche Schlaf. Nimm dir ein paar Gardisten, mach recht viel Lärm, sag, du brauchst einen Wagen, der Mann wurde auf der Barrikade verwundet und muß ins Krankenhaus. Aber nicht bis hieher mit ihm fahren, ich will kein Aufsehen, ich bin eine arme, bescheidene Frau. Also geh schon, Liebling!"

„Wozu? Wozu aber?" schreit der Polizeirat auf. „Wozu? Wir haben verloren, wir haben alles verloren, das wissen Sie doch!"

„Nein, das weiß ich nicht. Alles kann man nie verlieren, es bleibt immer noch etwas, eine Kleinigkeit bleibt immer noch. So, da hast du den Schlüssel zu dem Haustor, er ist nicht groß, falls nicht alles klappen sollte, kannst du ihn leicht irgendwo verlieren. Jetzt noch die Adresse —"

Auf dem Hof stolpert Donat. Es ist eine Schnur, die sich wie eine Schlange um seinen Fuß wickelte. Es ist die Schnur, mit dem das Kind in dem Kinderwagen erdrosselt wurde. Wenn man kleine Kinder umbringt, dann ist alles verloren. Alles.

DIE SIEGESFEIER AUF DEM SIEGESPLATZ

Der Siegesplatz in Dejwitz sollte einen sternartigen Grundriß haben, sieht aber wie eine zusammengedrückte achteckige Schachtel aus. Das Café „Bajkal" sollte etwas wie das Wiener Offizierskasino werden, ein vornehmer Treffpunkt der tschechischen Offiziere aus dem nahen Verteidigungsministerium, das rechts von dem Kaffeehaus wie eine unförmige riesengroße Kiste prangt. Daraus wurde aber auch nichts. „Bajkal" ist nur ein zweitklassiges ungemütliches Lokal. Die Blumenanlagen, die dem

Siegesplatz eine heitere Note geben sollten, verschwanden mit den Jahren immer mehr und mehr und blieben schließlich nur auf den hübschen Postkarten. Dafür wuchs und wucherte das Gras und breitete sich munter bis zu den Geleisen der Straßenbahn aus.

Heute aber, in der Nacht vom neunten auf den zehnten Mai 1945, gleicht der Siegesplatz einer kleinen fremdartigen Stadt. Es ist eine Stadt aus einem märchenhaften Alptraum. Von weitem schon hört man Gejohle und Gegröle, einige Musikkapellen spielen gleichzeitig verschiedene Stücke, was aber die Tanzenden und Spazierenden nicht im mindesten stört. Lustige Feuer prasseln an verschiedenen Stellen, man verbrennt Einrichtungen aus dem Militärtechnischen Institut und alle möglichen Möbelstücke aus den ausgeplünderten deutschen Wohnungen. Ganze Berge deutscher Fleischkonserven türmen sich überall dicht neben Bergen von Leichen deutscher Soldaten. Da stehen drei Leiterwagen, behangen mit kostbaren Teppichen, so daß sie zu gemütlichen Nestern für Rotarmisten und tschechische Mädchen werden. Zwei, drei, fünf Mädchen in leichten Sommerkleidern oder in den bunten tschechischen Nationaltrachten umschwärmen einen untersetzten schwitzenden „Befreier", dessen schiefe Kalmückenaugen sich nicht genug wundern können, wieso und warum plötzlich so viel „Liebe" da ist. Man muß nicht vergewaltigen, man kann sich aussuchen, herrlich ist das Leben, diese Stadt und der Friede. Die Politruks sitzen auf einem Panzerwagen und kümmern sich nur um ihre Beute. Meistens sind es natürlich Uhren. Uhren kann man nicht genug haben, Damenarmbanduhren hängen den Rotarmisten sogar auf den Ohren, und Küchenwecker, „bolschoj-casy" genannt, schmücken die Brust. Kinder sind auch da, viele Kinder, es gibt ja aufregende, ganz neue Spiele für sie. Man kann über die Berge von Leichen deutscher Soldaten hin und her klettern, man kann die Toten mit Messern stechen, da hast du, du schmutziger deutscher Barbar! Und die Mütter lachen dabei und sind stolz auf ihre Jungen und ihre Mädchen. Trinken kann jeder, soviel er nur will. Es gibt Wodka, und es gibt reinen deutschen Spiritus, den gießt man in das schwache, fade Kriegsbier. Man kotzt natürlich nach dem zweiten Glas, das macht aber nichts, es ist ja heute ein großes Fest, das Kotzen gehört auch dazu.

Schräg gegenüber dem Militärtechnischen Institut ist es ein bißchen stiller. Drei flache Hügel sind da, geschmückt mit riesigen papierenen roten Sternen. Kaum einen halben Meter unter dem

Rasen sind hier drei Rotarmisten verscharrt, die von den deutschen Meuchelmördern umgebracht wurden. Niemand weiß, ob sie erschossen wurden oder wie sie überhaupt starben, aber die Legende über diese drei Helden ist schon geboren und wächst mächtig. Eine Straße weiter spricht man schon von dreißig Helden, beim Dejwitzer Bahnhof sind es schon über dreihundert, und dort, wo die Elektrische Nummer 11 hinunter zu der Stadt fährt, dort weiß man ganz bestimmt, daß mindestens dreitausend Rotarmisten auf dem Siegesplatz in einem heldenhaften Kampf fielen. Freilich, einige Skeptiker gibt es auch, die wissen wollen, daß sich die drei Räuber gegenseitig umbrachten während einer Rauferei um Schmucksachen. Von einem Kampf mit den Deutschen kann keine Rede sein, die Prager Tschechen haben einzig und allein die Barbaren besiegt, noch bevor die Rote Armee einmarschierte. Man redet viel, man schimpft und nörgelt, obwohl einige zur Vorsicht mahnen. Überall gibt es jetzt Spitzel und Horcher, sagen sie.

Zwischen den drei Gräbern sitzt ein Liebespaar. Wie zwei Trauernde sehen die beiden aus, denn sie sind ganz schwarz gekleidet. Es sind aber nur die schwarzen Uniformen der SS, die die beiden tragen, und die bedeuten keine Trauer, vor denen, die sie tragen, hat man Angst, mehr als damals — vor ein paar Tagen noch — vor der wirklichen SS. Die Revolutionsgarde in den schwarzen Uniformen beherrscht jetzt Prag, sie ist die Exekutive, sie ist das Gericht und der Henker zugleich. Diese zwei aber, der Gardist und die Gardistin, die sind nur mit sich selbst beschäftigt. Sie flüstern miteinander, dann sitzen sie wieder still, dicht zusammengepreßt. Ab und zu läuft ein kleiner Bub zu ihnen hin und schleppt alles mögliche Eßbare. Deutsches Brot, verpackt in fettiges, luftdichtes Papier. Deutsche Konserven mit Bohnen und Erbsen, mit Schinken und feingehacktem Gemüse in einer roten, scharfen Soße. Eimer mit Marmelade und runde Blechdosen mit Butter und Schmalz. Auch mit Getränken versorgt er sie. Wodka bringt er in einer Kristallvase und Limonade in einer Puppenbadewanne. Der Gardist hat ihm einigemal verboten, herzukommen und herumzuhocken, der Junge kommt aber immer wieder. Er spricht kein Wort, und sein Gesicht ist so verschmiert, daß man nicht unterscheiden kann, ob er böse grinst oder fröhlich lächelt.

„Da — haben Sie gehört?" Der Gardist springt auf und horcht. „Das war doch ein Zug! Bestimmt war es ein Zug, dort unten, am Dejwitzer Bahnhof! Kommen Sie, kommen Sie doch schnell!"

Die Gardistin rührt sich nicht. Grüne und rote Lichtgeschosse schwirren umher, die Rotarmisten haben eine neue Art von Belustigung erfunden. Eine Weile wird die blaue Dunkelheit dieser schwülen Mainacht in eine beängstigende, rote Helle verwandelt. Schnell zieht die Gardistin die Kappe tiefer in die Stirn. „Ich will in Prag bleiben", sagt sie leise.

„Aber das ist doch ein Wahnsinn! Sie dürfen nicht in Prag bleiben! Man wird Sie — Sie haben doch Alena selbst gesehen! Kommen Sie doch, wir können nach Pilsen fahren, jetzt gleich, in Pilsen sind die Amerikaner, alle Deutschen wollen zu den Amerikanern hin! Ich bleibe auf keinen Fall in Prag, ich habe genug, ich will nicht mehr mitmachen, verflucht noch einmal!"

„So gehen Sie doch, Petr! Fahren Sie nach Pilsen, wenn Sie glauben, daß zwischen Šlajer und Schleier ein Unterschied gemacht wird."

„Aber das ist es doch nicht! Oder ja — selbstverständlich habe ich Angst, die alle hier auf dem Siegesplatz haben Angst oder sie werden schon morgen auch von der Angst angesteckt. Nein, nie mehr wird das Leben so sein, wie es vor der Revolution war! Ich habe Prag geliebt, Prag war für mich Musik, heute ist Prag ein Irrenhaus mit lauter blutberauschten gemeingefährlichen Narren. Warum wollen Sie in Prag bleiben? Sagen Sie es mir doch!"

„Ich sagte es Ihnen schon, ich muß jemanden suchen."

„Und den lieben Sie sehr, nicht wahr? Jetzt ist die richtige Zeit für Liebe! Jawohl!"

„Lachen Sie nicht, Petr, und schauen Sie mich nicht so an. Ich weiß, Sie haben mir das Leben gerettet, Sie sind meinetwegen in Lebensgefahr, ich möchte so gerne sagen, daß ich es Ihnen nie vergessen werde — aber wie lange kann das ‚nie' für mich noch dauern? Kommen Sie also, wir werden zum Bahnhof gehen."

„Schauen Sie, wir beide könnten irgendwo in einer Bar in Pilsen oder in Eger Klavier spielen, mit Musik kann man immer Geld verdienen. Sie sind sehr schön, das wissen Sie doch, und Schönheit ist manchmal mehr als Dokumente und Losungsworte. Ich könnte sagen, Sie seien meine Frau, ich habe in Pilsen einen guten Bekannten, der hat jetzt viel zu sagen, er war Abgeordneter bei der Benešpartei."

Sie gehen langsam fort, der Gardist spricht ununterbrochen, er malt schillernde Luftschlösser. Das Mädchen geht mit tief gesenktem Kopf neben ihm, in ihren Mundwinkeln sitzt ein erstarrtes, schmerzvolles Lächeln. Sie gehen über Haufen zerrisse-

ner Briefe und Photographien, alles, was den Deutschen gehört und was man nicht braucht, muß vernichtet werden. Zerschlagene Schallplatten krachen unter ihren Füßen, überall liegt Papiergeld umher. Deutsches Geld, das noch vor fünf Tagen ein phantastisches Vermögen bedeutete. Hunderttausende, Millionen liegen in Prag umher, zerstampft, beschmutzt, bespien. Schwarze Blutlachen glänzen trüb wie kleine Seen im Gras, zerbrochenes Spielzeug sieht man überall. Sie gehen und gehen und hinter ihnen huscht wie ein kleiner Schatten der Bub. Die Musik ist keine Musik mehr, es klingt wie das Gekreische der entfesselten bösen Geister. Die Leute brüllen mit besoffenen, heiseren Stimmen, sie taumeln und fallen und kriechen herum wie Tiere, sie wissen nicht mehr, was sie tun.

Jetzt hört man aber auch etwas anderes. Zuerst weiß man nicht, was es sein könnte. Sind es Menschen? Sind es Tiere? Sie weinen und jammern und klagen und betteln, das Mädchen dreht sich um und will zurück, nur zurück, nur weg, diese Klage kann man nicht ertragen. Aber da verstellt ihr der kleine Bub den Weg und schon ist auch der Gardist da, packt den Jungen und schleppt ihn hinter ein Gebüsch. Das Mädchen macht noch einige Schritte, aber dann läuft sie hinter den beiden her. Der Bub liegt dort, der Gardist steht bei ihm mit einem entsicherten Revolver.

„Nicht, Petr! Das ist doch ein Kind!"

„Ein Kind? Ein Spitzel!"

Der Bub zittert, er weint aber nicht, er schluckt nur ein paarmal und sagt dann: „Die Pferde, Herr Gardist, die Pferde muß jemand erschießen! Darum — ich dachte — ich wollte —"

Silbrige Geleiseschlangen schlängeln sich unter der Brücke durch, sie laufen paarweise zusammen. Die drei sehen, wie sie sich winden und kreuzen, wie sie sich ausweichen und wie sie sich schließlich doch treffen. Und über diese Geleise laufen Pferde. Manche schleppen sich nur noch und stolpern, ein Pferd dreht sich auf den Hinterfüßen wie ein Kreisel herum, einige liegen auf der Seite und scharren mit den Hufen, als würden sie sich selbst ein Grab schaufeln wollen. Alle haben offene Wunden, mit Messern und Scheren und Mistgabeln beigebracht, auch Schußwunden haben sie und ausgestochene Augen und abgeschnittene Ohren und ausgebrannte Hakenkreuze an der Stirn. Alle möchten sterben, diese armen Pferde, aber niemand darf ihnen den Gnadenschuß geben, denn es sind deutsche Pferde. Auf der Brücke stehen Leute und schauen auf sie herunter.

Einige lachen, die meisten aber pressen die Lippen fest zusammen. Alle sind bewaffnet, diese Männer und Frauen und Mädchen, aber der dort, auf der Laterne, der hat auch eine Waffe gehabt. Wer er war, weiß niemand. Man weiß nur, daß er zwei oder mehrere von diesen gräßlich leidenden Tieren erschossen hatte.

„Warum bist du uns nachgeschlichen?“ fragt der Gardist drohend, aber den Revolver hat er nicht mehr in der Hand.

„Weil Sie — oder das Fräulein war es, ich habe gehört, daß Sie eine Weile deutsch gesprochen haben.“

„Du lügst!“

„Nein, ich lüge nicht, Herr Gardist! Vor mir brauchen Sie keine Angst zu haben, ich bin doch ein — ein Kollabora — Kollaborateur. Mein Vater ist deutscher Soldat, wir sind aus Troppau nach Prag gekommen, und meine Mutter ist Tschechin. Meine Mutter haben die Tschechen gleich am Samstagnachmittag abgeführt, der Hausmeister aus unserem Haus war es, und die vom Luftschutz waren auch dabei. Ich war auf der Straße, ich wollte mir die Revolution anschauen — und dann habe ich gesehen, wie sie meiner Mutter die Haare abgeschnitten haben und wie sie sie geprügelt haben. Wo sie jetzt ist, weiß ich nicht. Ich wollte sie suchen, aber es ist schwer, in jeder Schule und in jedem Kino sind doch so viele verhaftete Leute. Jetzt ist aber die Revolution schon vorbei, die feiern jetzt doch überall, da wird man doch morgen die Verhafteten wieder entlassen, oder nicht? Ich habe auch die Rotarmisten angesprochen wegen der Pferde, aber sie haben mich nicht verstanden. Einige verstehen etwas tschechisch, aber die kleinen mit den Schlitzaugen nicht.“

„Ich kann den Pferden nicht helfen und dir auch nicht. Das beste wäre, wenn du dich bei deinem Nationalausschuß melden würdest.“

„Die sperren doch alle Kollaborateure ein und prügeln sie. Ich muß warten, bis meine Mutter nach Hause kommt.“

„So geh doch nach Hause!“

„Unsere Wohnung ist abgesperrt und der Hausmeister hat den Schlüssel. An der Tür klebt so ein Papierstreifen, und auf dem steht ‚Unter dem Schutz der Tschechoslowakischen Republik‘.“

„Wie alt bist du denn?“ fragt das Mädchen.

„Zwölf Jahre.“

Die beiden schauen sich an, Petr und die falsche Gardistin. Was soll man tun? Was soll man bloß mit diesem armen Jungen

tun? Hier lassen? Einfach abschütteln? Oder doch helfen? Aber wie?

Große Lastwagen donnern über die Brücke. Rotarmisten fahren in die Stadt herunter und nehmen jeden, der es will, mit. Sie brüllen und wiehern, sie leuchten mit großen Taschenlampen unter die Bäume und in die Gebüsche und biegen sich vor Lachen, wenn sie ein Liebespaar entdecken. Einige Augenblicke ist das Mädchen durch den grellen Strahl geblendet, sie bückt sich rasch, aber die Rotarmisten haben sie schon gesehen. Einer springt von dem Wagen herunter, hebt sie hoch und wirft sie in den Wagen, wo schon mehrere Mädchen hocken. Auch einige alte Weiber sind da, keiner in dem Wagen ist nüchtern. Fluchend rennt Petr dem Wagen nach, der Bub hinter ihm. Ein Mann mit einer Ziehharmonika hilft Petr hinauf, und wie ein Wiesel klettert der Junge nach. Die Rotarmisten reichen eine Flasche mit Schnaps herum, der falschen Gardistin wird die Kappe von dem Kopf heruntergezogen, und alle glotzen sie bewundernd an. Ein Rotarmist trägt einen sonderbaren Kranz aus Würsten, die mit Margueritenblumen geschmückt sind. Den setzt er der Gardistin auf. Der Wagen holpert über das aufgerissene Pflaster, einige tanzen trotzdem. Am Siegesplatz steigen schon wieder die roten Lichtsignale zum Himmel, die Hölle der deutschen Pferde am Dejwitzer Bahnhof bleibt immer mehr zurück. Niemand in dem Wagen, außer dem Mädchen, weiß, warum er in die Stadt will. In die Stadt, die wahnsinnig geworden ist.

DER KRANKE

„Beruhigen Sie sich doch, beruhigen Sie sich doch", murmelt das alte Fräulein Anna. Sie trippelt um Jan Horák herum wie eine kränkelnde Henne, sie möchte trösten, sie möchte Jan zu einer Tat aufmuntern, sie hat aber keine Worte. Nur: „Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich."

Jan Horák sitzt wie benommen da. Wie lange er so sitzt, weiß er selbst nicht. Er ist froh, daß die Alte nicht jammert, daß sie nur irgend etwas murmelt. Einen Sinn hat es wahrscheinlich nicht, was sie sagt, aber was hat jetzt eigentlich einen Sinn? Er ist zu spät gekommen, wegen irgendeiner rothaarigen Dirne, die er gesucht hat. Natürlich war sie eine Dirne, der Kellner dort im

Kaffeehaus beim Denisbahnhof hat doch gesagt, daß er sie öfters bei den Hotelgästen gesehen hat. Wem hat er es aber gesagt? Dem Mädchen, der Gardistin, vor der jetzt alle zittern. Er wollte sie loswerden und ihn, Jan Horák, auch. Was geht es mich an, wenn ein KZler ein Mädchen braucht, hat er gesagt. Gut, jawohl, ich habe ihm mein Zimmer zur Verfügung gestellt, unter uns Männern hat man ja Verständnis für solche Sachen, hat er gesagt. Und die Leute dort im Kaffeehaus, wie die ihn angeschaut haben! Ihn, Jan! Seine Frau hat man hingerichtet — das hat man schon gewußt — und dieses Schwein sucht sich eine Dirne, anstatt das Grab seiner Frau zu suchen. Ja, das haben die Leute wirklich gesagt, ganz laut. Und der Kellner wurde frech und sagte, er soll doch lieber das Lokal verlassen, KZler hin und KZler her, es gibt halt verschiedene KZler, das ist klar. Anständige und andere eben. Richtig, Dr. Hasal war auch dabei, mit der Gardistin, aber der tat so, als würde er Jan überhaupt nicht kennen. Und dann — dann kam er endlich hieher und — —

„Erzählen Sie, wie es war", sagt er müde. Vielleicht hat er falsch verstanden, vielleicht träumt er überhaupt nur. So kann doch nicht die Wirklichkeit sein, so nicht, so nicht, sonst war alles umsonst gewesen.

„Ich weiß wirklich nichts mehr, Herr Professor. Ich weiß nur das, was ich Ihnen schon sagte."

„Erzählen Sie", wiederholt Jan, diesmal ungeduldig. Er schämt sich vor sich selbst, es gibt ja nichts mehr zu erzählen, Zeit gewinnen will er durch diese Erzählung, um nicht gleich etwas unternehmen zu müssen. Nur nicht etwas tun müssen, schlafen müßte man und auf den nächsten Tag hoffen können wie dort, in dem deutschen KZ. Jetzt sind die Hoffnungen tot und damit ist alles tot.

„Ich weiß selbst nicht, wie das Ganze eigentlich war. Die Gardisten waren wieder einigemal da, sie suchen überall die Häuser durch nach den Deutschen und nach den Kolla— na, Sie wissen schon, Herr Professor, wen ich meine. Sie haben auf das Haustor gepumpert und Steine haben sie in die Fenster geworfen, aber dann gingen sie wieder weg. Der kranke Herr hat zuerst phantasiert, aber dann ist er eingeschlafen, und der Herr Vorel ist wahrscheinlich auch eingeschlafen. Ich war oben in meiner Wohnung, ich muß auch eingenickt sein — und auf einmal war so ein Geschrei auf der Straße, und geschossen wurde derart, daß ich mich vor Angst nicht rühren konnte. Ich bin dann aber doch so schnell, wie es ging, hinuntergegangen — bitte, glauben Sie

mir, Herr Professor, ich hätte dem Herrn Vorel bestimmt geholfen, aber es war schon alles vorbei. Ich denke mir, es war so. Die zwei Burschen, die deutschen Studenten, die wollten nicht, daß ihretwegen dem Herrn Vorel etwas geschehen sollte, und darum haben sie das Haus verlassen. Die Leute sagten, daß sie die beiden plötzlich aus dem Hause hinausschleichen sahen. Na und dann hat man sie gefangen, und Herr Vorel ist gerade dazugekommen, als man sie aufgehängt hatte. Angeblich wollte er schießen, auf unsere Leute, und angeblich hat er etwas gegen den Präsidenten Beneš gesagt und auch gegen die Republik. Sie wissen ja, wie er war, er konnte keine Ungerechtigkeit vertragen. Die hätten ihn bestimmt erschlagen, auf der Stelle. Aber unser Hausarzt, Sie wissen ja, der war auch da und er hat geschrien — Herrn Vorels Tochter wurde doch von den Deutschen hingerichtet. Deshalb hat man den Herrn Vorel nur verhaftet, denke ich mir. Was sollen wir jetzt tun, Herr Professor? Sollen wir ihn gleich suchen gehen oder erst in der Früh? Beruhigen Sie sich, bitte, Herrn Vorel wird bestimmt nichts geschehen, Sie haben doch auch etwas zu sagen, Sie waren doch im Konzentrationslager."

Jan Horák steht langsam auf, geht zur Tür und kehrt wieder um. Ich muß etwas tun, jetzt gleich, denkt er dumpf, wenn ich jetzt nicht gleich etwas tun werde, werde ich diese Angst nie mehr loswerden können. Diese arme Alte hat mehr Mut als ich, das Mädchen, diese Deutsche, ist doch durch ganz Prag gelaufen — —

„Der Kranke hat nichts gehört?" fragt sie schließlich, um nur etwas zu sagen.

„Ich glaube nicht, Herr Professor, ich glaube, der schläft nicht, der ist bewußtlos. Schauen Sie ihn nur an, wie rot er im Gesicht ist! Er wird ein hohes Fieber haben."

„Gehirnerschütterung wird es sein. Waren die Gardisten auch hier, in der Wohnung?"

„Nein, ich habe die Tür gleich abgesperrt und habe gesagt, ich werde mich bei dem Herrn Erzbischof Beran beschweren, wenn sie nicht gleich abziehen. Ist der Herr Erzbischof schon in Prag, Herr Professor? Waren Sie mit ihm zusammen in dem Konzentrationslager?"

„Nein, ich war anderswo. Warten Sie — hören Sie nichts? Jemand läutet beim Haustor!"

„Lieber Gott, werden wir denn nie Ruhe haben? Bleiben Sie

hier, Herr Professor, ich werde selbst nachschauen, was die schon wieder wollen. Eine Frau werden sie doch mehr respektieren."

Tatsächlich, Jan Horák läßt das alte Fräulein gehen und rührt sich nicht. Er sieht, wie sie das Beil, das auf dem Ofen lag, unter ihre Mantille versteckt, er rührt sich nicht. Er hat keinen Willen mehr, er hat nur Angst, gräßliche, würgende Angst, die alle seine Sinne lähmt. Mit zitternder Hand bedeckt er das Bild, das auf dem Wäschekasten steht. Jitkas Bild. Sie soll ihn nicht so sehen, so nicht, um Gottes willen!

„Guten Abend", sagt jemand hinter ihm. Das Bildchen fällt um. Jan dreht nur den Kopf um, mehr kann er nicht. Nur ein Mann steht in der Tür, und hinter ihm Fräulein Anna. Den muß er doch kennen, aber von wo nur?

„Sie sind Herr Horák, nicht wahr?"

Auch diese Stimme kennt er. Diese Stimme, die sagte einmal — Sie sind doch Horák, oder nicht? Nur Horák, nicht Herr Horák sagte damals die Stimme. Es mußte bei einem Verhör gewesen sein, aber es gab so viele Verhöre und so viele Polizeibeamte bei den Verhören.

„Woher kennen Sie mich denn? Was wollen Sie hier überhaupt?" Es klingt zu scharf, es klingt zu schrill, Jan fühlt es selbst. So spricht nur der, der ein schlechtes Gewissen hat.

„Jan Horák kennt doch jedes Kind in Prag. Wer ist der Kranke da? Was fehlt ihm?"

Horák schaut ihn mit flackernden Augen an, sein Mund ist ganz ausgetrocknet, er kann kein Wort herausbringen, aber schon trippelt das alte Fräulein zu dem Bett und sagt resolut: „Der Herr ist ein Neffe von mir und hat Fieber."

Polizeirat Donat sieht sie an, er sieht, daß sie ein Beil in der Hand hält. Ein Hauch könnte sie umwerfen, und doch steht sie angriffsbereit da. Sein Herz krampft sich zusammen, dann aber kann er zum erstenmal seit fünf Tagen leichter aufatmen. Solange es solche Menschen gibt wie diese arme Alte da, ist noch nicht alles verloren. Er nickt ernsthaft, er verbeugt sich sogar vor ihr wie vor einer großen Dame. Dame? Lächerlich. Damen gibt es nicht. Es gibt nur Weiber und Frauen.

„Kennen Sie den Kranken auch?" fragt Donat leichthin. Dieser Bursche, der Horák, der schlottert ja vor Angst. Mit dem wird man ein leichtes Spiel haben.

„Warum fragen Sie mich aus?" schreit Horák mit einer unnatürlich hohen Stimme. „Mit welchem Recht? Ich war im Konzentrationslager, ich bin — —"

„Das sehe ich, Herr Horák, regen Sie sich doch nicht so auf. Also Sie kennen den Kranken nicht, nicht wahr?"

Vielleicht ist es die Rettung, diese Frage des Mannes von der Polizei. Daß er von der Polizei ist, das ist sicher. Und Jan ballt die zitternde Hand zur Faust und schiebt das Bildchen von sich fort. „Nein, ich kenne ihn nicht."

„Das habe ich mir gleich gedacht", sagt Donat und lächelt Jan an.

„Aber —", beginnt Fräulein Anna, doch der Polizeirat unterbricht sie rasch.

„Gnädige Frau, Ihr Neffe kann nicht hier bleiben. Leider, es tut mir wirklich leid, es Ihnen sagen zu müssen. Ihr Neffe wurde von jemandem denunziert. Das bedeutet aber nichts, das ist jetzt an der Tagesordnung. Da ich aber weiß, daß die Denunziation jeden Grund entbehrt, habe ich mich entschlossen, ihn vorläufig in Sicherheit zu bringen. Hier wäre es für Sie und für Sie auch, Herr Horák", er macht eine kleine Pause, als würde er auf Horáks Zustimmung oder Protest warten. Jan wendet den Kopf zur Wand und betrachtet angestrengt einen Rosenkranz, der dort hängt, ohne aber überhaupt etwas zu sehen.

„Für Sie wäre der Mann da auch eine Gefahr, Herr Horák. Und Sie, gnädiges Frau, Sie bekommen morgen von mir eine Nachricht, wie es Ihrem Neffen geht."

Die Alte schaut scheu zu Horák hin, sie hat keine Ahnung, was das Ganze zu bedeuten hätte, sie weiß nur, daß Horák mit dem Kranken nichts mehr zu tun haben will. Vielleicht ist es besser so, aber der Kranke tut ihr leid. So wehrlos ist er. „Können Sie mir", beginnt sie so energisch sie es nur kann, obwohl ihr die Stimme nicht gehorchen will. Es war zuviel für sie, was sie in den letzten Tagen sehen und hören mußte. „Bitte, geben Sie mir Ihr Ehrenwort — —"

„Mein Ehrenwort, gnädige Frau, daß Ihrem Neffen nichts Böses geschehen wird, solange es in meiner Macht sein wird."

Später konnte sich Jan Horák nie richtig erinnern, was nachher war. Er wußte nur, daß einige Männer hereinkamen, uniformiert waren sie, und der Kranke, der Direktor, wurde weggebracht. Er hat kein Wort mehr gesprochen und schweigend zugeschaut. Später dann, als er aufwachte, lag er im Bett. Die Lampe brannte noch, und bei dem Ofen saß auf einem niedrigen Hocker das Fräulein Anna. Sie schlief, aber als ob sie spüren würde, daß Jan wach sei, brummte sie leise: „Beruhigen Sie sich doch, beruhigen Sie sich doch!"

VINCENC MIT CILKA IN PRAG

Der Bucklige hatte lange hin und her überlegt, ob er Cilka zu Hause lassen soll oder nicht. Gleich in der Früh war er beim Nationalausschuß, hat aber nichts ausgerichtet. Der Nationalausschuß amtiert in dem einzigen Gasthaus des kleinen Dorfes. Draußen standen fast sämtliche Ortsbewohner, jeder mußte sich eine schriftliche Bestätigung der „nationalen Verläßlichkeit" besorgen. Alle kannten natürlich den buckligen Schuster, heute aber war er Luft für sie. Es war nicht ratsam mit jemandem zu sprechen, dessen Frau als Kollaborantin verhaftet wurde. Zwar wußte niemand, warum Vlasta Králová eine Kollaborantin sein sollte, aber niemand war bereit, ein gutes Wort für sie zu sprechen. Hinein in das Gasthaus kam Vincenc nicht, einer von dem Nationalausschuß hat ihn durch das offene Fenster angebrüllt, er solle sofort verschwinden. Vincenc sprach einige von den Wartenden an, ob sie seine Cilka nicht auf ein oder zwei Tage übernehmen könnten. Er müsse nach Prag, seine Frau suchen. Nicht einmal eine Antwort bekam er. Der Herr Pfarrer, zu dem er nachher ging, ließ ihm durch seine Wirtschafterin sagen, daß er sehr beschäftigt sei. Das beste wäre, meinte die Wirtschafterin, sich um die Frau vorläufig überhaupt nicht zu kümmern. Wenn sie unschuldig ist, wird sie schon selbst nach Hause kommen. Wenn nicht, dann kann ihr Král auch nicht helfen.

Gut, dann bleibt also die Ziege allein zu Hause, beschloß der Bucklige. Er wird sie gut mit Fressen versorgen, ordentlich melken und wird halt schauen, daß er am Abend wieder zurück sein kann. Schon von weitem hörte er aber die Ziege jämmerlich meckern. Er lief, so schnell er konnte. Vielleicht ist Vlasta schon zu Hause, vielleicht fehlt ihr etwas und Cilka ruft auf ihre Art um Hilfe. In dem Vorgärchen lag ein Haufen Roßhaar, die Matratze hat jemand zerschlitzt. Die papierene Trikolore war fort, die Fensterscheiben alle zerschlagen. In dem offenen Fenster baumelte an einem Stück Zwirn ein Stück Pappendeckel. „Hier wohnte eine Volksfeindin!" stand dort geschrieben. Cilka blutete, vermutlich hatte sie sich die Nase an den Glasscherben verletzt. Wie ein Hund lief sie Vincenc entgegen, voller Freude, daß er wieder da sei.

Vincenc setzte sich auf einen der beiden Stühle, auf denen

der Sarg lag, streichelte der Ziege den Kopf und begriff nichts. Warum hatte man ihm die Matratze kaputt gemacht, warum die Fensterscheiben zerschlagen? Warum? Wem hatte er etwas Böses getan? Damals, als die Deutschen kamen, als das Protektorat errichtet wurde, damals war doch überall Ruhe. Niemand im Dorf wurde verhaftet, Vincenc hat erst zwei Tage später erfahren, daß die Deutschen im Dorf waren, als er einkaufen ging. Und jetzt — —

„Es hilft nichts, Cilka, du mußt mit. Ich kann dich hier nicht allein lassen, wenn das so is' Wir werden ganz langsam gehen, du brauchst keine Angst zu haben. Zuerst müssen wir aber melken. Sei brav, halte still, damit wir bald fertig sind."

Er trank die warme, schäumende Milch und aß dazu ein Stück Brot mit Kunsthonig. Dann verbarrikadierte er das Fenster so gut es ging mit einem Nudelbrett, schloß die Tür ab, aber dann überlegte er es sich, daß es schade wäre, das viele gute Roßhaar draußen zu lassen. Er trug es also in die Stube, auch den zerfetzten Überzug. Dann gingen sie, die Ziege und er. Cilka an einem langen Strick, vor Übermut springend. Vincenc wollte durch das Wäldchen, um den Weg zu kürzen, aber schon nach ein paar Minuten wurde er von einem Lastwagen eingeholt.

„Wohin mit dem Roß, Bruder?" lachte der Chauffeur und hielt an.

„Nach Prag."

„Nach Prag? Mit der Ziege?"

„Ich kann sie nicht allein zu Hause lassen."

„Warum nicht? Wegen der Russen? Die stehlen ja nicht und plündern nicht und vergewaltigen nicht, das waren doch alles bloß die Greuelmärchen dieses verdammten Hundes Goebbels. Wo willst du überhaupt hin in Prag? Weißt was, ich kann dich mitnehmen, wenn du willst. Kann das Vieh hinaufspringen?"

„Ich glaube schon, Cilka ist sehr gescheit. Wenn ich auf dem Wagen bin, wird sie mir bestimmt nachspringen."

„So komm, ich hilf dir hinauf. Gehört mir übrigens nicht, der Wagen. Ausgeborgt ist er von den Radlitzer Molkereien. Jetzt wird sowieso keine Milch nach Prag geliefert, es will ja niemand arbeiten. Ich möchte auch etwas von der Revolution haben, weißt du! In den deutschen Wohnungen gibt es allerlei Sachen, die man brauchen kann, und alle werden wohl doch noch nicht ausgeplündert sein. Also wohin willst du in Prag? In welchen Bezirk?"

„Am — am Petersplatz ist es", sagt Vincenc und greift in

seine Rocktasche. Ja, die Adresse des Herrn in dem gestreiften Sträflingsanzug ist da und auch die Bittschrift.

„Petersplatz? Na, mir ist es schließlich egal, wo ich mit dem Requirieren anfange. Die Herumfahrerei in Prag wird nicht so einfach sein, wegen des aufgerissenen Pflasters meine ich. Aber fein war die Revolution, sehr fein! Na ja, die Prager, das waren immer prima Kerle! Hast schon gehört? Der Zwerg, der Hácha, ist im Pankratzer Gefängnis, sagen die Leute. Halbkrepiert haben sie ihn eingeliefert. Aber ganz krepieren darf er noch nicht, den wollen wir hängen sehen, mitten auf dem Wenzelsplatz!"

Vincenc fröstelt, obwohl es in dem Wagen stickig warm ist und die Sonne sommerlich heiß brennt. Hácha, der Präsident, ist also auch schon im Gefängnis. Ein alter, sterbender Mann. Was sollte er damals machen, als niemand Präsident des Protektorats werden wollte? Hitler hat ihn doch nach Berlin bestellt, und wenn der Hácha die Sache mit der Errichtung des Protektorats nicht unterschrieben hätte, hätte doch Hitler Prag bombardiert. Damals haben alle Leute im Dorf gesagt, daß nur Hácha die Tschechen gerettet hat. Und auf den Beneš haben damals alle geschimpft. Ja, so sind halt die Leute.

Ohne zu wollen oder zu wissen, schläft der Bucklige ein. Vor Übermüdung, er ist körperlich zermürbt von den Sorgen um seine Frau, er ist fast krank vor Angst von dem Leben, das jetzt kommen wird. Jetzt wird alles anders sein, das ist sicher. Der Mann neben ihm spricht weiter, er weiß nicht, daß ihm sein Begleiter nicht mehr zuhört. Eine Million von den deutschen Barbaren hat man in Prag hingemacht, sagen die Leute. Na ja, vielleicht war es nur eine halbe Million, aber das ist auch ganz schön. Das sollte uns jemand nachmachen, diese Revolution! Da werden die Amerikaner, diese Feiglinge, die Prag nicht zu Hilfe kommen wollten, Augen machen! Und weitermachen! Kein Germane darf am Leben bleiben, der Prager Rundfunk hat ganz recht gehabt, wenn er das immer wieder sagte. Und wenn doch ein Restchen bleiben sollte, dann an die Kette wie die Hunde, und arbeiten werden sie müssen, schlimmer als Sklaven, diese Herrenrasse!

Vlasta stellt gerade einen Topf mit Kartoffelsuppe von der Herdplatte weg, die Schwiegermutter ruft: „Komm, Vincenc, wir werden gleich essen!" — da hält der Wagen.

„Da wären wir also. Das ist die Soukenicka-Gasse, durch die kommst du direkt zum Petersplatz. Vielleicht treffen wir uns

zufällig noch heute, dann werde ich dich gerne nach Hause mitnehmen. Na, Alter, hinaus mit dir!"

Es dauert eine Weile, bis der Bucklige ganz zu sich kommt. Er geht zwar, aber ohne richtig zu wissen, was er eigentlich will. Die Leute, die ihm begegnen, gaffen die Ziege an. Cilka trabt sehr ordentlich, vielleicht ist sie durch die fremde Umgebung und durch die vielen Menschen eingeschüchtert. Vor einem Haus liegt etwas auf dem Gehsteig, Vincenc zuckt zurück, als er erkennt, daß es Leichen sind. Zwei deutsche Soldaten und eine Frau.

„Na, was ist los?" schreit eine Frau aus einem Fenster gegenüber. „Hast du vielleicht Angst vor den toten Germanen?"

„Gehe ich so richtig zum Petersplatz, bitte?" fragt Vincenc und versucht, so auszuschauen, als wäre der Anblick der Leichen für ihn eine alltägliche Sache.

„Höchstens hundert Schritte werden es noch sein. Ist das eine deutsche Ziege?"

„Nein, das ist eine Milchziege."

Wieder Leichen, diesmal sind es mehrere. Eine von den toten Frauen hat kurzgeschorenes Haar, Vincenc muß sofort an seine Vlasta denken. Aber nein, diese haben bestimmt auf die Tschechen geschossen, wie es der Prager Rundfunk gesagt hat, das sind Deutsche, Vlasta hat aber gar nichts getan, niemandem, Vlasta war immer eine Tschechin.

Den Petersplatz hat sich der Schuster immer ganz anders vorgestellt. Lauter alte Häuser und das berühmte Gasthaus „Na kuklíku". Das wollte er immer mit Vlasta besuchen, in diesem Gasthaus hat doch der brave Soldat Švejk immer sein Bier getrunken. Es war aber nie Zeit und Geld genug zu so einem Ausflug. Jetzt steht er also am Petersplatz, aber ohne Vlasta.

„Das ist dort, wo die vielen Gardisten vor dem Haus stehen", gibt ihm ein Bub zur Antwort, als er nach der Nummer des Hauses Jan Horáks fragt.

„Herr Jan Horák?" Der Gardist, den Vincenc angesprochen hatte, spuckt aus. „Herren gibt es nicht mehr. Nur Genossen und Brüder und Blödiane mit Ziegen. He, Genossen, kennt jemand einen gewissen Horák?"

„Er soll doch hineingehen, samt der Ziege. Alena hat sowieso schlechte Stimmung, der wird sie sicherlich zum Lachen bringen. Geh ins Haus, die Tür dort oben ist offen."

Cilka sprang, ohne Schwierigkeiten zu machen, über die Stiegen hinauf und zog Vincenc hinter sich. Im ersten Stock war

tatsächlich eine Tür offen. Auf dem Fensterbrett saßen zwei Gardisten, beide mit Maschinenpistolen ausgerüstet. Dem Buckligen widmeten sie keinen Blick, Cilka bekam einen scherzhaften Klaps von einem von ihnen. Der zweite, vielleicht sechzehnjährig, erzählte, ohne sich zu unterbrechen, halblaut: „Also an die dreißig goldene Uhren habe ich schon und vielleicht zweihundert Ringe mit Steinen und dann auch Münzen. In Gold und in Silber. Eine volle Schuhschachtel."

Im Vorzimmer stehen verschiedene Möbelstücke und Kisten und Wäschekörbe mit feinem Porzellangeschirr, alles durcheinander wie bei einem Auszug oder einem Einzug. Die Tür hinten ist nicht ganz zu, Vincenc klopft zaghaft an, aber die Ziege hat die Tür mit dem Schädel schon aufgestoßen, so daß sie krachend gegen die Wand schlägt.

Es ist das Zimmer der hingerichteten Jitka Horák. Halb Wohnzimmer und halb das Zimmer eines fleißigen Schulmädchens, mit vielen gestickten Pölstern und Decken, einem weißlackierten Bücherregal, das aber fast leer ist. Die deutsche Familie, die hier nach Horáks Verhaftung bis zum ersten Tag der Revolution wohnte, benützte das Regal als Aufbewahrungsort für die Spielsachen ihrer Kinder. Eine kahlköpfige Puppe in einer Wiege sieht man hinter dem Glas, ein Holzpferdchen und einen Kaufladen. Der handgewebte Teppich vor dem Nähtischchen hat einen großen, dunklen Fleck. Auch auf dem Parkettfußboden sind solche Blutflecke. Die Blumen auf dem Fensterbrett sind alle verdurstet. In der Mitte des Zimmers steht ein moderner Herrenschreibtisch, der offenbar nicht zu der Einrichtung gehörte. Dahinter sitzt ein junges blauäugiges Mädchen in einer schwarzen Uniform und neben ihr ein Mann, der dem Alter nach der Vater dieser Gardistin sein könnte.

Cilka beschnuppert neugierig den Draht, der von der Tür zum Nebenzimmer über den Fußboden läuft und auf dem Schreibtisch bei einem Telephonapparat endet. An das Telephon ist ein kleiner Taschenspiegel angelehnt. Alena hat sich gerade frisiert.

„Was ist?" fährt Doktor Hasal den Schuster an. „Ist hier ein Stall oder was?"

„Guten Tag", sagt Vincenc und zieht die Ziege zurück. „Ich suche einen Herrn Horák. Jan Horák heißt er, bitte."

Alena will wie elektrisiert aufspringen, besinnt sich aber an ihre Würde und bleibt sitzen. „Du kennst Jan Horák?" fragt sie nicht unfreundlich, aber amtlich und erinnert sich dabei, daß Bucklige angeblich Glück bringen sollen.

„Ja — das heißt eigentlich nein. Herr Horák war gestern bei uns und hat mir seine Adresse gegeben. Oder war es vorgestern? Ich bin nämlich durch das ganze — —"

„Horák war bei dir? Was wollte er von dir?"

„Er hat den kranken Herrn abgeholt, der hat einen Autounfall gehabt und seine Frau ist nach Prag gefahren, um Hilfe zu bringen. Eben zu dem Herrn Horák ist sie gegangen. Der Herr hat sehr viel Blut verloren und mußte ins Krankenhaus."

„Wie hat die Frau ausgeschaut?" Alena ist jetzt doch aufgesprungen und stößt die Hand des Rechtsanwalts unwillig ab.

„Sehr schön war sie, die Frau, und noch jung."

„Hat sie rotes Haar gehabt?"

„Ich glaube ja."

„Da stimmt etwas nicht!" Alena wendet sich zu Doktor Hasal und befiehlt barsch: „Frag ihn aus, du bist doch Advokat!"

Nach zehn Minuten wußten die beiden alles, was der Bucklige wußte. Von dem Begräbnis der Schwiegermutter und von Vlastas Verhaftung. Davon, daß der Verwundete im Bett lag und daß die schöne Frau ihn mit ihrer Wäsche verbunden hatte. Daß der Kranke nachher von dem Herrn in dem Sträflingsanzug mit einem Wagen abgeholt wurde.

Und Horák ist nicht mehr in seine Wohnung zurückgekehrt, und das rothaarige Mädchen hat keine Papiere gehabt. Und sie ist von der Hetzinsel verschwunden und Petr Šlajer auch. Und der Kranke, der Verletzte, der kann auch kein anständiger Tscheche sein, sonst hätte doch Horák die Gardisten oder die Dorfbewohner zu Hilfe nehmen können. Also ein KZler paktiert mit Kollaborateuren, mit deutschen Barbaren und mit Verrätern. Und der Rundfunk warnt ununterbrochen vor diesen Lumpen und überall gibt es Plakate, auf denen steht, daß jeder Verdächtige sofort verhaftet werden soll und, falls er sich wehrt, auf der Stelle unschädlich gemacht werden muß.

„Wir fahren jetzt zum Innenministerium", entscheidet Alena. „Der General — wie heißt er schnell — der wollte mich sowieso sprechen. Du bleibst vorläufig hier." Der Bucklige nickt ergeben, aber Alena lächelt ihn beruhigend an. „Es wird nicht lange dauern. Ich werde der Hausmeisterin sagen, daß sie dir etwas zum Essen geben soll. Was frißt eigentlich die Ziege? Na, die Burschen werden ihr schon etwas besorgen. Wenn wir diesen Horák finden, wird deine Frau sofort entlassen werden."

Alena hat keine Ahnung, wo die Frau des Buckligen zu finden wäre, sie weiß auch nicht, daß Vlasta Králová die kahlgeschorene

Frau war, die sie auf dem Dachgarten des Messepalais verhörte. Sie denkt auch gar nicht daran, ihr Versprechen wegen Vlastas Entlassung zu halten. Eine Weile kommandiert sie noch die stramm vor ihr stehenden Gardisten herum, befiehlt ihnen, auf den Buckligen gut aufzupassen, aber ihn anständig zu behandeln.

Die Hausmeisterin ist heute wie ausgewechselt. Sie grüßt Alena sehr höflich und nennt sie „liebe Genossin". Auch für Doktor Hasal findet sie zwei gute Worte. Wenn dieser Gauner jetzt unter dem Schutz der Gardistin steht, muß man sich danach richten.

Jitkas Zimmer wird abgesperrt, und Vincenc Král bleibt mit seiner Ziege in diesem sonderbaren Gefängnis allein.

KARLA HASALS ENDE

In der Ausstellungsstraße arbeiten gefangene Frauen. Sie müssen die Pflastersteine, aus denen die Barrikaden gebaut wurden, diese nutzlosen, überflüssigen Barrikaden, die niemand stürmte, dorthin schleppen, wo es ihnen die herumstehenden Tschechinnen brüllend befehlen. Die gefangenen Frauen haben alle blutende, zerschundene Handflächen von den schweren Steinen, aber keine darf auch nur einen Augenblick stehenbleiben und sich das Blut abwischen. Sofort regnet es von allen Seiten Schläge, die tschechischen Antreiberinnen sind mit Hundepeitschen und Stuhlbeinen bewaffnet. Seit fünf Uhr früh dauert schon diese Qual, und es wird jetzt bald Mittag.

Vlasta Králová arbeitet hier auch. Mit bloßen Händen muß sie die Glasscherben von dem Gehsteig vor dem Polizeikommissariat an der Ecke der Schnirchgasse wegkehren. Sie weint nicht, wie die anderen Frauen, sie spürt die schmerzenden Schläge kaum. Sie hat etwas entdeckt, was sie alles andere vergessen läßt. Ein Kind wird sie haben, jetzt weiß sie es ganz sicher. Darum also war ihr in der letzten Zeit in der Frühe immer so übel.

„Aufhören!" brüllt ein Mann in einem roten Hemd des Sokolturnverbandes. „Zum Fressen antreten! Zwei und zwei auf allen vieren in die Wachstube hinein!"

Die Gefangenen gehorchen, sie kriechen so rasch sie können, der furchtbare Hunger treibt sie.

„Bellen sollen sie, die Hündinnen!" rufen die Zuschauer. „Jawohl! Bellen müssen sie! Alle! Sofort!"

Sie bellen also, die gefangenen Frauen, und sofort kommen einige Rotarmisten, die in der Drogerie gegenüber waren, nachschauen, was diese Töne zu bedeuten haben. Jetzt stehen sie da und besprechen sich miteinander. In der Drogerie war es für sie sehr aufregend. Vor allem die Zahnpasta in den Tuben gefiel ihnen, und sie konnten sich nicht genug satt daran sehen, wie das Schnürchen der rosaroten oder weißen Zahnpasta aus der Tube hinausfließt. Wozu dieses Zeug gut wäre, konnte ihnen der Drogist nicht ganz genau erklären. Er zeigte auf die Zähne, und die Rotarmisten glaubten also, daß die Zahnpasta etwas zum Essen wäre. Sie aßen sie also, und sie schien ihnen gar nicht schlecht zu schmecken. Auch Kämme kauften sie, Puderdosen und vor allem Lippenstifte, deren Hülsen sie für Gold hielten und darum kartonweise kauften. Sie bezahlten mit russischem Papiergeld, von dem niemand wußte, ob es irgendwelchen Wert hatte. Auch Wäscheklammern nahmen sie mit, Zahnstocher und winzige Bürsten für die Augenbrauen. Und dabei lachten sie und zwinkerten sich zu wie kleine Lausbuben.

Mit den bellenden Gefangenen scheinen sie aber nicht einverstanden zu sein. „Das nix Kultura“, sagt einer von ihnen stirnrunzelnd.

„Hauptsache, daß du die Kultura hast“, grölt eine Hausmeisterin zurück.

„Sehen Sie sich die Russen bloß an, meine Damen! Das Maul beschmiert mit Zahnpasta und Lippenstift, und so etwas will von Kultura reden! Nix Kultura, hättest du früher nach Prag kommen sollen und nicht erst fünf Minuten nach zwölf, als wir schon mit den deutschen Okkupanten fertig waren!“

Die anderen „Damen“ widersprechen. Die Sowjetarmee hat schließlich ganz allein den Krieg gewonnen, das kann niemand leugnen. Die Amerikaner und die Engländer haben bloß Deutschland bombardiert, aber gekämpft haben sie nicht.

„Aber die Germanky dürfen die Russen nicht in Schutz nehmen!“ schreit die Hausmeisterin erbost. „Die gehören uns, und wir können mit ihnen machen, was wir wollen!“

Die gefangenen Frauen sind jetzt alle in der Wachstube, die Tür wird zugeschlagen und verschlossen. Die Rotarmisten gehen wieder in die Drogerie zurück.

In der Mitte der Wachstube steht ein großer Wäschetopf mit Suppe. Keine von den gefangenen Frauen hat einen Löffel oder ein Gefäß. Sie müssen hinknien und mit den Händen die brühendheiße Suppe schöpfen. Bald färbt sich die Suppe von

ihrem Blut rot, die Wunden brennen, die Frauen essen trotzdem gierig weiter. Viele von ihnen haben seit sechs Tagen nichts gegessen und auch nicht einen Tropfen Wasser gesehen.

Statt Polizisten gibt es hier Männer in Zivil. Das sind die sogenannten Barrikadenkämpfer, die zukünftige Polizei. Nur der dicke Kommandant der Wachstube, den die deutschen Behörden besonders schätzten, weil er immer im Dienst so eifrig war, der hat die Revolution glücklich überlebt und wurde, trotz seiner ausgesprochenen Kollaboration, weder verhaftet noch abgesetzt. Wie immer thront er auf seinem Sessel und grinst vergnügt.

„Schmeckt es, ihr Schweine? Freilich schmeckt es, ich habe tüchtig in die Suppe gespuckt!" und er lacht derart, daß sich sein rotes Gesicht violett verfärbt.

Die gefangenen Frauen essen weiter. Natürlich haben die tschechischen „Kollaborantinnen" unter ihnen verstanden, was dieser rohe Kerl sagte, aber was soll man tun? Wenn man nicht essen würde, würde man vor Schwäche umfallen und erschlagen werden. Zu Tode geprügelt. Wie die dort, die dort unter der Bank liegt, die hat man schon am frühen Vormittag hieher geschleift, als sie umfiel und trotz der Prügel nicht aufstehen konnte. Die sterbende Frau auf dem bespuckten Fußboden der Wachstube ist Karla Hasalová.

„Bitte", die Frau des buckligen Schusters kniet noch immer wie die anderen bei dem leeren und blank abgeschleckten Wäschetopf, sie erschrickt selbst vor ihrem Mut, als sie ihre Stimme hört. Sie spricht aber trotzdem weiter. „Bitte, Herr Kommissär, dürfte ich der Frau dort ein bißchen Wasser geben?"

Sie weiß selbst nicht, woher sie den Mut nahm, diesen brutalen, bösen Mann anzusprechen. Sie hatte das Bedürfnis, etwas Gutes zu tun, sie glaubt, daß das Gute wieder Gutes erzeugt und daß es ihrem Kind einmal Glück bringen wird. Vincenc wird sich freuen, mein Gott, wie der sich über das Kind freuen wird!

Der Kommissär rülpst zuerst und dann antwortet er gnädig: „Na, meinetwegen! Und alle anderen Säue wieder hinaus! Die Ausstellungsstraße muß bis zum Abend blitzsauber sein!"

Die Gefangenen sind wieder auf der Straße, und die Qual beginnt von neuem. Pflastersteine schleppen, Glasscherben zusammenkehren, Schläge, Beschimpfungen. Wie lange noch, wie lange noch?

„Da, nimm die Spuckschale dort in der Ecke", erklärt der Kommissär. „Die Wasserleitung ist auf dem Gang draußen,

gleich neben dem Klosett. Und nachher kannst du die Wachstube saubermachen. Der Fußboden stinkt so nach Blut, daß es nicht mehr schön ist. Was bist du denn?"

„Mein Mann ist Schuster."

„Ist er auch verhaftet?"

„Nein. Vincenc –"

Aber der Kommissär zeigt kein Interesse mehr. Er nimmt wieder die beiden Zeitungen in die Hand und vergleicht sie. Seit zwei Tagen gibt es wieder Zeitungen. „Svobodné slovo" (Das freie Wort), das Organ der Beneš-Partei, und „Rudé právo" (Das rote Recht), das Blatt der tschechischen kommunistischen Partei.

Man wird sich halt rechtzeitig entscheiden müssen, und je früher, desto besser. Vor dem Krieg war er Mitglied der Agrarpartei, die die größte tschechische Partei war und darum fast ununterbrochen den Innenministerposten besetzt hielt. Die Agrarpartei gibt es jetzt aber nicht mehr und viele andere Parteien auch nicht. Nur vier sind zugelassen, das wurde schon in London und in Moskau so beschlossen. Die Kommunistische Partei, die Beneš-Partei, also die Nationalen Sozialisten, die Sozialdemokratische Partei und die Volkspartei. Das Innenministerium werden die Kommunisten bekommen oder sie haben es schon. Der Nosek soll Innenminister werden. Also wird man am besten Kommunist.

Der Kommandant – er ist kein Kommissär, sondern nur Fähnrich – legt die beiden Zeitungen zusammen und stochert zufrieden mit einem Bleistift in den Ohren herum.

Vlasta hat die ekelhafte gelbliche Kruste in der Spuckschale so gut es ging mit den Fingernägeln weggekratzt und sorgfältig abgespült. Die gefangenen Männer in den Zellen auf dem Gang baten sie um Wasser, es sind lauter alte Männer, Deutsche, alle haben durch Schläge und Mißhandlungen gräßlich entstellte Gesichter. Die Zellen sind abgesperrt, aber die Gangwand ist aus Latten verfertigt, die nicht dicht nebenander befestigt sind, so daß man bequem die Hand durchstrecken kann. Kaum aber war Vlasta bei der Lattenwand, schon brüllten die Männer aus der Wachstube, sie soll sofort zurückkommen. „Was fällt dir denn ein, du häßliche Sau, den deutschen Schweinen saufen zu geben!"

Sie kehrte also in die Wachstube zurück, die jetzt wieder voll neuer Verhafteter war, diesmal waren es Tschechen, die von ihren Nachbarn und Bekannten als Kollaborateure denunziert

wurden. Alles schrie durcheinander, einige Frauen haben ihre Kinder mit, die laut weinen und hinaus wollen, die neuen Polizisten brüllen und schlagen wahllos auf die Leute ein. Verhört wird niemand, nicht einmal nach dem Namen wird jemand gefragt. Einige setzen sich auf die Bank, einige hocken auf dem Fußboden. Der Kommandant befiehlt, einzeln vorzutreten und die Trikoloren abzugeben. Ein Kollaborant ist kein Tscheche mehr, der darf also keine Trikolore tragen. Auch Geld, Uhren, Ringe, Ohrgehänge, Notizbücher, Bleistifte und Taschenmesser müssen abgegeben werden.

Vlasta Králová sitzt inzwischen bei ihrer Leidensgefährtin und versucht ihr zwischen die farblosen zerfetzten Lippen ein bißchen Wasser einzuflößen. Es geht nicht, das Wasser rinnt durch die Mundwinkel wieder zurück. Also wäscht sie ihr wenigstens das Gesicht ab, das arme Gesicht, das nur noch eine formlose Wunde ist.

Die Sterbende stöhnt leise, kaum hörbar. Wieder geht Vlasta Wasser holen, in dem Wirrwarr der Wachstube beobachtet sie niemand. Diesmal gibt sie den deutschen Männern zu trinken. Sie schöpfen das Wasser mit den Händen aus der Spuckschale und schlürfen es genauso gierig wie vorhin die gefangenen Frauen die Suppe. Sie stecken ihr Zettel zu mit den Namen ihrer Angehörigen. Auch Geld geben sie ihr, sie soll ihnen Nachricht bringen, sie wissen ja nichts, überhaupt nichts von ihren Verwandten. Vlasta versteckt die Zettel und das Geld in ihrer Hose, sie hat noch das unmoderne Gummiband oberhalb der Knie, die Zettel und das Geld können also nicht herunterfallen.

Wieder benetzt sie das Gesicht der Sterbenden vorsichtig mit Wasser, und diesmal schluckt Karla einige Tropfen. Draußen marschiert gerade eine Musikkapelle vorbei, die Leute auf der Straße schreien „Nazdar! Es lebe die Tschechoslowakische Republik!" Die Blechmusik schmettert tschechische Märsche dazu, und irgendwo jammert eine Katze, der man die Vorderpfoten abgehackt hat. Die deutschen Katzen werden auch bestraft. Das Tier klagt mit einer beinahe menschlichen Stimme.

Frau Hasal zupft Vlasta am Ärmel. Sofort beugt sich die Frau des Schusters zu ihr nieder. „Geht es Ihnen schon besser?" fragt sie flüsternd.

Eigentlich nur die Augen leben noch und in denen sitzt die Todesangst.

„Kinder —", stammelt sie mühsam.

„Ja, ich habe Sie verstanden", streichelt ihr Vlasta die Hände. „Sie haben Kinder, nicht wahr?"

„Suchen — mein Mann — er wollte —", und sie führte Vlastas Hand zu der Tasche ihres Kostüms. „Die Legitimation — nehmen — dort — mein Name —"

Vlasta zieht die Legitimation aus der Tasche der Sterbenden hinaus und versteckt sie auch in ihrer Hose.

„Mein Mann — schuld —"

Mehr versteht man nicht, denn schon wieder wird ein Haufen Gefangener in die Wachstube gejagt. Sie ist schon so überfüllt, daß man nicht einmal richtig stehen kann. Eine Frau schreit schrill um Hilfe, ihre Nachbarin hat sich vergiftet und hat in dem Todeskampf ihre Finger in ihr Haar verkrallt. Die Frau kann sich nicht selbst befreien, niemand hilft ihr, und so wird sie von der Toten festgehalten. Der Wachtmeister telephoniert brüllend. „Jawohl — alles kommt nach Strahov. Am besten gleich, ich habe den Laden so voll, daß ich mich nicht mehr rühren kann. Wie? Jetzt noch nicht? Warum denn nicht? Die könnten alle erschlagen werden? Na, soll man sie halt erschlagen, die Schweine. Was sagst du? Erst am Abend? Und was ist mit dem Ausgehverbot? Ruhe, ihr Huren! Ruhe, ihr deutschen Schweine! Ach so, das Ausgehverbot gilt für uns nicht. Also, du rufst noch einmal an, nicht wahr?"

In dem Haus gegenüber stehen auf allen Fenstern Radioapparate und alle sind auf die größte Lautstärke eingeschaltet. Seit früh hört man aus dem Radio immer wieder ein neues Lied. Und dieses Lied wird man noch Monate hören. Mehrmals täglich.

„A ten kdo je proti nám,
šup s ním do hrobu —"

„Und ist jemand gegen uns,
bums mit ihm ins Grab —"

Das Lied hat viele Strophen und eine wiegende, gewollt primitive Melodie, die jedes Ohr bald behält. „Schonst die Deutschen, lieber Mensch, bums mit dir ins Grab. Schonst die Mutter, die verriet, bums mit dir ins Grab."

Vlasta Králová hört das Lied und sie spürt, wie sie eine Gänsehaut bekommt. Man darf also nicht einmal seine eigenen Kinder schonen, man darf den Vater und die Mutter nicht schonen, man muß jeden anzeigen, sonst — bums mit dir ins

Grab. Plötzlich sieht sie, wie der Unterkiefer der Sterbenden hinunterfällt. Der Mund der Toten bleibt offen. Oben hängen an Fleischfetzen zwei schöne, gesunde Zähne.

Vlasta betet. Für die Tote, für Vincenc, für das ungeborene Kind und für alle, die verhaftet sind. Aber das Lied aus dem Radio mischt sich herrisch in ihr Gebet, und bald wiederholt sie statt des Vaterunsers mechanisch: „Bums mit dir ins Grab."

TAMARA

Der schmale Gang endet im Dunkeln. An der krummen Mauer hängt ein Gefäß aus rubinrotem Glas, in dem ein ruhiges Flämmchen auf der Ölfläche schwimmt. Das ewige Lichtlein, Preis 50 Kronen, aus dem Laden in der Karlsgasse. Etwas glitzert huschend hin und her, Salamander sind es, die hier ungestört ihr scheinbar zweckloses Leben führen.

Der Direktor verfolgt mit halboffenen Augen dieses lebende goldene Spielzeug, ohne zu wissen, daß es Tiere sind. Für ihn sind es die grellen Reflektoren des Wagens der NKVD, der ihn verfolgt. Unruhig bewegt er den Kopf hin und her, schneller, schneller muß man fahren, um die Russen abzuschütteln. Da — was war es? Dort oben auf dem Plafond, dort steht jemand. Jetzt bewegt sich die Gestalt, sie schwebt in der Luft und wie ein Wiesel saust sie plötzlich herunter, in die Tiefe. Die Leiter, über die die Frau herunterkroch, die sieht er nicht, auch die Frau sieht er nicht mehr, er hat schon wieder vergessen, daß er etwas sah.

Dann geschieht etwas mit seinen Beinen. Zuerst ist es ein brennender Schmerz, der ihm fast das Bewußtsein zurückgibt, dann schwindet der Schmerz, ach so, jaja, da hat ihm jemand die Wunden an den Beinen neu verbunden. Der Schmerz ist jetzt im Kopf, hinten, jedes Haar tut weh. Aber auch das vergeht nach einem kleinen Weilchen, so scheint es ihm wenigstens. Jemand murmelt etwas, erst unzufrieden und sorgenvoll, dann in einem sanften Singsang.

„Trink nur, mein Täubchen, trink schön! So, nur brav hinunterschlucken, so, noch einmal! Und jetzt sag mir, was du siehst. Eine alte Frau siehst du, nicht wahr? Und welche Sprache spricht dieses alte Frau, krankes Täubchen? Antworte doch, du kannst doch sprechen!"

Die Frau spricht Russisch. Jedes Wort versteht er, der Sinn der Worte entflieht ihm aber. Wo ist er? Wer ist diese Alte mit dem dünnen Vogelhals in dem hohen, steifen Spitzenkragen? Lächerlich, diese Frau ist nicht alt, das macht nur das Licht, das so spielend herumtänzelt. Die Stimme, diese Stimme ist doch ganz jung.

„Schön hast du es hier, mein gefangenes Täubchen. Hier findet dich nicht einmal der Teufel, und es gibt viele Teufel dort oben. Wie in einem Grab liegst du da, wie in einem tiefen Grab. Auch mein General liegt in einem Grab, aber zu dem kann ich nicht mehr. Schau mich an und erinnere dich! Du hast doch Bücher gelesen, nicht wahr, du hast große dicke Bücher über die tschechischen Legionäre in Rußland gelesen. Mein General war aber kein Legionär, er blieb ein gefangener österreichischer Offizier. Im Jahre 1917 war es, ja, im Frühling 1917. Das war mein Frühling, weißt du? Vierzehn Jahre war ich damals, nicht ganze vierzehn Jahre. Es steht ja alles in den Büchern, fast alles steht dort über mich, das Märchen von der schönen Tamara und von ihrem General und von den Roten. Hui, wie es brannte, das Schloß, die Wirtschaftsgebäude, die Bäume brannten sogar, alles, alles brannte, ganz Rußland brannte! Seitdem ist die Tamara nicht richtig im Kopf, sagen viele, alle sagen es. Er nahm sie mit, die Tamara nahm er mit, mein General, und die Mutter mußte dortbleiben. Ermordet, verbrannt. Vater erschossen, Aljoscha, der kleine Bruder, erschlagen. Weit, sehr weit und sehr lange reiste Tamara mit ihrem General, über Sibirien, durch Japan, über Amerika, und Rußland brannte und brannte weiter. Und jetzt brennt Prag. Und morgen wird die ganze Welt brennen. Das will aber die arme, alte Tamara nicht, darum hat sie dich fangen lassen, krankes Täubchen. Darum sitzt sie bei dir und erzählt dir ein Märchen. Hier unten bist du ganz sicher. Hunderte unterirdische Gänge hat Prag und Hunderte goldene Türme oben, die sind natürlich viel schöner, aber die nützen gar nichts. Es gibt Eingänge zu dem Irrgarten unten, aber nur wenige kennen sie. Die Gestapo hat etwas vermutet von dem Irrgarten, aber die Eingänge fand sie nicht. Tamara ist sehr alt, und darum weiß sie, wie man in ein Grab kommt, aber Tamara ist nicht richtig im Kopf, und niemand nimmt sie ernst. Dreißig heilige Jungfrauen bewachen Tamara, und viele Heilige aus Gips, Papier, Blech und Porzellan. Heute waren sie wieder da, die Gardisten, aber den Heiligen haben sie nichts getan. Auch Russen waren da, aber das sind keine Russen, Sowjetmenschen

nennt man sie, herrliche Sowjetmenschen. Alle Russen, die nach der Oktoberrevolution geflüchtet sind, dürfen jetzt in ihre Heimat zurück. Es gibt aber keine Heimat mehr und sie dürfen nicht nur, sondern müssen. Die Heimat ist tot, die Heimat ist verbrannt. Aber eine alte irrsinnige Frau muß nicht mehr in die Heimat zurück. Die braucht man nicht in der Sowjetunion, die alte Tamara, die nicht richtig im Kopf ist."

Der Kranke weiß jetzt, daß das goldene Spielzeug, das an der Mauer herumkriecht, Salamander sind. Er sieht auch das ewige Licht, er sieht auch die schmale Leiter in der Ecke und er weiß, daß die Frau, die neben ihm auf dem Bett sitzt, uralt ist. Tamara? Tamara war doch die Geliebte des ersten tschechischen Spionagechefs nach dem ersten Weltkrieg. Der General starb — wann war es nur? So plötzlich starb er, angeblich an einem Herzschlag auf einem Flugplatz bei Ostrau. Man munkelte schon damals, daß es kein natürlicher Tod war. Es gab schon damals rote Fäden zu Moskau, ein sehr fein gesponnenes Gewebe, das dieser General einigemal zerrissen hatte. Seine Geliebte, die er aus Rußland mitbrachte, war angeblich die Tochter einer Fürstenfamilie, Tamara, richtig, Tamara wird sie in den Büchern über die Legionäre und Gefangenen in Rußland und über die Spionage genannt, aber diese Tamara war nie verrückt, diese Tamara war doch — was war sie nur?

„Du denkst nach, Täubchen, du denkst zuviel nach, und das strengt dich an. Langsam mußt du nachdenken, schnell nachdenken hilft gar nichts. Bleib ruhig, Tamara wird dir ein Märchen erzählen, und du wirst dabei einschlafen. Tamara muß wieder hinauf, zu ihren Heiligen, die warten schon. Aber zuerst mußt du noch trinken, Täubchen. Müde bist du, sehr müde, ich weiß es. Und die Medizin ist so bitter, sehr bitter, nicht wahr? Schau mich an und sag mir schnell, wo ist das Mädchen jetzt, das bei dir war? Wo ist das Mädchen?"

Schlafen, schlafen. Mädchen? Was für ein Mädchen? Tamara — nein, das Mädchen hieß nicht Tamara. Aber wie hieß sie nur? Und was will diese Frau?

„Schlaf also, Täubchen, die Nacht ist kurz und die Nacht ist lang. Niemand wird dich hier finden. Aber das Mädchen können sie finden. Das Mädchen war da, mit einer Botschaft von dir, aber ich war nicht zu Hause, ich war in der Kirche. Ich habe jetzt viel Zeit, niemand will Heilige kaufen, man verkauft etwas anderes. Stalin wird jetzt verkauft. Überall in Prag, sogar in den Kirchen, ja, in meiner Kirche wurde von der Kanzel her-

unter von Stalin gesprochen. Ich gehe jetzt, mein Täubchen. Ich bin oben, bei den Heiligen, aber wo ist dein Mädchen?"

Wieder huschen die goldenen Spielzeuge an der mattglänzenden Mauer, irgendwo gurgelt eintönig Wasser. Die Frau ist nicht mehr da, diese Tamara. Das interessiert aber den Kranken nicht.

Oben, in dem Laden, hockt zwischen den Heiligen auf einer Holzkiste der Polizeirat Donat. Flink schließt die Frau die Falltür zu, ein zertretener Teppich darüber, fertig. Auch er war einige Wochen dort unten, vor der Revolution. Wäre er nicht dort unten gewesen, würde er jetzt in einem richtigen Grab liegen. Und morgen? Wieder muß man hinunter in die Finsternis des Wiederstandes, wieder fängt alles von vorne an.

„Gegenüber vom Wilsonbahnhof, wo früher die Kripo war, in der Petschek-Bank, dort müßte man hin."

Der Polizeirat krächzt hämisch auf. Es soll ein Lachen sein. ein höhnisches, zynisches Lachen. Es ist aber nur ein Gekrähe eines ausgehungerten Hahnes, dem man einen dicken Wurm auf der Spitze eines hohen Kirchturmes zeigt.

„Dort müßte man hin, jawohl, hinein vielleicht, aber nicht wieder hinaus. Ringsherum um das Petschekpalais ist Stacheldraht, und die Rotarmisten schießen auf jeden, der nicht rasch genug vorbeigeht. Im Petschekpalais ist die NKVD."

„Wie interessant! Wirklich die NKVD?" murmelt die Frau und beginnt mit einem Lappen die Gipsfigur des heiligen Mädchens von Lourdes zu polieren. „Was die Leute nicht alles wissen! Gerüchte gibt es jetzt, lauter Gerüchte, niemand weiß etwas Bestimmtes, aber an jedem Gerücht ist ein Körnchen Wahrheit. Wenn die NKVD tatsächlich im Petschekpalais ist, dann ist dort auch der Sitz des tschechischen kommunistischen Nachrichtendienstes."

„Nein, der ist am Sommerberg, im Innenministerium."

„Der sichtbare, der ja, aber der unsichtbare ist eben im Petschekpalais und darum muß man hin. Nicht du, mein Söhnchen, du nicht, du bist zu sichtbar, wie jeder von der Polizei. Den Chef, den kennst du auch, der hat eine Schwäche für schöne Mädchen. Eine ganz starke Schwäche."

„Wer ist der Chef?"

„Du hast ihn einmal einsperren lassen, als er noch einen Gemüseladen hatte und kommunistische Krawalle organisierte. Ein kleiner Mann ist er, aber ganz groß. Moskauer Schule, verstehst du? Auch in Buchenwald hat er sich ein bißchen umgesehen,

nicht lange, nur so lange, bis er den Stempel des Märtyrers bekam. Bevorzugte Behandlung, selbstverständlich war er in der illegalen Lagerleitung. Die Revolution da in Prag, die hat er doch meisterhaft inszeniert, das muß man ihm lassen."

Donat steht auf, er streckt sich stöhnend und gähnt laut mehrmals und bekommt einen Wutanfall, weil sich seine Schuhe in Holzwolle und Stricke verwickeln. Zornig trampelt er herum, hebt einen Strick auf und wirft ihn der Madonna von Lourdes um den Hals.

„Ich werde Ihnen etwas sagen, Madame. Ich werde Ihnen sagen, was kommen wird. Man wird Sie schnappen, man wird Sie verhaften und man wird Sie —"

„Recht hast du, aber nicht ganz. Du selbst wirst mich verhaften müssen, du bist ja vorläufig noch immer bei der Polizei, und du wirst mich als einen großen Fang der NKVD ausliefern. Die wird mich nicht nehmen, aber ein Weilchen wird sie mich vielleicht doch behalten, wenn wir sehr geschickt sein werden. Aber zuerst müssen wir ein wirklich schönes Mädchen haben. Als ich aus der Kirche kam, da sah ich so ein Mädchen, von weitem nur, aber ich sah ganz gut, daß sie schön genug für den Chef wäre. Mut hat sie auch, sie ist doch wegen des Mannes dort unten in Prag umhergelaufen, tausendmal um den Tod herum. Sie trägt zwar eine Trikolore, aber auch die anderen, die vielen Gehetzen, tragen Trikoloren."

„Auch wenn ich das Mädchen finden würde, was natürlich nur durch ein Wunder geschehen könnte, nein, ich glaube nicht an starke Schwächen für schöne Mädchen. Bei den Kommunisten überhaupt nicht. Und ich werde zu Ihnen nicht mehr kommen können, ich bin ohnehin — —"

„Im Gegenteil. Du wirst kommen, du wirst sehr oft kommen müssen. Du beobachtest mich, weil du mir nicht traust. Viele sollen mich beobachten, damit nicht die anderen beobachtet werden können."

Wieder gähnt er. Wie ein schmerzhaftes Brüllen ist sein Gähnen. „Wissen Sie, daß mir schon alles egal ist, Madame? Ich glaube nicht, daß noch etwas zu tun wäre. Ich jedenfalls werde jetzt fortgehen, und ich werde mich mitten auf dem Wenzelsplatz hinlegen und schlafen. Oder mitten auf einer Brücke. Meine Wohnung kann ich vorläufig nicht betreten, die hat inzwischen ein Herr Revolutionsgardist für sich beschlagnahmt. Schlafen muß ich, schlafen und sonst nichts, sonst werde ich verrückt."

„Du bist schon verrückt, wenn du glaubst, die Zeit zum Schlafen wäre da. Aber gut, meinetwegen, du sollst deinen Schlaf haben. Ist dein Viktor noch im Polizeipräsidium? Ja? Gut, der wird dich vertreten, richtig vertreten. Du wirst jetzt zum Innenministerium hingehen, es gibt dort Hunderte Leute jetzt überall auf den Gängen und auf den Stiegen und Tausende warten draußen und alle wollen etwas oder wollen etwas nicht. Geh in den zweiten Stock hinauf und setz dich auf eine Bank. Ein Mann wird dich ansprechen, er kennt dich, er wartet auf dich. Er wird sagen ‚Sie kommen mir so bekannt vor. Sind Sie nicht Herr Ryba?‘ Und du wirst antworten ‚Nein, ich bin der heilige Nikolaus und wünsche ungestört zu bleiben.‘ Wiederhole die Antwort! Der Mann wird dir alles andere selbst erzählen, auch auf welche Art du mich verständigen sollst, wenn du nicht selbst kommen könntest."

Auf der Straße begegnet der Polizeirat einem Rudel von Revolutionsgardisten, die wild gestikulierend auf das Schild des Ladens der alten Frau zeigen. Ein Mann in Zivil ist auch dabei und ein russischer Offizier.

„Aus ist. Aus ist es jetzt", brummt Donat und überlegt, ob er nicht zurückgehen soll und warten, was geschehen wird. Aber nein, das hätte keinen Sinn.

Der kleine Kellerladen ist überfüllt. Die Gardisten schauen sich neugierig um und betreiben Späße mit den Heiligenstatuen.

„Setz dich!"

Mit diesen Worten beginnen alle russischen Verhöre in Prag. Der Verdächtige muß sitzen. Vielleicht glauben die Russen, daß sie eine Person in sitzender Stellung besser im Auge behalten können, oder meinen sie, daß ein Sitzender nicht so leicht einen Fluchtversuch machen könnte.

Die Alte setzt sich auf die Kiste, auf der vorhin der Polizeirat saß.

Das „Sadajte" oder „Sadaj" versteht jeder Tscheche.

„Wer bist du?" fragt der in Zivil wieder auf russisch. Der Offizier beobachtet die Alte lauernd. Die Gardisten gaffen mit offenem Mund zu und kichern nervös.

Die Alte beginnt zu schwatzen. Sehr rasch, unaufhaltsam. „Schöne Heilige gefällig? Die Herren sind Russen, nicht wahr? Russen brav, Russen gut, Russen haben Prag befreit, der liebe Gott wird die Russen belohnen. Billig gebe ich den Herren die Heiligen, auch schöne Rosenkränze habe ich, und Gebetbücher mit echten Perlmutterdeckeln und — —"

„Sprich Russisch! Du bist doch eine Russin!"

Die Alte schaut den Mann an, dann wendet sie sich mit einer stummen Frage an die Gardisten.

„Genosse Kommissar", pflanzt sich einer von den Burschen wichtigtuerisch vor die Russen hin. „Die ist keine Russin! Das erzählen die Leute bloß, die ist doch total verrückt, das sieht man doch! Ich kenne sie schon lange, ich wohne gleich hier, in dem Haus nebenan. Die Gestapo war auch einigemal bei ihr, die haben auch geglaubt, sie wäre eine Russin, aber sie ist nur verdreht, sonst nichts."

Der Russe in Zivil gibt ihm einen Stoß, daß er auf das kleine eiserne Öfchen hinfliegt. „Alle hinaus! Sofort!"

Die Gardisten sind zuerst perplex und brummen dann, aber als der Russe einen Revolver aus der Tasche zieht, verschwinden sie eilig. Auf dem Hof bleiben sie stehen und beraten. So eine Gemeinheit von diesem russischen Hund, was bilden sich die Russen überhaupt ein? Nicht einmal die Deutschen haben gleich jemanden derart gestoßen, ohne Grund. Diese Asiaten, die sollen nach Hause gehen. Die Hausbewohner kriechen neugierig, aber vorsichtig aus ihren Hoflöchern hinaus. Es hat sich schon in Prag herumgesprochen, wie die Russen in verschiedenen Bezirken wirtschaften.

„Recht geschieht dir!" keift eine von den Frauen. „Noch mehr sollte er dir geben, der Russe! Warum habt ihr die Russen überhaupt zu der Alten hingebracht? Die Russen werden sie jetzt mitnehmen, schon wegen der heiligen Figuren, die sind ja alle gottlos, die Russen."

Das Verhör dauerte eine gute Stunde, und die Gardisten zerstreuten sich längst. Die Hausbewohner sahen hinter den Vorhängen versteckt die zwei Russen weggehen. Die Alte haben sie also nicht mitgenommen.

Es war nichts zu machen, sie verstand kein Wort Russisch, und ihre Papiere waren in Ordnung. Teresia Majer, 65 Jahre alt, geboren in Brünn, 15 Jahre interniert in der Irrenanstalt in Czernowitz bei Brünn und schließlich als eine harmlose Geistesschwache entlassen. Die Dokumente sind alle echt, das sieht der russische Fachmann in Zivil sofort. Die Bilder in den Dokumenten sind ebenfalls echt. Diese Frau ist nicht die Gesuchte.

Die Teresia Majer war ebenfalls echt. Sie ist schon längst tot, begraben als eine unbekannte Leiche. Sie starb in einer kleinen Abteilung in einem Divisionskrankenhaus, wo man solchen

armen Teufeln bis zu ihrem Tod Unterkunft gab. Dafür gaben sie nach ihrem Tod ihre Namen den besten Agenten des Generals, der die schöne Tamara aus Rußland brachte.

DER TOD DES PRÄSIDENTEN

Der kleine, alte Mann röchelt. Sein Gesicht, das die Tschechen in ihren illegalen Flugblättern als Affengesicht karikiert hatten, ist nicht mehr häßlich und lächerlich, es ist ein schon fremd wirkendes Gesicht eines Sterbenden. Alle anderen Betten in der Infektionsabteilung des Gefängniskrankenhauses im Pankraz stehen leer, der Präsident soll allein sterben. Der Moskauer Agent Beneš, der sich selbst in der Emigration zum Präsidenten ernannt hatte, kennt kein Mitleid mit dem Protektoratspräsidenten Doktor Emil Hácha. Der Sterbende mußte ins Gefängnis, obwohl selbst ein Sowjetarzt mit einem Achselzucken meinte, man könnte ihn zu Hause sterben lassen.

Beneš, der Initiator der sogenannten Kaschauer Retributionsdekrete, die die deutschen und ungarischen Bürger der Tschechoslowakischen Republik für vogelfrei erklärten, ist noch nicht in Prag. Es gibt noch zu viele Tschechen, die seine Schuld kennen, und die sind noch nicht tot oder in den Kerkern. Über hunderttausend Tote gibt es schon in Prag, das planmäßig organisierte Morden geht aber weiter. In Ostrau, in Brünn, in Olmütz, in Budweis, in Pilsen, in Reichenberg, in Troppau, in Aussig, in Eger, überall. Einer wußte sehr viel, sehr viel wußte er, was man nicht wissen darf, aber der ist auch schon tot. Der Brief aber, den ihm Beneš schrieb, bevor er nach London ging, der lebt noch irgendwo, dieser Zeuge des Hochverrates an der tschechischen Nation. „Nicht für meine Heimat gehe ich in die Emigration, nicht für die Handvoll Tschechen werde ich kämpfen, sondern für das große Land der Zukunft, die Sowjetunion."

Der Schriftsteller Karel Čapek, an den dieser Brief adressiert wurde, brach zusammen, als er ihn las. Die Weihnachten 1939 erlebte er nicht mehr. Seinen plötzlichen Tod nützte die Flüsterpropaganda gegen die Deutschen aus, es gab Gerüchte über Gerüchte. Čapek ertrug eben die deutsche Herrschaft über Prag nicht. Die Flüsterpropaganda schürte Tag und Nacht den Haß gegen die Deutschen. Čapek wurde von der Gestapo derart miß-

handelt, daß er starb, Čapek beging Selbstmord, weil er in ein Konzentrationslager eingeliefert werden sollte. In Wirklichkeit erhielt Čapek nicht einmal eine Vorladung von den deutschen Behörden. Seine Frau, die mehr kluge als begabte Schauspielerin Olga, die am Nationaltheater tätig war, schwieg zu diesen Gerüchten. Der Tod ihres Mannes bedeutete ihr nicht sehr viel. Als er sterbend in seinem Zimmer lag, amüsierte sie sich nebenan ungeniert mit einem Kollegen, mit dem männlich schönen Schauspieler Ladislav, der das hatte, was sie und ihr Mann nicht mehr besaßen. Die Jugend.

Der sterbende Präsident öffnet die Augen. Kein gütiger Himmel ist über ihm, nur ein kleines vergittertes Fenster, und hinter dem Fenster ist nichts als schwarze Nacht. Kein Mond, kein Stern, nichts. Sein Blick gleitet nach unten, dort stehen mit braunen Altersflecken verunstaltete Füße in groben, geflickten Pantoffeln. Der verhaftete Kirchendiener Vorel hält Wache bei dem Präsidenten. Medizin für den Sterbenden hat er keine, nur ein Blechnapf mit abgestandenem, lauwarmem Wasser steht auf dem Nachttisch. „Krepieren schlimmer wie ein Hund muß der Hácha", war Beneš's Wunsch, der willig erfüllt wurde.

Wie in jedem Gefängnis wissen auch die Gefangenen hier in dem Staatsgefängnis vieles, obwohl sie keine Zeitung haben und keinen Rundfunk hören können. Jeden Tag werden neue Gefangene in das riesengroße Staatsgefängnis eingeliefert, jetzt sind es meistens Tschechen, denn die Deutschen sind schon entweder tot oder schon seit einigen Tagen interniert. Man weiß von den neuen Gefangenen, daß die Tochter des Präsidenten Hácha, die während des Krieges mit wahrem byzantinischem Luxus die erste Dame des Protektorats spielte, und deren Mann nichts geschah, obwohl er ein Jude war, eine Erklärung in dem Beneš-Blatt „České slovo" (Das tschechische Wort) veröffentlicht hatte. Sie sagte sich los von dem Verräter und sie verachte und verfluche ihn. So sprach die Tochter über ihren sterbenden Vater. Einige wollten allerdings wissen, daß die Erklärung nicht von der Tochter stammte, sondern daß der Brief von der Beneš-Partei und den Kommunisten, die jetzt Hand in Hand arbeiteten, gefälscht wurde. Die beiden anderen zugelassenen politischen Parteien, die Sozialdemokraten und die katholische Volkspartei, sind froh, daß sie mitmachen dürfen, und sie machen darum gehorsam alles, was Beneš und Gottwald verlangen. Jedenfalls, und das ist kein Gerücht und keine Flüsterpropaganda, weigerte sich Háchas Tochter, ihren sterbenden Vater im Gefängnis zu

besuchen, obwohl sie dazu von dem sowjetischen Kommandanten Erlaubnis bekommen hätte.

Der sterbende Präsident glättet ununterbrochen mit den Fingern die rauhe, aschgraue Decke, unter der sein durch die lange Krankheit ausgemergelter Körper Schutz vor der Todeskälte finden soll. Todesblumen pflücken nennt das Volk diese Bewegung der Hände, von denen das Gehirn nichts weiß. Der Kirchendiener beugt sich zu ihm hin, es war ihm, als wollte der Präsident etwas sagen.

„Die Tochter — meine Tochter — —"

„Die Tochter? Richtig, die Frau Doktor meint der Herr Präsident. Die Frau Doktor war schon heute da, zweimal sogar, aber Sie haben gerade geschlafen, Herr Präsident."

Der Sterbende versucht ihm die Hand zu streicheln, hat aber nicht mehr die Kraft dazu. Seine Hand bleibt auf dem Handrücken des Kirchendieners liegen, er fühlt etwas hartes, kleine Kugeln sind es. Einen Rosenkranz hat er um die Hand gewickelt.

„Beten — —"

Der Kirchendiener Vorel kniet hin und beginnt: „Gelobt sei der Vater, der Sohn und der Heilige Geist."

Seine von Rheumatismus deformierten Knie tun ihm weh, seine Gedanken sind nicht bei den sich immer wieder wiederholenden Sätzen des Rosenkranzes. Gleich da unten, unter diesem Sterbezimmer, dort ist die „Sekyrárna", der Hinrichtungsraum, wo seine Jitka sterben mußte. Er durfte sie besuchen, nach der Gerichtsverhandlung, bei der sie zum Tode verurteilt wurde. „Mach dir nichts daraus, Vater", sagte sie. „Einmal muß ja jeder sterben. Und ich sterbe für Prag, für meine Heimat und für die Freiheit."

Sie starb für Prag, jawohl. Für den Haufen Mörder dort draußen, die laut brüllen, ihre Heimat wäre für ewige Zeit mit der Sowjetunion verbunden. Für die Freiheit starb sie, für Freiheit wollte sie sterben. Jawohl, das ist die richtige Freiheit, dort draußen. Niemand ist seines Lebens sicher, dort draußen, und in dem Gefängnis hier können die Gefangenen in den Gängen nicht einmal liegen. Stehend müssen sie schlafen, überall hier, auch in den Höfen. Auch wenn in der Nacht tausend Gefangene erschlagen werden, das merkt man kaum, am nächsten Tag werden dreitausend und fünftausend neue eingesperrt. Das ist die Freiheit, das ist Prag, das ist die Heimat. Da stirbt Hácha, der Präsident, der dem Hitler gehorchen mußte, der schon damals fast gestorben war, in Berlin, als er die Errichtung des Protek-

torats unterschreiben mußte. Und seine Tochter, die den Deutschen in den Hintern kroch, die ist jetzt eine Patriotin. Pfui Teufel.

Die Worte des schmerzhaften Rosenkranzes kommen ihm sinnlos vor. Wie war doch das Nachtgebet der kleinen Jitka? „Drei Engel kamen in der Nacht und die hielten eine treue Wacht. Der eine sang ein Liedchen klein, schlaf gut und schön, du Kindlein mein."

Der Präsident lächelt. „Noch einmal —", flüstert er. „Noch einmal! Das kenne ich auch."

Der Leibarzt des Präsidenten, der Hunderttausende während des Krieges in die Tasche steckte, der weigerte sich auch nur zu sagen, welche Injektionen Hácha zur Linderung seiner Atemnot von ihm bekam. Öffentlich erklärte er, daß „dieses Schwein" von keinem Arzt behandelt werden darf. Ärztliche Hilfe für die Deutschen und für die tschechischen Kollaborateure gibt es nicht, die ist unter Todesstrafe untersagt. Und Emil Hácha ist Kollaborateuer Nummer eins.

Der Bischof Beran. Jetzt ist er Erzbischof. Der ist schon in Prag, in Buchenwald war er, sagen die Gefangenen, aber er wurde nicht schlecht behandelt. Auch einige aus Buchenwald sind hier, hier im Gefängnis, wieder eingesperrt, weil sie Deutsche sind. Härte zu den Deutschen predigte der Erzbischof, und den Kommunisten Gottwald hat er in einer langen Audienz empfangen. Nein, das ist nicht christlich, Härte zu predigen. Härte hat der Gekreuzigte nicht gewollt.

Die große, feierliche Messe damals im Veitsdom, als die Deutschen schon in Prag waren. Damals hielt der Erzbischof auch eine Predigt, er dankte dem Allmächtigen dafür, daß durch die Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren die Gefahr des Krieges gebannt wurde. Hácha kniete während der ganzen Messe, und die Leute erzählten nachher, daß er bei der Predigt geweint hatte. Damals war aber Hácha Präsident, und heute ist er genauso ein Gefangener wie der Kirchendiener Vorel. Hätte der Herr Erzbischof nur ein einziges gutes Wörtchen für den Hácha, jetzt, in seiner Sterbestunde, aber nichts, gar nichts hat er getan. Er hätte doch wenigstens einen Priester zu ihm schicken können. Aber auch das geschah nicht. Damals fürchtete sich der Erzbischof vor den Deutschen, jetzt hat er Angst vor den Kommunisten.

Zum Glück ist heute wenigstens Ruhe draußen auf dem Gang und auch auf dem Hof. Vielleicht hat sich also doch einer bei

den Gefängniswärtern gefunden, der ein Fünkchen Gefühl hat. Bei dem Geschrei, dem Gestöhne und dem Gebrülle und bei den Todesschreien der Gemarterten hätte der arme Hácha gar nicht sterben können.

Schlüsselklirren und Schlüsselrasseln, die Tür fliegt auf, und auf der Schwelle steht der Gefängnisarzt Doktor Novara. In einem blütenweißen, frisch gebügelten Ärztekittel, nach Kölnischwasser duftend, selbstzufrieden und selbstbewußt.

Ächzend steht der Kirchendiener auf, in den Augen Hoffnung auf ein wenig Hilfe für den Sterbenden. Den Doktor Novara kennt er gut, dreimal war er bei ihm, als Jitka hier auf den Tod wartete. Jeder wußte in Prag, daß der Arzt gegen Geld viel für die Gefangenen tun konnte, aber freilich nur für sehr viel Geld, und viel Geld hatte Vorel nicht. Einmal bekam er von dem Direktor die Ersparnisse seines Schwiegersohnes, fünftausend Kronen waren es, die brachte er sofort Doktor Novara. Für ihn, für den Kirchendiener, waren die fünftausend Kronen ein Reichtum, für den Arzt aber nur ein kleines Trinkgeld, das er achtlos in die Hosentasche steckte, ohne ein Wort des Dankes. Die zum Tode Verurteilten, die hohes Fieber hatten, durften nicht hingerichtet werden, und für Fieber hatte Doktor Novara irgendwelche Pillen. „Ich werde schauen, was sich für Ihre Tochter machen läßt", hat er gesagt. „Viel wird es allerdings nicht sein. Warum hat sie überhaupt diese Dummheit gemacht, illegale Blätter zu verteilen? Was reden Sie immer von Pillen, Mann? Glauben Sie, ich kann ohne weiteres in die Todeszellen hineinspazieren und Pillen verteilen? Ich bin nur ein Tscheche und die Herren hier sind die Deutschen. Es gibt einige unter ihnen, die mit sich reden lassen, aber nicht für ein paar Kronen. Fünfzigtausend Kronen braucht man für einen kleinen Aufschub einer Hinrichtung. Die haben Sie nicht, was wollen Sie also? Gold oder Schmucksachen haben Sie auch nicht? Aber Eier und Speck und solche Sachen werden Sie haben, die Pfarrer haben doch alles."

Jitka kam nicht in das Gefängnisspital. Aber sicherlich hat sie etwas von den vielen Sachen bekommen, die er dem Doktor Novara brachte. Butter, Eier, Äpfel, Honig, Wurst und einmal sogar ein halbes Kilo Kochschokolade. Viele munkelten aber auch, daß die Gefangenen gar nichts von den Sachen bekommen, daß der Doktor Novara alles verkauft oder gegen Wertsachen eintauscht. Während der Revolution wurde der Arzt wegen Kollaboration mit den Deutschen verhaftet, aber bald wieder

freigelassen, denn eine Widerstandsgruppe nahm ihn in Schutz. Jetzt stolziert er schon wieder in dem Gefängnis umher, und schon wieder bringen die Leute für die Gefangenen Lebensmittel und für ihn Wertsachen und bitten und betteln um ein wenig Erleichterung.

Doktor Novara geht langsam zu dem Bett des sterbenden Präsidenten. Seine neuen Lackschuhe knarren bei jedem Schritt, die Hände stecken in den Taschen seines eleganten Kittels.

„Na, Hácha?" sagt er, als er dicht bei dem Bett steht. „Noch nicht tot? Schneller sterben, wir brauchen das Krankenzimmer."

Der Präsident bewegt die dunkelblauen Lippen, seine Finger verkrallen sich in die Decke, so strengt er sich an, um sprechen zu können, kann aber außer einem leisen Röcheln nichts herausbringen.

„Sterben ist nicht angenehm, ich weiß es, aber das Sterben im Bett ist noch immer besser als das Sterben am Galgen. Wenn Sie sich mit dem Sterben nicht beeilen, Hácha, dann werden Sie in der Luft sterben."

Der Rosenkranz fällt dem Kirchendiener aus der Hand, er merkt es nicht, so entsetzt ist er. So spricht ein Arzt zu einem sterbenden Menschen? Wie hat er zu Jitka gesprochen, was sagte er ihr, bevor sie in die „Sekyrárna" gehen mußte?

„Herr Doktor", und schützend stellt er sich vor den Präsidenten. „Das ist doch ein Mensch, der —"

„Ein Mensch? Der Hácha soll ein Mensch sein? Nein, mein Lieber, Hácha ist ein Schwein, ein Hochverräter Nummer eins!"

„Meine Tochter — meine Tochter Jitka Horáková war auch hier, Sie haben sie doch gekannt, Herr Doktor. Meine Tochter wurde hingerichtet."

„Von den Deutschen, nicht wahr? Und du nimmst noch diesen Diener der deutschen Barbaren in Schutz? So ehrst du das Andenken an eine Patriotin und Heldin?"

„Meine Tochter starb für —"

„Deine Tochter hat das getan, was ihre Pflicht war. Illegale Arbeit für das Vaterland war Pflicht für —"

„Damals haben Sie aber anders geredet, Herr Doktor. Damals nannten Sie meine Tochter nicht eine Heldin, sondern ein dummes Frauenzimmer."

„Mußte ich, selbstverständlich. Die Deutschen haben doch überall ihre Ohren gehabt. Was ist hier los?" dreht er sich zu der Tür. „Was wollt ihr da?"

Auf dem Gang drängen sich die Gefängniswachen. Alle sind

hier neu, Gefängniswärter oder Polizist war keiner von ihnen, dafür aber waren viele kriminelle Häftlinge. Die Männer glotzen den sterbenden Präsidenten grinsend an, die Weiber keifen aber laut.

„Habe die Ehre, Herr Präsident! Na, Emil, wie gefällt es dir hier? Laß mich hinein, ich will dem Schwein ins Gesicht spucken! Mit Hitler hast du gefrühstückt, damals in Berlin, heute wirst du in der Hölle mit deinem Führer frühstücken! Du alter Pavian du, bist du noch nicht hin? Heb die Pfote und sag ‚Heil Hitler!'"

Alle überbrüllt aber ein dickes Weib in Männerhosen und einem deutschen Soldatenhelm auf dem Kopf. „Platz da, die deutschen Herrenmenschen wollen ihren Protektoratspräsidenten begrüßen!"

Das, was hinein in das Sterbezimmer gestoßen wird und mit Fußtritten und Schlägen traktiert wird, das sind keine Menschen mehr, das ist nur ein blutiges Knäuel aus Leibern, die keine heile Stelle auf der Haut haben. Männer, Frauen und Kinder, die in dieser Nacht die „Sekyrárna" besuchen mußten und diesen Besuch überlebten. Hunderte Deutsche und tschechische Kollaborateure müssen Nacht für Nacht den Fußboden der Hinrichtungsstätte abschlecken, und wenn sie es nicht können, werden sie einfach erschlagen. Das Blut steht knöchelhoch auf dem gekachelten Fußboden und in dem Blut liegen die Ermordeten und die Sterbenden. Der Besuch der Sekyrárna ist eine festliche Belustigung für die Gefängniswachen, aber auch ein gutes Geschäft. Tausende lagern vor dem Staatsgefängnis, die die Hinrichtungsstätte sehen wollen und die dafür gerne und gut bezahlen. Nicht mit Geld, Geld nimmt heute keiner an, mit kostbaren Ringen zahlt man, mit breiten Armbändern aus schwerem Gold, mit Broschen, an denen Diamanten funkeln, mit goldenen Münzen und Silbergeschirr, denn die Deutschen und die Kollaborateure haben verschiedene Sachen in den Luftschutzkoffern gehabt.

Präsident Hácha hat zuerst den Kopf zu der Wand gedreht, um nicht die halbtoten Deutschen sehen zu müssen. Jetzt aber schaut er sie an, er stützt sich sogar auf einer Hand und versucht sich aufzusetzen. Das schmutziggraue Gefängnishemd ist offen, man sieht die Brust, die nur aus Knochen besteht, die Augen werden größer und immer größer, das Röcheln hört aber auf und er sagt ganz deutlich: „Bitte, bitte — nicht —"

Sein Kopf schlägt hart auf das Nachttischchen, der Blechnapf kippt um, und das Wasser ergießt sich auf das Haar des

Präsidenten. Doktor Novara packt ihn bei dem Haar und reißt den Kopf zurück. Präsident Hácha ist tot.

„Hácha ist tot!" schreit jemand bei der Tür und sofort brüllen alle. „Hácha ist tot! Hácha ist hin!" Dann singen zuerst einige, dann mehrere und zum Schluß alle gröhlend das Spottlied, das während des Krieges leise und heimlich gesungen wurde.

„Emil Hácha beze žertu
i s Hitlerem půjde k čertu."

Emil Hácha mit Hitler werden zum Teufel gehen.

Der Rosenkranz liegt noch immer auf dem Fußboden. Und das seltsame Totenlied tönt weiter.

DIE KOMMISSION

Der Wenzelsplatz ist gedrängt voll, so viele Menschen beisammen sah man früher nicht einmal an dem tschechischen Nationalfeiertag, am 28. Oktober. Der Prager Rundfunk fordert in kleinen Pausen, alle sollen sich sofort an ihre Arbeitsplätze begeben, aber daran denkt jetzt fast niemand. Die Elektrischen fahren noch nicht, viele Wagen, die zum Bau der völlig unnötigen Barrikaden umgestoßen wurden, sind so beschädigt, daß man sie nicht mehr brauchen kann. Mit einem Auto über den Wenzelsplatz zu fahren ist einfach unmöglich, die Leute weichen nicht von der Stelle und die „Kapitalisten" in den Autos werden verprügelt, wenn sie aufmucksen. Die „Befreier", die Russen, haben sich buchstäblich über Nacht verwandelt. Jetzt verschenken sie keine Machorka und keine deutschen Zigaretten mehr, jetzt werfen sie nicht mehr den Kindern Schokolade zu und die „Devusky" (Mädchen) bekommen keine Teppiche und Stoffe mehr. Jetzt dringen die Rotarmisten mit Gewalt in die Wohnungen ein, und im Allgemeinen Krankenhaus gibt es schon einige Hundert tschechische Frauen, die auf die gemeinste Art vergewaltigt wurden. Die Rotarmisten nehmen den Leuten auf der Straße die Uhren ab, „Davaj časy" (Gib die Uhr her) kennen schon alle in Prag. Die Leute erzählen, daß es die zweite Garnitur der Russen ist, die Paradegarnitur, die Prag

„befreite“, die ist schon wieder fort. Man sieht Rotarmisten, die sich in den eleganten Kaffeehäusern das durchschwitzte Hemd ausziehen und ungeniert in diesem stinkenden Kleidungsstück Läuse suchen, man sieht dicke Rotarmistinnen, die über die Uniform durchsichtige, feine Nachthemden tragen und sich dabei sehr elegant vorkommen, man sieht Offiziere, die total betrunken schnarchend auf der Straße liegen, und man hört immer wieder und immer mehr, die Deutschen, die Wehrmacht, die hat so etwas nie getan, obwohl es nur Deutsche waren.

Das Kaffee „Luxor“ ist im ersten Stock auf der linken Seite des Wenzelsplatzes. Wie alle Kaffeehäuser und Gasthäuser ist auch dieses Kaffeehaus schon offen, aber in der Küche hantiert nur die Klosettfrau. Die Köchin und die Küchenmädchen treiben sich in Prag herum. Wenn man Glück hat, findet man noch immer eine deutsche Wohnung oder eine Wohnung eines Kollaborateurs, die noch nicht gründlich genug durchsucht wurde. Gefällt einem eine Wohnung, dann bleibt man einfach dort. Manche ziehen zweimal am Tag um und auch mehrmals, wenn sie eine noch schönere und noch größere Wohnung entdecken. Es gibt auch blutige Raufereien um die Wohnungen, bei denen nur die Stärke über den Sieg entscheidet, denn die Polizei ist noch immer unsichtbar. Als Verkehrspolizisten fungieren die Rotarmistinnen, für Ordnung sollen die Revolutionsgardisten sorgen, die ruft aber niemand zu Hilfe, denn die fürchtet man noch mehr als die „neuen Russen“.

Der weißhaarige Oberkellner serviert selbst, auch die Kellner und die Piccolos sind alle fort. Würdig und gelassen bewegt er sich wie immer und wie immer trägt er einen Frack, an dem nur eine winzigkleine Trikolore befestigt ist. Angeekelt betrachtet er die Rotarmisten, die an einem Tisch beim Fenster sitzen und gerade auf eine sonderbare Art speisen. Die Klosettfrau hat Wiener Schnitzel gemacht, der Oberkellner hat sie eigenhändig mit zu kleinen Rosetten geschnitztem Rettich und mit zu Fächern geschnittenen Pfeffergurken appetitlich garniert. Die Bestecke haben die Russen aber einfach in die Stiefel gesteckt, zum Glück waren die Gabeln und Messer nicht aus Silber, und sie essen die Wiener Schnitzel mit den schmutzigen Fingern. Dabei rülpsen sie laut und schnäuzen sich in die Hände — es ist einfach zum Davonlaufen.

Bei einem kleinen Tisch ganz hinten, wo das Klavier steht, sitzt Petr Šlajer, die falsche Gardistin und der kleine Junge. Auch von diesen Gästen ist der Oberkellner nicht sonderlich

begeistert, die Revolutionsgardisten sind genau so wie die Russen. Zwanzig bis dreißig Burschen und Mädchen von der Revolutionsgarde waren gestern da, sie zechten wie die Fürsten und zahlten natürlich nicht. Dafür haben sie die beiden Toiletten bekotzt und ihm die Brieftasche und einen Ring abgenommen. Dieser Gardist und diese Gardistin sind allerdings sehr ruhig, sie haben sogar gegrüßt und als er ihnen den Kaffee brachte, haben sie „danke schön" gesagt. Man kann aber nie wissen in der heutigen Zeit. Das Mädchen, die Gardistin, die hat er schon irgendwo gesehen. Vielleicht ist sie Schauspielerin oder Tänzerin, es kamen ja viele Künstler in das Kaffee Luxor.

Die Rotarmisten haben mit den Fingern gezeigt, daß sie auch das trinken wollen, was die dort hinten in den Gläsern haben. Man nennt es in Prag Grenadine, es ist Wasser oder Sodawasser mit einem Schuß Himbeersaft. Die Rotarmisten kosten es, es schmeckt ihnen aber nicht. Sie gießen das rote Getränk auf den Tisch und füllen die hohen Gläser mit dem mitgebrachten Wodka. Der eine von ihnen entdeckt die Spiegelwände und glaubt, dort drüben säßen auch sechs Rotarmisten. Und da auch, und dort auch! Die Rotarmisten stehen auf und trampeln um die Spiegelwände herum, ein kleiner, mit Schlitzaugen, beginnt auf sein Bild in dem Spiegel zu schießen und sofort schießen alle.

„Meine Herren, das geht doch nicht, meine Herren!" ruft der Oberkellner, muß aber Deckung hinter dem Klavier suchen, denn die Rotarmisten zielen und schießen auf ihn. Sein Leben retten drei hübsche Mädchen, die lachend und trällernd gerade in das Kaffeehaus trippeln. Die Rotarmisten begrüßen sie mit einem begeisterten Gewieher, und die Mädchen müssen sich zu ihnen hinsetzen. Sie sträuben sich gar nicht, sie lachen weiter, das Lachen klingt aber nicht echt.

Der Oberkellner weiß Bescheid. Diese Mädchen sind deutsche Mädchen oder im besten Fall Kollaborantinnen, die die Gesellschaft der Russen suchen, um der Verhaftung zu entgehen. Ob aber der Schutz der Rotarmisten besser ist als die verhältnismäßig sichere Gefängniszelle, ist fraglich. Resigniert geht er in die Küche, servieren muß er nicht, die Russen trinken ihren Wodka.

„Wollen Sie noch immer in Prag bleiben?" fragt Petr Šlajer. „Haben Sie noch immer nicht genug? Das ist jetzt Prag. Die Morde dort draußen und hier — nein, schauen Sie lieber gar nicht hin."

„Ich möchte mich waschen", sagt das Mädchen. „Ich weiß gar nicht mehr, wann ich mich das letztemal gewaschen habe. Ich komme gleich."

Sie schlängelt sich hinter dem Klavier hinaus, ohne von den Russen gesehen zu werden. Wahrscheinlich wurde sie von ihnen für einen Jungen gehalten, sonst wäre sie schon längst von ihnen belästigt worden.

Die Klosettfrau in der Küche jammert laut über die Russenwirtschaft. Der Oberkellner sitzt bei dem Küchenherd und trinkt Kaffee. Die Gardistin schiebt die Glastür zu einer Spalte zur Seite und fragt, wo sie sich waschen könnte.

„Hier nicht, junger Herr", keift die Klosettfrau bissig. „Hier bestimmt nicht! Ihre Kollegen haben die Toiletten derart versaut, daß — Aber gehen Sie hin und schauen Sie sich selbst an, was die Revolutionsgardisten leisten können. Nicht einmal Schweine —"

Das Mädchen schiebt die Tür hinter sich zu und nimmt die Kappe ab. „Dürfte ich mich hier, in der Küche, nur ein ganz wenig waschen? Wenigstens die Hände. Ich habe nämlich die Hände ganz abgeschunden, und der Schmutz in den Wunden brennt so — Ich werde alles wieder in Ordnung bringen, Frau Köchin."

Die Klosettfrau, die „Frau Köchin" tituliert wurde und sich dadurch geschmeichelt fühlt, schaut den Oberkellner an. „Wenn der Herr Ober nichts dagegen hat, dann meinetwegen. Tatsächlich, Ihre Hände sehen nicht gut aus, daraus könnte die schönste Blutvergiftung werden."

Der Oberkellner dreht den Stuhl um und nimmt eine Zeitung in die Hand. Es ist die sozialdemokratische Zeitung „Právo lidu" (Das Recht des Volkes). Die Überschrift des Aufmachers lautet: „Unser Dank der herrlichen Sowjetunion". Der Leitartikel ist betitelt: „Stalins Stern über uns". Er legt die Zeitung weg und nimmt das Blatt der tschechischen kommunistischen Partei. „Das rote Recht" (Rudé právo). „Die Sowjetunion rettete Europa", verkündete die Überschrift auf der ersten Seite und der Leitartikel sekundiert: „Stalin, der größte Mann aller Zeiten." Nicht anders ist auch das Organ der Beneš-Partei. „Mit der Sowjetunion für ewige Zeit" und „Stalin, unser Retter". Die vierte zugelassene politische Partei ist die Katholische Volkspartei und ihr Blatt heißt „Lidová demokracie" (Die Volksdemokratie). Auch die ist der Meinung, daß „Die Sowjetunion

brachte den Frieden" und daß „Der große Mann im Kreml zeigt uns das Ziel".

Die vier Parteien waren gar nicht nötig, es gibt in Wirklichkeit nur eine Partei. Laut darf er es aber nicht sagen, die Gardistin plätschert hinter ihm in einem großen Topf mit warmem Wasser.

„Sie sollen sich auch das Zeug ausziehen, der Herr Oberkellner schaut nicht zu. Du lieber Gott, Sie haben ja überhaupt keine Wäsche an! Wie kann man nur — na, meine Sache ist es schließlich nicht. Da haben Sie Seife. Soll ich Ihnen den Rücken waschen?"

In der Garderobe, hinter der verglasten Schiebetür, erscheinen Gardisten. „Die haben uns gerade gefehlt", seufzt der Ober und geht hinaus.

„Ehre der Arbeit! Kontrolle! Wir suchen Deutsche und Kollaborateure", brüllt einer von ihnen.

„Bitte, suchen Sie. In der Küche ist nicht einmal die Köchin, nur die Klosettfrau. Gehen Sie in das Lokal hinein. Russen sind da und — —"

Zu den Russen trauen sich die Gardisten nicht hin, darum können sie auch nicht die Mädchen, die mit den Rotarmisten das Wolgalied singen, nach den Ausweisen fragen. Dafür entdecken Sie Petr Šlajer.

„Das ist aber nett! Du sitzt hier, und wir müssen uns kaputtarbeiten. Hast Papiere? Zeig her! Wer ist der Bub da?"

„Das ist — das ist mein Bruder."

„Der soll nach Hause gehen, und du kommst mit uns. Wir brauchen Wachen für das neue Amt. Es ist gleich da um die Ecke. Na, steh schon auf!"

Petr Šlajer durchsucht langsam die Taschen. Zeit muß man gewinnen. Vielleicht wird ihm eine Ausrede einfallen. Vielleicht könnte er die Gardisten irgendwie loswerden. Anderseits, wenn das Mädchen zurückkommt — die hat doch keine Papiere.

„Ich warte hier nämlich auf jemanden", sagt Petr verlegen. „Ich kann nicht gleich fort. Ich werde nachkommen."

„Was heißt nachkommen? Was heißt auf jemanden warten? Auf deine Großmutter wartest du bestimmt nicht. Und deinem Mädchen kann dein Bruder ausrichten, wo du bist. Sie kann dich dort anrufen oder hinkommen, Platz ist dort genug. In der Bredauergasse ist es, das neue Amt, aber der Eingang ist die Seite gegenüber vom Wilson-Bahnhof. Dort, wo die deutsche Kriminalpolizei war. Und jetzt komm!"

Petr Šlajer steckt dem Jungen, der geduckt, mit roten Ohren auf dem Stuhl sitzt und nicht wagt, die Gardisten anzuschauen, Geld zu. „Warte hier. Wenn das Fräulein kommt, sag ihr, ich werde hieher anrufen."

Der Oberkellner steht in der Garderobe, als die Gardisten mit Petr zu der Stiege gehen. Er verbeugt sich gemessen, wie er sich schon seit über dreißig Jahren vor seinen Gästen verbeugt. Daß die Gardistin in der Küche ist, sagt er nicht, obwohl ihm Petr einen fragenden und gleichzeitig unsicher bittenden Blick zuwirft. Mit dieser Gardistin stimmt etwas nicht, und außerdem ist sie zu schön für diesen dummen Lümmel. Sollen sie nur zum Teufel gehen.

Der Bub zuckt zusammen. Der Oberkellner sieht ihn so merkwürdig an, als ob er etwas wissen würde. Rasch schiebt er ihm das ganze Geld, das ihm Petr gab, zu.

„Der Gardist, das war dein Bruder?" fragt der Ober und zählt dabei das Geld zusammen. „Drei Kaffee waren es, nicht wahr? Und drei Butterbrote, das macht zusammen — — Wie heißt er denn?"

„Wer, bitte?"

„Dein Bruder."

„Mein — Bruder? Er heißt — mein Bruder heißt — —"

„Ist gut. Komm mit, du brauchst keine Angst zu haben, ich werde dich zu dem Fräulein bringen. Komm nur, wir gehen in die Küche."

Die Klosettfrau hat dem Mädchen die Handflächen mit Speiseöl beschmiert und mit einem alten Geschirrtuch, das sie entzweigerissen hatte, verbunden. „Also — bei mir, auf die Toilette, da kamen sie immer alle. Auch die Lida Baarova, aber die war nicht so schön wie Sie, Fräulein! Sie ist schon angeblich auch im Pankratzer Gefängnis, die Baarova. Recht geschieht ihr! Mit dem Goebbels hat sie doch ein Verhältnis gehabt, mit einem verheirateten Mann, der angeblich zehn oder elf Kinder hatte. Die Nase hat sie immer so hoch getragen, schauen Sie, Fräulein, so hoch! Die Mandlova, die hat mir besser gefallen. Die ist auch eingesperrt, sie hat in einem deutschen Film gespielt. Adina Mandlova war schöner als die Baarova, aber doch nicht so schön wie Sie. Schauen Sie sie nur an, Herr Ober! Haben Sie schon so etwas schönes gesehen?"

„Der Gardist, der mit Ihnen hier war, der mußte fort", sagt der Oberkellner. „Er wird Sie anrufen, wenn er nicht selbst zurückkommen könnte."

Das Mädchen steht mit gesenktem Kopf da, die Kappe in der verbundenen Hand. „Wo ist er denn hingegangen?“ fragt sie und versucht dabei zu lächeln. Ihr nasses Haar kräuselt sich um ihre Stirn, es sieht aus, als würde sie einen goldenen Kranz tragen.

„Dort, wo früher die deutsche Kriminalpolizei war. Gardisten haben ihn abgeholt, sie brauchen Wachen.“

„Um Gottes willen, dort sind doch jetzt die Russen, die VKND, oder wie das heißt“, schreit die Klosettfrau entsetzt auf. „Dort dürfen Sie auf keinen Fall hin, Fräulein!“

„Ja — ich weiß. Was soll ich aber — — Danke schön, Frau Köchin. Danke für alles, Herr Ober. Ich werde also — — Komm, wir werden gehen.“

Der Oberkellner hält sie nicht zurück, in der Garderobe gibt er ihr eine kleine schwarze Handtasche. „Da, Fräulein, Sie hätten Ihre Tasche hier vergessen können. Was schauen Sie so, das ist doch Ihre Tasche, oder nicht? Ohne Dokumente können Sie nicht auf die Straße, auch die Gardisten werden kontrolliert.“

Das Mädchen hat begriffen. Der Oberkellner hat sie durchschaut, er will ihr aber trotzdem helfen, er gab ihr diese fremde Tasche mit Dokumenten. Sie reicht ihm die verbundene Hand, und er raunt ihr zwinkernd zu: „Heute helfe ich Ihnen, morgen vielleicht Sie mir. Gott mit Ihnen, dort in der Hölle draußen.“

Zehn Minuten später fragt eine Männerstimme nach der Gardistin. Es ist Petr, er ruft von der Kommission an. So heißt das neue Amt. Die Kommission ist die kommunistische Spionagezentrale. Petr Šlajer erfährt nur, daß die Gardistin schon fort ist, eine Nachricht könnte er ihr hier lassen, ohne weiteres, sie wird zurückkommen oder sich irgendwie melden.

DER SPAZIERGANG DER ZIEGE

Der Schuster Král hat eine neue Wohnung. Zuerst wollte er sie gar nicht, die schöne Wohnung auf dem Petersplatz, aber die Hausmeisterin befahl, und er mußte gehorchen.

„Die Alena und ihr Galan, der Doktor Hasal, die können vorläufig nicht zurückkommen“, erzählt sie dem Buckligen, der mit der Ziege auf dem Hof unten sitzt. „Die Alena hat angerufen, Sie sollen in ihrer Wohnung bleiben. Sie müssen bleiben, dagegen können Sie nichts tun. Was brummen Sie? Gefällt Ihnen vielleicht die Wohnung nicht? Wenn die Alena eine bes-

sere bekommt, eine ganze Villa in Dejwitz oder in Podol, dann können Sie doch die Wohnung für immer behalten. Die Ziege, die kann hier in der Waschküche unten bleiben, die stört mich nicht. Sie wollen doch Ihre Frau suchen, da müssen Sie doch in Prag bleiben. Bei den Hunderttausenden von Verhafteten, mein Lieber, da werden Sie bis zu Weihnachten suchen müssen. Geschehen wird ihr nichts, Ihrer Frau, die Alena hat gesagt, Ihre Frau wie keine Kollaborantin, und was die Alena sagt, das gilt. Die Leute sind ja alle närrisch, die rennen mir direkt das Haustor ein, alle wollen Wohnungen durchsuchen und beschlagnahmen. Darum sage ich jedem, die Wohnung oben gehört der berühmten Gardistin Alena und ihrem Onkel. Der Onkel sind Sie, verstehen Sie? Ich wollte die Wohnung zuerst für mich selbst haben, aber dann hätte ich müssen den Hausmeisterposten aufgeben, und die Hausmeister sind jetzt Amtspersonen. Essen können Sie bei mir, und mein Alter wird froh sein, daß er jemanden hat, mit dem er philosophieren kann."

„Aber ich muß doch meine Frau suchen!"

„Das können Sie. Gehen Sie von einem Kino zum andern, eine Schule nach der andern müssen Sie durchsuchen, alle Kommissariate. Aber daß Ihnen ja nicht einfällt zu sagen, Sie suchen Ihre Frau. Sagen Sie ganz einfach, Sie suchen eine Frau Králová, die sofort zu der Gardistin Alena gebracht werden soll."

„Aber die Cilka, die wird nicht ohne mich hierbleiben wollen. Die Cilka ist wie ein kleines Kind, diese Ziege, wissen Sie."

„Sie können doch nicht mit einer Ziege wie mit einem Hund durch ganz Prag herumrennen. Gehen Sie nur ruhig versuchsweise auf die Straße, ich werde mit der Ziege schon fertig werden. Zu Hause haben wir auch einmal Ziegen gehabt, im ersten Weltkrieg, wissen Sie, wegen der Milch."

Kaum steht der Schuster vor dem Haus, schon hört er Cilka jämmerlich klagen. Geduckt geht sie auf die Hausmeisterin, die sie halten will, los, stellt sich auf die Hinterbeine und bearbeitet mit den Hufen der Vorderbeine die Tür, die in das Haus führt. Rasch trabt der Bucklige zurück. Cilka begrüßt ihn, außer sich nach der überstandenen Angst und in der plötzlichen Freude so stürmisch, daß er umfällt. Es bleibt nichts anderes übrig, als die Ziege mitzunehmen. Pepa, der Sohn der Hausmeisterin, ist seit zwei Stunden stolzer Besitzer eines Wehrmachtswagens, und weil er gerade zum Polizeipräsidium will, sich den Zirkus dort, wie er sagt, anzuschauen, darf der Schuster mit seiner Ziege mitfahren.

Sie fahren im Schrittempo durch die Straße Na Poříčí. Cilka gefällt es aber in dem holpernden Auto nicht. Sie meckert und stellt sich abwechselnd auf die Vorderbeine und auf die Hinterbeine, purzelt um, weil das Auto über das aufgerissene Pflaster hüpft, und beim Repräsentationshaus ist sie plötzlich mit einem hohen Sprung draußen, mitten in einem Menschenhaufen, der einige Juden in gestreiften Sträflingsanzügen angafft. Die Juden wollen in das Kaffeehaus im Repräsentationshaus, können sich aber nicht vom Fleck rühren, denn die breite Menschenmauer rührt sich nicht, und die Juden sprechen nicht Tschechisch. Cilkas kühner Sprung ermöglicht ihnen ein Verschwinden in dem überfüllten Kaffeehaus. Pepa hat inzwischen dem Schuster erklärt, daß er immer geradeaus gehen soll, zum Polizeipräsidium ist es ja nicht mehr weit.

„Was will der mit dem Hornvieh da?" schreit ein Mann. Auch die andern schimpfen, aber schon drängt sich eine Frau nach vorne in einem zu kurzen und zu engen seidenen Kleid, das bestimmt nicht für ihre Hundertkilofigur gemacht wurde, und überschreit alle.

„Warum dürfte das Viecherl in Prag keinen Platz haben, wenn sich die Juden hier so breitmachen? Was sagst du, Bruder? Antisemitin bin ich? Nie gewesen, du Ochse, ich bin aber eine Patriotin, und diese Dreckjuden sind deutsche Juden oder vielleicht nicht? Hast du schon vergessen, wie die Juden alles taten, um unser Prag deutsch zu machen? Wer hat in Prag das deutsche Theater gebaut, und wer hat es mit Geldern erhalten? Nur die Juden, sonst würde es in Prag kein deutsches Theater geben! *Hinaus mit den deutschen Juden, die sind nicht besser als die* Deutschen selbst!"

Die meisten stimmen ihr zu. Vor allem reizt es die Menge, daß die Juden beim Fenster in dem Kaffeehaus sitzen und ruhig Karten spielen. Mit Fäusten drohen sie ihnen und brüllen ohrenbetäubend. Die Juden lächeln aber nur. Nichts wird ihnen geschehen, sie sind ja KZler.

Am Graben kehren kahlgeschorene Frauen die Straße, von allen Seiten angespuckt, geohrfeigt und geprügelt. Vor dem großen Bekleidungshaus „Schiller" versuchten Gardisten zwanzig oder fünfundzwanzig deutsche Soldaten in die Rittergasse zu eskortieren, mußten aber selbst davonlaufen, denn die Menge begann, auch sie zu beschießen. Keiner von den Soldaten war sofort tot, die Menge umringt sie und schaut sie neugierig an.

Man schiebt kleine Kinder nach vorn, die plappernd und lallend auf den Verwundeten herumtrampeln.

Der Bucklige schwitzt vor Angst. In jeder der kahlgeschorenen Frauen, die auch am Wenzelsplatz die Straße zusammenkehren, glaubt er seine Vlasta zu erkennen. Das ist doch nicht möglich, was hier geschieht, das kann man doch nicht machen, auch wenn es nur Deutsche sind. Daß es der liebe Gott zuläßt, das ist doch lauter Mord und Totschlag. Cilka zieht hin und her, die dreifarbigen Fahnen, die an allen Häusern und aus allen Fenstern hängen, winden sich im Wind wie Schlangen hin und her, hinunter und hinauf. Auf der Národní třída, der Nationalstraße, frißt die Ziege rasch ein Sträußchen auf, das auf einer Holzkiste in einer zersprungenen kleinen Vase steckte. Zum Glück hat es niemand bemerkt, die Leute schauen alle zum Polizeipräsidium. Der Bucklige ist zu klein, er sieht nichts, weitergehen kann er aber auch nicht, und so drängt er sich mit der Ziege zu der Mauer und wartet. Schon öfter hat er unterwegs solche improvisierte kleine Altäre gesehen, jetzt hat er Zeit, sich diesen da gut anzuschauen. An den Stellen, wo Tschechen während der Revolution fielen, meistens durch Tschechen selbst erschossen, die nicht zielen konnten oder einfach einen Feind aus dem Weg räumen wollten, hat man einen Stuhl oder eine Kiste hingestellt mit ein paar Blumen und einer brennenden Kerze, und man befestigte das Bild des Toten an die Hausmauer dazu. Außerdem steht auf den Altären ein Teller oder eine Sammelbüchse für die Spenden für die Hinterbliebenen. Hier fungiert als Sammelbüchse eine rote Büchse, an der das Hakenkreuz zwar abgekratzt ist, aber die Aufschrift „Für die Winterhilfe“ geblieben ist. Der Tote auf dem Bild steht vor einer Kulisse, auf der ein Maler Venedig nach seiner Vorstellung hingepinselt hatte. Der Tote, ein alter Mann mit einem langen Schnurrbart, trägt einen kurzen Pelzmantel und einen Schal um den Hals, hinter ihm aber blühen Rosen und stehen sattgrüne Palmen. Unter dem Bild hängt eine Schiefertafel, auf der man lesen kann: „Nikdy nezapomeneme, že na tomto místě padl pro svou milovanou vlast rukou německého vraha bratr Tomáš Srnec, bývalý zaměstnanec Československých státních drah ve věku 62 let. Jeho smrt musí býti pomstěna a to krutě*!!!* Ať žije president Beneš*!*“ — „Wir werden nie vergessen, daß an dieser Stelle für seine geliebte Heimat durch die Hand eines deutschen Mörders Bruder Tomáš Srnec fiel, ehemaliger Angestellter der Tschechoslowakischen Staatsbahnen, im Alter von 62 Jahren.

Sein Tod muß gerächt werden, und zwar grausam!!! Es lebe Präsident Beneš!"

Vom Nationaltheater nähert sich ratternd ein Leiterwagen. Links und rechts marschieren Rotarmisten, nicht gerade mit sicherem Schritt, sie grinsen blöd und bösartig. Auch die vier Rotarmisten, die vorne und hinter dem offenen Sarg auf dem Leiterwagen stehen, sind nicht nüchtern und sicher auf den Beinen, sie stärken sich aus einer Schnapsflasche, die immer wieder eine Runde macht. In dem Sarg liegt ein toter Rotarmist. Von weitem schon verbreitet die Leiche einen bestialischen Gestank, der Russe muß schon längere Zeit tot sein. Die Leute auf der Straße halten sich die Nase zu, einigen wird übel, andere schimpfen oder machen Witze.

„Der ist wohl schon in Stalingrad gefallen!"

„Das ist ein Geschenk der Batuska Stalin!"

„Nein, das ist ein Stück Wiedergutmachung für die geplünderten Häuser und Geschäfte in Olmütz, in Ostrau, in Brünn und überall!"

„Warum gondeln die da mit der Leiche herum, möchte ich wissen!"

„Und wie sie auf die armen Pferde einschlagen, diese Kalmüken oder Chinesen oder was sie eigentlich sind!"

„Sie fressen tatsächlich Zahnpasta und saufen Haarwasser, diese herrlichen Sowjetmenschen! Vielleicht hat der auf dem Leiterwagen zuviel von diesen seltsamen Leckerbissen gefressen und ist darum krepiert!"

Gleich hinter dem Leiterwagen fährt ein Jeep mit amerikanischen Offizieren. Sie winken lebhaft und rufen den hübschen Mädchen auf den Gehsteigen „Hallo Baby!" zu.

„Hoch Amerika!"

„Was heißt hoch Amerika? Die Amerikaner sind bei Pilsen gestanden, schon seit Freitag vor der Revolution! Warum sind sie nicht früher nach Prag gekommen? Warum erst jetzt?"

„Die Russen sind auch erst fünf Minuten nach zwölf nach Prag gekommen!"

„Die Engländer und Franzosen sind auch schon da!"

„Auf die sind wir nicht neugierig, die haben uns in München und in Berchtesgaden im Stich gelassen!"

„Die Franzosen und die Engländer sind aber immerhin zivilisierte Menschen, aber die Russen sind schlimmer als Tiere. Bei uns im Haus haben sie eine siebzigjährige blinde Frau vergewaltigt."

„In dieser Hinsicht hat der Goebbels wirklich einmal nicht gelogen. Bei uns haben sie sämtliche Frauen vergewaltigt, die russischen Schweine!"

Bei dem Kaffee Metro muß der Schuster mit seiner Ziege umkehren. Auf dem Gehsteig stehen die Leute in Achterreihen, und als er treuherzig sagt, er wolle zum Polizeipräsidium, wird er davongejagt.

„Geh zum Teufel mit deiner stinkenden Ziege! Du kannst doch nicht mit dem Tier zwei Tage und zwei Nächte hierbleiben, du Narr! Früher kommst du bestimmt nicht an die Reihe."

Zurück also. In der kurzen Straße Am Pernstein entdeckt er über einem Haus die Aufschrift „Polizeipräsidium". Hier steht aber keine Menschenschlange, nur tschechische Offiziere gehen hier ein und aus. Rechts, vor der Stiege, hängt eine rot-weiße Fahne und daneben ein Papierstreifen: „Československá národní rada". Der tschechoslowakische Nationalrat. Zwei Soldaten, die hier Wache stehen, zeigen ihm auf den Hof: „Dort, links hinten ist die Küche." Sie glauben vermutlich, der Bucklige bringe die Ziege zum Schlachten für die Mannschaftsküche.

„Ich suche nämlich meine — eine Frau Králová suche ich."

„Frag in der Küche, wir haben mit der Polizei nichts zu tun."

Der Schuster wandert weiter, der Hof ist schmal und lang, er läuft durch einen ganzen Häuserblock, die Küche sieht man aber nirgends. Er will aber auch nicht in die Küche, er will zum Polizeipräsidenten, der muß doch alles wissen. Der Hof macht eine Biegung nach rechts und wird jetzt doppelt so breit. Oben läuft quer eine verglaste Veranda. Man sieht Gardisten, die blutiggeschlagene Verhaftete vor sich hertreiben. Links sind breite, offene Garagentüren. Das, was er jetzt zu sehen bekommt, ist so grauenhaft, daß er sich wie ein kleines ratloses Kind auf das Pflaster hinhockt und zu wimmern anfängt. Die sechs riesengroßen Garagen, in jeder von ihnen haben mehrere Bereitschaftswagen Platz, sind vollgestopft mit Leichen. Zu hohen Bergen türmen sich die Toten, Männer, Frauen und Kinder, alles zusammen. Beine und Hände ragen aus den Haufen, zitronengelbe, mit schwarzem Blut beschmierte Gesichter, glasige Augen, in denen das Grauen verewigt ist, dort liegt eine Hand in einem hellblauen Ärmel ganz allein, und dort liegt ein kleines Köpfchen ohne Körper. Die Ziege zerrt an dem Strick, langsam kommt der Bucklige wieder zu sich, rappelt sich hoch und läuft und läuft, so schnell er kann. Wieder ist er auf der Straße, es ist die seit der Revolution berüchtigte Bartholomäusgasse.

Eine unübersehbare Menschenmenge steht hier, brüllend, drohend, jauchzend, gröhlend und kichernd. Große Wagen der Bereitschaftspolizei sieht man, auf denen die gefangenen Deutschen und die tschechischen Kollaborateure wegtransportiert werden sollen. Kaum aber gelingt es den Gardisten und den neuen Polizisten, der SNB, einen Mann oder eine Frau auf die Sitze der offenen Wagen, die wie Schulbänke ausschauen, zu heben, schon holt ihn die Menge herunter und erschlägt ihn. Hinter den Fenstern der Wachstube stehen einige Polizisten und schauen zu. Sie rühren sich nicht, sie können nichts machen, sie haben nichts mehr zu sagen. Eine junge Frau mit langen, blonden Zöpfen wird mit Messern buchstäblich in Stücke zerschnitten. Die Mörder sind rot von Blut, überall Blut, Blut, Blut.

Der bucklige Schuster rennt direkt in die Menschenmauer hinein. Er weiß selbst nicht, was er tut und warum er es tut, er will nur fort, nur fort von hier. Die mit den blonden Zöpfen schreit nicht mehr. Jetzt wird ein alter Mann zu Fleischstücken verarbeitet. Die Leute sind von diesem Mord so fasziniert, daß sie automatisch den Schuster passieren lassen. Wie einen verspäteten Besucher in einem Kino, den man schnell durchläßt, um ja nicht viel von dem spannenden Film zu versäumen.

Die Ziege meckert, sie will gemolken werden, daran ist aber gar nicht zu denken. Unter einem vergitterten Fenster hockt sich der Schuster wieder hin, er kann nicht mehr weiter. Ununterbrochen murmelt er, er ruft nach seiner Vlasta, und er ruft den lieben Gott zu Hilfe, er beginnt das Vaterunser zu beten, dazwischen aber beruhigt er die Ziege.

„Sie", flüstert jemand dicht neben ihm. „Sie, kommen Sie doch herein! Ich werde das Haustor öffnen, aber machen Sie rasch, damit man es nicht merkt."

Der bucklige Mann hebt den Kopf, das Fenster hinter dem Gitter ist schon wieder zu. Er sieht nur etwas Weißes, ein Kopftuch oder so etwas. Da ist das Haustor. Ein uraltes eichenes Tor, zu beiden Seiten große Ecksteine. Ein Türchen in dem Tor öffnet sich, eine Hand packt den Strick und zieht die Ziege hinein. Zuerst sieht man fast nichts, die große Vorhalle ist ohne Fenster. Nur hinten schimmert etwas rötlich, es ist das Ewige Licht.

„Ich habe Sie beten gehört", sagt die Frauenstimme wieder. „Darum — — Warten Sie hier, ich werde die Ziege auf dem Hof tränken und melken. Sie sehen nichts, nicht wahr? Ich werde die Tür zum Refektorium ein wenig öffnen."

Es ist ein Kloster und die Frau ist eine Nonne. Klein, rundlich, wie eine Magd vom Lande sieht sie aus.

„Setzen Sie sich inzwischen. Sie brauchen keine Angst zu haben, ich kann mit Ziegen umgehen. Ich komme bald wieder. Aber machen Sie niemandem auf!"

Durch die Spalte der geöffneten Tür, zu der drei ausgetretene Holzstufen führen, sieht man knieende Nonnen. Weiß die steifen Hauben, dunkelblau die Gewänder. Eintönig murmeln sie Sterbegebete. In der Vorhalle hört ein sehr menschlicher Christus von seinem Kreuz zu. Seine Dornenkrone ist aus wirklichen Dornen, sein Gesicht ist sehr müde. Mit halboffenen Augen scheint er den Buckligen zu betrachten, der auf der Holzbank, auf der die Bettler noch vor einigen Tagen ihre Suppe aßen, still sitzt.

„In der Stunde des Sterbens ist jeder allein, darum stehe mir bei, Jesus, mein Trost. Nehme von mir die Furcht vor dem Tod, die du selbst erleiden mußtest. Bitter ist der Abschied von meinen Lieben, die ich verlassen muß, weil du mich rufst, mein Jesus. Neige dich gnädig zu mir, und — —"

„Mein Kind!" schreit draußen eine Frau in einer irrsinnigen Angst. „Mein Kind hat doch niemandem etwas getan! Mich, mich bringen Sie um, aber nicht mein Kind! Bitte, bitte, auf den Knien bitte ich!"

Die Nonnen murmeln ihr Gebet weiter, draußen gellt die irrsinnige Stimme auch weiter, die Menge grölt und etwas weint wie eine kleine Katze. Der Bucklige steckt sich die Zeigefinger in die Ohren, das Weinen des gemarterten Säuglings glaubt er aber noch immer zu hören.

„Den Kopf hat man dem deutschen Bastard abgehackt", brüllt jemand vor dem Haustor. „Zeig den Kopf, hörst! Wir wollen den Kopf sehen!"

An das Fenster neben dem Haustor wird geklopft, zweimal, und wieder zweimal. Die Nonnen hören es nicht. Noch einmal klopft es, diesmal lauter. Eine von den Nonnen erhebt sich, sie taumelt auf den von dem langen Knien steifen Beinen, als sie öffnen geht. Der Besucher dreht den großen Schlüssel zweimal um. Die Nonne ist sehr jung, sieht aber nicht gesund aus. Ihre Augen sind eingefallen und haben dunkle Schatten, das Gesicht ist grau und hohl.

„Du lebst noch, Viktor", sagt sie leise, „du lebst also noch."

Der Besucher ist der Sekretär des Polizeirats Donat und die Nonne ist seine Schwester. Das Kloster ist ebenfalls in der Bar-

tholomäusgasse, er hat aber fast eine Stunde gebraucht, vom Polizeipräsidium, das gegenüber ist, herzukommen.

„Wo ist die ehrwürdige Mutter Vorsteherin, Milada?" fragt er. Seit drei Jahren ist seine Schwester Nonne, seit drei Jahren hat er sie nicht mehr mit ihrem Vornamen genannt. Auch für ihn war sie die Schwester Angelika. Im Jahre 1942 wurde ihr Verlobter, ein tschechischer Offizier, von den Deutschen hingerichtet. Er gehorchte den Emigranten in London, die aus dem Sender BBC hetzten, und versuchte, einen Schwarzsender in Betrieb zu setzen. Er wurde aber von einem seiner Mitarbeiter verraten und von einem Schnellgericht zum Tode verurteilt. Milada, die seit ihrer Konfirmation kaum in einer Kirche war, trat nach seinem Tod in dieses Kloster ein. Aus dem Mädchen, das das Lachen liebte, wurde die traurige Nonne Angelika.

„Ich muß zum Innenministerium, Instruktionen empfangen. Kann ich sofort mit der ehrwürdigen Mutter Vorsteherin sprechen?"

„Wir beten", sagt Schwester Angelika tonlos, aber ruhig.

Viktor bekommt Lust zu schreien und gemein zu fluchen. Diese weltfremde, gottverdammte Frömmigkeit! Jetzt beten sie, und draußen toben die Teufel.

„Rufe sie, hole die ehrwürdige Mutter! Was ich ihr zu sagen habe, ist sehr wichtig."

Die junge Nonne geht lautlos fort. Viktor bemerkt endlich den Buckligen unter dem Kreuz, er hält ihn aber für einen Bettler. Ebenso lautlos, wie vorhin Schwester Angelika wegging, kommt eine alte Nonne aus dem Refektorium. Die Nonnen beten weiter, Angelika kniet in der letzten Reihe.

„Gelobt sei Jesus Christus", grüßt die Mutter Vorsteherin mit fester Stimme, wie immer, wenn Viktor in das Kloster zu seinen kurzen Besuchen kam.

„Guten Tag, ehrwürdige Mutter. Das heißt, guten Tag zu sagen ist ein Unsinn. Ehrwürdige Mutter, es ist anzunehmen, daß der Pöbel das Kloster plündern wird. Bitte, leisten Sie keinen Widerstand, das würde nichts nützen. Geben Sie den Leuten alles, was Sie haben."

„Das haben wir immer getan, mein Sohn."

„Ja, ich weiß, aber die Kommunisten hetzen das Volk gegen die Klöster auf. Vielleicht holen sie die Rotarmisten her, verstehen Sie, ehrwürdige Mutter?"

„Die russischen Soldaten sind auch Menschen."

„Nein, zum Teufel! Das sind keine Menschen! Entschuldigen

Sie, bitte, meine Ausdrucksweise, aber ich bin mit den Nerven vollkommen fertig. Können sich die Nonnen für alle Fälle, wenigstens die jüngeren, verstecken?"

„Das können sie, aber sie werden es nicht tun. Sie fürchten nur Gott."

Das runzlige Gesicht der alten Nonne zeigt keine Bewegung, es sieht aus, als wäre es aus altem hartem Leder. Die Augen sind blau und klar, wie bei einem Kind. Sie ist ein sehr anständiger Mensch, das weiß Viktor, aber er hat trotzdem Lust, sie zu packen und hin und her zu schütteln, bis sie zu Verstand käme. Was nutzt aber Verstand gegen Gewalt? Vielleicht hat sie recht, vielleicht ist es vernünftig, nur Gott zu fürchten.

„Wenn ich wieder im Polizeipräsidium bin, dann werde ich —"

Der Schuster hört das Wort Polizeipräsidium und ist wie elektrisiert. Das ist einer von der Polizei, dieser junge Herr, den muß er gleich nach Vlasta fragen.

„Entschuldigen schon, der Herr, aber ich suche nämlich meine Frau und deshalb — —"

Draußen fallen Schüsse, direkt vor dem Haustor, und dann hämmern Gewehrkolben.

„Aufmachen, heilige Damen! Aufmachen, faule schwarze Bagage! Jetzt ist die Zeit der Gebete vorbei! Aufmachen!"

Die Vorsteherin macht eine Bewegung zu der Tür zum Refektorium, sie will sie schließen. Eine Sekunde steht sie nachdenklich da, dann öffnet sie das Haustor.

Es sind vor allem Weiber, die sich hereindrängen. Alle bewaffnet, mit zerzaustem Haar, mit breiten Trikoloren auf der Brust, mit von Blut bespritzten Kleidern und Händen. Viele alte Weiber sind darunter, aber die jungen — vierzehnjährige bis zwanzigjährige Mädchen — die drängen sich vor, die waren während der Revolution und nach der Revolution die grausamsten. Auch hier ist die Wortführerin ein junges Ding, höchstens achtzehn Jahre, mehr hat sie bestimmt nicht. Sie trägt Männerstiefel und Männerhosen, dazu aber eine schamlos durchsichtige Bluse aus Tüll.

„Warum hast du keine Trikolore, du Scheusal?" und sie reißt mit einem Ruck der Vorsteherin den Rosenkranz weg, der von ihrem Gürtel herunterhing und schwenkt ihn hin und her in der Luft. Das silberne Kreuz an dem Rosenkranz beschreibt Kreise, und bei jedem Kreis gleitet ein heller Reflex über das Gesicht des Gekreuzigten an der Wand.

Die Weiber spähen durch die Tür in das Refektorium, die knieenden Nonnen rühren sich nicht und beten weiter.

„In dieser letzten Stunde flehe ich dich an, Jesu, mein Beistand. Die Angst macht meine Augen blind, die Furcht macht meine Ohren taub, der Tod schließt mir die Lippen. Ich sterbe, doch in dir, Jesu, möchte ich weiterleben. Amen, amen, sagtest du am Kreuz, heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein."

„Maul halten! Was heißt hier Paradies? Paradies im Himmel ist ein Blödsinn! Dort, in der Sowjetunion, dort ist das Paradies! Das Paradies der Arbeiter!"

Die Wortführerin stößt die alte Nonne zur Seite und reißt die Tür zum Refektorium auf. „Aufstehen und antreten! Schön sich machen, ihr Vogelscheuchen, ihr bekommt Besuch! Die Rotarmisten wollen sich einmal mit richtigen Jungfrauen unterhalten!"

Jetzt erst hat Viktor sein Entsetzen abgeschüttelt und die würgende Angst überwunden. Jetzt erst, als er das ergebene Gesicht seiner Schwester sieht. Mit einem Sprung ist er bei der Tür und ruft: „Ich bin vom Innenministerium! Das Kloster muß von den Rotarmisten verschont bleiben! Wir haben wieder unseren Staat, unsere Tschechoslowakische Republik, wir werden wieder diplomatische Beziehungen zu allen Staaten der Welt haben! Was würde aber die Welt sagen, wenn sie erfahren würde, daß bei uns die Rotarmisten auf die Nonnen losgelassen wurden? Sollen wir uns mit der halben Welt verfeinden wie der Hitler durch seine Greueltaten?"

Die Weiber brummen und murren, die Wortführerin lacht aber nur höhnisch. „Auf den Papst und auf gute Beziehungen zu Rom sind wir gar nicht neugierig! Die Sowjetunion hat auch keine Beziehungen zum Papst. Gib die Trikoloren her, Anka! Da — Alte, das wird jetzt getragen und nicht dein Rosenkranz! Näher kommen, bleiche Jungfrauen, die Rosenkränze hergeben und die Trikolore an die Brust!"

Die Nonnen senken die Köpfe und bleiben mit gefalteten Händen da stehen. Die Vorsteherin dreht den Kopf zu dem Gekreuzigten hin, vielleicht will sie ihn um einen Rat bitten, vielleicht erwartet sie von ihm Hilfe durch ein Wunder. Der Gekreuzigte antwortet aber nicht.

„Wir nehmen die Trikolore", sagt sie. „Wir lieben auch unsere Heimat. Aber noch mehr lieben wir unseren Gott, und darum bitte ich Sie, uns die Rosenkränze zu lassen."

Die Weiber sind inzwischen in das Refektorium hineingetram-

pelt und plündern den Wäscheschrank. Was sie nicht brauchen können, wird zerrissen. Die zwei kleinen silbernen Leuchter, die auf dem Wäscheschrank standen, verschwinden in den Rucksäcken, das Bild der heiligen Theresia wird von der Wand heruntergerissen und zerstampft. Ihre junge Wortführerin tuschelt mit einigen Mädchen. Die Nonnen stehen wie Steinfiguren da, die Vorsteherin auch. Viktor stellte sich neben seine Schwester, und der Bucklige hat sich in die dunkelste Ecke verkrochen.

„Ja, so werden wir es machen", lacht die Wortführerin und springt auf die Bank unter dem Kreuz. „Die Nonnen nennen doch den Christus ihren Bräutigam, nicht? Paßt auf, Bräute! Ich werde den Bräutigam mit einer Tikolore schmücken!"

Wie ein Lasso schwingt sie die handbreite Trikolore und versucht, sie um den Hals des Gekreuzigten zu werfen. Jedesmal aber mißlingt es, und sie lacht nicht mehr. Verbissen schwingt sie die Trikolore, und dann gelingt es. Die Weiber brüllen Beifall, das Mädchen zieht auch das andere Ende der Trikolore zu sich herunter, verliert aber das Gleichgewicht und fällt von der Bank. Die Trikolore aber hat sie nicht losgelassen, man hört etwas, als würde jemand aufstöhnen, das große Kreuz mit dem fast lebensgroßen Christus löst sich von der Mauer, die Weiber kreischen auf, ein donnernder Schlag — das Kreuz liegt auf dem Fußboden und darunter das Mädchen.

„Hilfe! Hilfe! Ich sterbe! Hilfe!"

Von draußen drängen die Leute herein, die erschrockenen Weiber wollen aber hinaus, und so entsteht ein Durcheinander. Die von draußen wissen nicht, was geschehen ist, als sie aber die Verletzte blutend auf dem Fußboden liegen sehen, schlagen sie knurrend vor Wut auf die Nonnen ein mit allem, was sie gerade in der Hand haben. Die Vorsteherin bekommt einen Faustschlag ins Gesicht und einen Tritt in den Bauch, sie sinkt in sich zusammen, als hätte sie keine Knochen. Man reißt den Nonnen die weißen Hauben ab, spuckt auf das Kreuz, als man es wegzieht, um das Mädchen zu befreien.

„Die bringen die Frau von Karl Hermann Frank her!" brüllen mehrere Stimmen draußen.

Sofort drängen die „Revolutionäre" alle hinaus, die Frau von Karl Hermann Frank zu sehen, will sich niemand entgehen lassen.

Was bleibt, ist der bespuckte und zertrampelte Gekreuzigte mit einer rot-blau-weißen Schlinge um den Hals, Nonnen mit zerkratzten Gesichtern und ausgerenkten Händen, die Vorsteherin in einer tiefen Ohnmacht, Viktor und der Bucklige.

Vier Nonnen fehlen, die hat man in dem Tumult weggezerrt. Auch die junge Schwester Angelika ist nicht da.

Die Schwester, die die Ziege weggebracht hatte und die während des Überfalls nicht da war, scheint als einzige den Kopf nicht verloren zu haben. Munter fordert sie die Nonnen auf, sich gegenseitig zu helfen, so gut es geht, und sich vor allem um die Mutter Vorsteherin zu kümmern, sie tröstet den zitternden Buckligen und sagt ihm, die Ziege könne am besten vorläufig dableiben, und dann winkt sie Viktor zur Seite.

„Durch den Hof können Sie weg, Herr Doktor, die Mauer dort zum Nebenhaus ist nicht hoch, und die Leute aus dem Haus sind alle auf der Straße. Schwester Angelika wird nichts geschehen, Sie werden sehen. Sagen Sie doch dem Herrn Innenminister oder dem Polizeipräsidenten — aber Sie wissen besser als ich, was man tun könnte."

Es wäre vollständig sinnlos, in die Bartholomäusgasse zu gehen und die Schwester zu suchen. Donat muß helfen oder der Herr Innenminister oder der Erzbischof oder der Teufel selbst. Die Schwester hat zu der Mauer auf dem Hof eine Leiter hingestellt, Viktor ist schon oben, da bettelt der Schuster weinerlich: „Nehmen Sie mich mit, Herr! Nehmen Sie mich mit! Schwester, bitte, behandeln Sie die Ziege gut, die Ziege brauchen wir wegen der Milch. Ich muß jetzt fort, ich komme aber wieder, ich muß meine Frau suchen!"

„Bucklige bringen Glück", fällt Viktor ein. „Meinetwegen, kommen Sie mit. Als Zeuge. Sie haben ja alles gesehen. Verdammt noch einmal, wenn meiner Schwester etwas geschieht, ich werde — Danke, Schwester Franziska, ich komme noch heute zurück."

„So Gott will", murmelt die Nonne und trägt die Leiter fort. Dann geht sie zu der Ziege, die in einer Kammer, wo Bänke und Stühle für den kleinen Klostergarten untergebracht sind, steht, setzt sich zu ihr nieder, streichelt sie und weint. Sie hat das Weinen verlernt, es geht schwer, es tut sehr weh, dieses Weinen. Aber gleich lächelt sie wieder.

„Ich Dumme, ich weine, wo doch ein großes Wunder geschehen ist! Das Kreuz hat uns doch gerettet!"

Cilka knabbert an der weißen Haube und meckert zufrieden. Hier fühlt sie sich wie zu Hause. Diese Frau gefällt ihr.

IM INNENMINISTERIUM

Das Prager Innenministerium ist ein ziemlich neues Gebäude, das am Ende der Belcredistraße, auf dem Sommerberg, steht. Auch hier herrscht noch immer Chaos, aber der Innenminister, der Kommunist Nosek, ist schon da, und der weiß, was er zu tun hat. Die sogenannte Kaschauer Regierung hat ihre Minister schon monatelang vor dem Ende des Krieges ernannt. Die Kommunisten forderten für sich die zwei wichtigsten, und sie bekamen sie. Das Innenministerium und das Verteidigungsministerium.

Fast alle Räume im Innenministerium sind schon wieder in Betrieb, doch die Beamten sind durchwegs neu, und niemand weiß eigentlich so recht, ob sie wirklich Beamte sind und woher sie kommen. Die Zimmer wurden schon von den verhafteten Deutschen in Ordnung gebracht, gekämpft wurde hier nicht, die Einrichtung wurde nicht beschädigt, nur fast sämtliche Schreibmaschinen wurden gestohlen. Die hellen Korridore sind mit Topfpflanzen geschmückt, oberhalb der numerierten Doppeltüren brennen kleine rote Lampen zum Zeichen, daß das Eintreten verboten ist. Die Leute treiben sich durch die Korridore umher, versuchen da und dort eine von den Türen zu öffnen, doch sie sind alle von innen versperrt.

In einem elegant ausgestatteten Raum, ganz hinten im zweiten Stock, findet eine Beratung statt. Die dunkelbraun lackierten Möbel leuchten in dem gedämpften Licht eines Lusters aus imitiertem Alabaster, die Klubsessel sind mit rotem Leder bezogen, der Teppich braun und rot gemustert. An dem massiven Schreibtisch sitzt ein Mann in der Uniform eines tschechischen Generals, in den Klubsesseln bei dem runden Konferenztisch Doktor Hasal, die Gardistin Alena und ein schlanker, ungefähr vierzigjähriger Mann in Zivil. Der General mit den kleinen bösartig blitzenden Äuglein und einem kürzeren Bein heißt Bartik, der Mann in Zivil ist der Ministerialrat Hladil.

„Es ist klar“, sagt gerade der General mit einem raschen Seitenblick zu dem Ministerialrat. „Es ist mir auch klar, daß unter den Gardisten auch Elemente sind, die bei der Exekutive eigentlich nichts zu suchen haben, das geht aber bei einer Revolution nicht anders. Aber die Gardisten werden, sobald es möglich sein wird, streng durchsiebt.“

„Durch wen, Herr General?" fragt der Ministerialrat.

Die beiden, der General wie auch der Ministerialrat, waren Anhänger, beziehungsweise Mitglieder der jetzt verbotenen Agrarpartei, der größten tschechischen Partei. Beide waren im Konzentrationslager, beide kamen erst nach der Revolution nach Prag zurück. Bartik war vor dem Krieg im tschechischen Verteidigungsministerium in der Abteilung II, damals war er nur Major. Offenbar hat er sich selbst zum General ernannt. Der Ministerialrat Hladil amtierte vor dem Krieg in demselben Raum, wo jetzt die Konferenz stattfindet. Sie kennen sich ziemlich gut, die beiden, ihre Beziehungen bestanden aber nur im dienstlichen Verkehr, und es herrschte zwischen ihnen eine kaum verhüllte Antipathie. Bartik hat den Ruf eines rücksichtslosen Strebers, er ist falsch, kleinlich und heimtückisch. Hladil, ein Ostrauer, war bei den Angestellten des Ministeriums wegen seiner Korrektheit sehr beliebt, nicht aber wegen seiner Offenheit bei seinen Vorgesetzten.

„Durch wen?" wiederholt der General gedehnt. „Durch die kompetente Stelle selbstverständlich."

„Was verstehen Sie unter der kompetenten Stelle, Herr General?"

Doktor Hasal, der von dem General ohne irgendwelche Formalitäten zu einem Ministerialbeamten ernannt wurde, schaut tadelnd zu dem Ministerialrat hin und schürzt die Lippen zu einem ironischen Lächeln. Sehr vorsichtig allerdings, er will sich zwar bei dem General einschmeicheln, er will es sich aber anderseits auch bei dem Ministerialrat nicht verderben, denn man kann nie wissen, wie und wann man jemanden brauchen kann.

„Die Kompetenz besitzt vor allem die Regierung selbst."

„Sicherlich, Herr General, die Regierung selbst. Präsident Beneš ist aber noch nicht in Prag, zum Herrn Innenminister Nosek hat niemand außer seinen Parteigenossen Zutritt, und die Beschwerden über das Benehmen der Gardisten häufen sich auf meinem Schreibtisch zu Bergen. Diebstähle, Plünderungen, Raubüberfälle, schwere Mißhandlungen, aber auch viele Morde. Ich frage Sie, Herr General, wer hat das Recht, diejenigen Gardisten, die ein Verbrechen begehen, zu verhaften?"

„Vor allem die SNB."

„Die SNB rekrutiert sich aber zum größten Teil aus den Gardisten selbst, und über die SNB (Staatssicherheitswache) gibt es ebenso viele Anzeigen und Vorwürfe und Beschwerden. Wir

können doch nicht zulassen, daß es zu einem Aufstand kommt, die tyrannisierte Prager Bevölkerung ist aber gegen die Gardisten so aufgebracht, daß etwas getan werden muß, und zwar nicht bald, sondern gleich. Denn was dort draußen auf der Straße herrscht, ist nicht Freiheit, sondern Terror."

Der General unterdrückt diskret, aber sehr offen ein Gähnen und meint kühl: „Die Leute vestehen halt unter dem Wort Freiheit verschiedenes, Herr Ministerialrat. Mit Übergriffen bei der Revolution und nach der Revolution wurde gerechnet. Auch damit, daß die Bevölkerung die neue Exekutive nicht gleich akzeptieren wird. Es gab aber keine andere Möglichkeit, denn die Protektoratspolizei hat mit den Deutschen kollaboriert und ist also, staatlich gesehen, unverläßlich. Ich denke, wir unterbrechen die Konferenz und werden versuchen, morgen oder übermorgen eine Audienz bei dem Herrn Minister Nosek zu erreichen."

Das Telephon meldet sich mit leisem Surren. Der General hebt den Hörer, legt ihn ans Ohr und bedeckt mit der anderen Hand die Sprechmuschel, um den Ton zu dämpfen. Aus der Muschel hört man eine Männerstimme, verstehen können aber die anderen nichts. Die Stimme spricht lange, der General sagt nur ab und zu kurz „ja" oder „jawohl" oder „selbstverständlich".

„Ich glaube", sagt er nachher zufrieden und steht auf. „Ich glaube, Herr Ministerialrat, daß die Frage der Gardisten in den besten Händen ist. Die Kommission für innere Sicherheit hat angerufen. Herr Doktor Hasal, Sie müssen sofort hin, mich vertreten werden Sie, ich kann jetzt nicht fort. Und Sie —", er zögert, ob er Fräulein oder Genossin oder vielleicht Schwester zu Alena sagen soll. „Sie müssen selbstverständlich auch hin. Die Konferenz in der Kommission wird gleich beginnen."

Er drückt auf einen Knopf unter dem Schreibtisch, die Doppeltür wird geöffnet, und zwei Gardisten erscheinen in dem Raum. Wichtigtuerisch, düster, mit Maschinenpistolen, in den schwarzen Uniformen der SS.

„Doktor Hasal und die Gardistin müssen zur Kommission. Besorgen Sie unten einen Wagen, und begleiten Sie sie. Bleiben Sie in der Bredauergasse, bis ich anrufen werde."

Doktor Hasal verbeugt sich devot und ist gleich draußen, Alena aber geht zu dem Schreibtisch und stützt sich mit beiden Händen auf die glänzende Platte. „Was wird jetzt also mit der rothaarigen Deutschen und mit Petr Šlajer?" fragt sie und nestelt wie zerstreut mit der rechten Hand an ihrer verschwitzten Bluse.

Ein Knopf fehlt, der General schaut hin und fährt dabei mit der Zunge über die Unterlippe. Nicht schlecht, dieses rosige Fleisch, aber in die Badewanne müßte sie zuerst.

„Auch das wird am besten die Kommission erledigen. Die Kommission übernimmt, wie ich soeben hörte, die Aufsicht über die Gardisten."

Alena marschiert mit wuchtigem Schritt in ihren hohen Stiefeln zu der Tür, die beiden Gardisten stehen vor ihr stramm, sie macht ein verschlossenes, strenges Gesicht, späht aber umher, ob die Leute auf dem Korridor auch gesehen haben, wie sie geehrt wird.

In dem Raum bleiben nur der General und der Ministerialrat. Auch Hladil steht jetzt, Bartik sucht etwas in der Schublade seines Schreibtisches, als wäre er schon allein.

„Herr General, Sie sagten, daß die Kommission die Aufsicht über die Gardisten übernehmen wird. Diese Kommission, von der mir nichts bekannt ist, untersteht selbstverständlich dem Innenministerium, nicht wahr?"

Der General setzt sich hin, ohne dem Besucher Platz anzubieten. „Nein, Herr Doktor Hladil. Die Kommission für innere Sicherheit untersteht nicht dem Innenministerium."

„Und hat trotzdem die Befugnisse der Exekutive?"

„So ist es, jawohl. Sie hat die Befugnisse der Exekutive. Und jetzt bitte ich Sie, mich zu entschuldigen, ich muß einige Berichte für das Verteidigungsministerium durchsehen."

Wieder drückt er auf den Knopf, wieder wird die Tür geöffnet, aber diesmal kommt nur ein magerer Mann in Zivil herein.

„Haben Sie schon eine Schreibmaschine? Ja? Dann können wir gleich beginnen", sagt der General, ohne sich um den Ministerialrat zu kümmern.

Der verläßt den Raum, der magere Mann schließt grußlos hinter ihm die Tür.

Hinausgeworfen wurde er. Richtig hinausgeworfen. Kommission? Eine Kommission, die offensichtlich in kommunistischen Händen ist, denn der General paktiert jetzt ganz offen mit den Kommunisten, und die trotzdem dem kommunistischen Innenminister nicht untersteht?

In seinem Zimmer, die fünfte Tür nach links von dem Raum des Generals, brennt Licht. Doktor Hladil weiß aber, daß er die Schreibtischlampe ausgelöscht hat, bevor er zu der Beratung ging. Wahrscheinlich waren die Aufräumefrauen da. Er öffnet den Schreibtisch, den Schlüssel trägt er bei sich, und sieht sofort,

daß es keine Aufräumefrau war, die hier inzwischen wirtschaftete. Die Fächer sind durchwühlt, die Berichte über die Untaten der Gardisten, die in einer schwarzen Mappe rechts unten lagen, sind nicht mehr da. Die schwarze Mappe liegt jetzt links.

Bevor er das Telephon abheben kann – etwas muß man machen, Diebe kann man in einem Innenministerium nicht dulden, auch wenn es politische Diebe sind, vor allem politische Diebe nicht – schreit das Telephon. Rücksichtslos, ohne Dämpfer. Auch der Dämpfer fehlt also.

„Das Sekretariat des Genossen Innenminister hier. Sie sollen sofort die Berichte über die Gardisten zum Genossen Minister Nosek bringen, Herr Ministerialrat!“

„Die Berichte sind nicht mehr da.“

Eine kleine Pause. Die Frauenstimme in dem Telephon kommt dann wieder. Ruhig, aber mit einem sonderbaren Unterton. „Sie haben also keine Berichte?“

„Nein, ich sagte, daß die Berichte nicht mehr da sind.“

Ministerialrat Hladil spricht noch einige Worte, bevor er merkt, daß die Leitung schon unterbrochen wurde.

DIE NEUE KRANKHEIT

Es ist wie mit allen Krankheiten. Je mehr man sich mit der Krankheit beschäftigt, desto mehr verkrallt sie sich in ihr Opfer.

Jan Horák ist schon so weit, daß er an nichts anderes denken kann als an seine Krankheit. An die Angst. In seine Wohnung am Petersplatz ist er nicht mehr zurückgekehrt, er fürchtet sich vor dem Streit mit der Hausmeisterin, er fürchtet sich vor der leeren, fremd gewordenen Wohnung, er fürchtet sich sogar vor der Begegnung mit dem Lausbuben Pepa. Seine Angst vergewaltigt seine Phantasie, die ihm dann alles in den düstersten Farben vorgaukelt. Noch immer trägt er seinen gestreiften Sträflingsanzug, noch immer schläft er in der armseligen Wohnung seines verhafteten Schwiegervaters. Er steht und grübelt. Er sitzt und grübelt. Er liegt und grübelt. Sonst tut er nichts mehr.

Diese neue Krankheit, diese Angst, ist übrigens ansteckend und verbreitet sich in Prag in rasender Schnelligkeit. Die Tschechen wissen noch nicht, daß ihnen diese Krankheit eingeimpft wurde, daß sie ein Teil der Propaganda der Kommunisten ist. Wer Angst hat, der ist zu keiner Aktion fähig. Angst

tötet den Mut und den Willen. Moskau braucht aber willenlose Marionetten.

Wer noch immer gegen die neue Krankheit immun zu sein scheint, ist das alte Fräulein Anna. Tag für Tag trippelt sie durch die Straßen, in ihrem besten Kleid, das sie „das neue Kleid" nennt, obwohl es schon seit mehr als fünfzig Jahren im Schrank hängt, in ein altes Leintuch eingewickelt und mit Papiersäckchen mit Naphthalinkristallen behangen. Das Kleid ist aus Taft, der schon an mehreren Stellen brüchig ist, moosgrün, aber es schillert braun und rot, wenn es Falten wirft. Auf dem Kopf hat sie ein flaches Strohhütchen — Velocipedhut nannte man so etwas vor dem ersten Weltkrieg — mit einem schwarzen Samtband und einem Sträußchen aus verblaßten Mohnblumen. Nichts kann sie entmutigen. Weder das Gelächter der Leute auf der Straße, die sich nach dieser komischen „Vogelscheuche" umdrehen, noch die Roheiten und Grobheiten und sogar schmerzliche Stöße der Gardisten. Aber — bei dem Herrn Erzbischof hat sie für den Herrn Vorel gar nichts erledigen können, dort sprach sie nur mit einem jungen Kaplan, der ihr kaum zuhörte und sie sofort stehenließ, als ein Herr mit einem Abzeichen der Sozialdemokratischen Partei hineinkam. Diesen Herrn bat der Kaplan unterwürfig, sich einige Minuten zu gedulden, für Fräulein Anna hatte er aber keinen Blick mehr. Ins Polizeipräsidium konnte sie nicht hinein, dort stehen noch immer lange Schlangen der Wartenden. Die Nationalausschüsse sind von Tausenden von Leuten belagert, und obwohl nur ganz wenige arbeiten, hat merkwürdigerweise niemand Zeit für einen kurzen Rat.

Überall, wo die Leute in Gruppen stehen oder hocken, spricht man von der Kommission. Niemand weiß, was diese Kommission eigentlich ist, aber alle behaupten, die Kommission wäre das mächtigste Amt in der Republik. Die Kommission kann jeden verhaften, auch die ganz hohen Herren, aber sie kann auch jeden aus dem Gefängnis befreien. Auch aus dem Staatsgefängnis am Pankratz. Und daß Herr Vorel im Pankratzer Gefängnis ist, das weiß das Fräulein Anna. Ein Mann aus der Nerudagasse, der jetzt Aufseher oder so etwas im Pankratzer Gefängnis ist, der hat es ihr erzählt. Der Mann ist von Beruf ein notorischer Trinker, der seine Frau und seine acht oder neun Kinder nicht nur hungern ließ, sondern auch prügelte. Herr Vorel half der armen Frau, wie er konnte. Nicht aber aus Dank brachte dieser Mann die Nachricht, im Gegenteil, aus Schadenfreude. Er freute sich, daß der alte Kirchendiener, der ihn immer ermahnte, sich

zu bessern und an seine Kinder zu denken, jetzt ein Häftling in einem Gefängnis ist, wo er selbst ein mächtiger Aufseher ist.

Der Plan zur Befreiung des Herrn Vorel war bald fertig, weil er erstens sehr einfach war und weil es zweitens keinen anderen Plan geben konnte. Die Kommission wird bestimmt helfen, wenn sie solche Macht hat. Der Herr Professor muß aber mitgehen, der Herr Professor kann doch als gebildeter Herr viel besser sprechen als Fräulein Anna. Jan Horák war schon so weit, daß er nicht einmal der armen Alten „nein“ sagen konnte. Er ging mit, wortlos und apathisch, im vorhinein überzeugt, daß dieser Weg vergeblich sein wird. Weit kamen sie aber nicht, die beiden, nicht einmal an die nächste Ecke. Eines von den sonderbaren Autos, Jeep nennt man solche Wagen, bremste scharf bei dem Gehsteig, und ein Herr in englischer Offiziersuniform fragte tschechisch, ob er die Dame und den Herrn dorthin bringen dürfte, wo sie hinwollten. Carl-Maria-von-Weber-Gasse? Nein, die kennt er nicht, er war während des Krieges in London, und die deutschen Barbaren haben viele Straßen in Prag umbenannt. Gegenüber vom Wilsonbahnhof? Aber freilich kennt er den Wilsonbahnhof. Petschekpalais? Dort sind doch jetzt die Russen. Der Schwiegervater verhaftet? Ein Schwiegervater von einem KZler? Das ist doch das reinste Irrenhaus, da, in Prag und überall in der Republik. Aber das ist immer so nach einem Krieg und nach einer so großartigen Revolution, die den Namen der tapferen Tschechen in der ganzen Welt bekannt gemacht hatte. Jetzt ist Deutschland endgültig tot, Gott sei Dank. Was sich dort im Reich, wie es die Nazi nannten, abspielt, ist einfach unbeschreiblich. Hunger, die Städte total durch englische und amerikanische Bomben vernichtet, meistens kein Wasser und kein Licht, es ist wahrhaftig egal, ob die Deutschen in einem Gefängnis oder draußen sind, krepieren werden sie sowieso. Das ist aber alles noch zuwenig für die Greueltaten, die sie begangen haben. In Ausschwitz wurden acht Millionen Menschen vergast, in Buchenwald hat man über zwanzig Millionen Menschen mit Injektionen und Vivisektionen umgebracht. Der Herr war wo? In Buchenwald? Da weiß er doch selbst am besten, was die deutschen Bestien dort getan haben. Im Prankratzer Gefängnis soll Ihr Herr Schwiegervater sein?

„Vielleicht“, unterbricht den englischen Tschechen sanft das Fräulein Anna. „Vielleicht kennt der Herr unseren Herrn Professor, der Herr Professor ist doch der bekannte Schriftsteller Jan Horák, der die vielen schönen Bücher —“

„Wirklich? Sind Sie wirklich Jan Horák? Zufälle gibt es, nicht zu glauben! Wissen Sie, daß ich Ihren Roman ‚Niemand bleibt allein' in meinem Koffer über die Grenze nahm? Im Jahre 1940 war es höchste Zeit für mich, ich bin nämlich Jude. Aber warten Sie, wir hörten doch in London, daß Ihre Frau hingerichtet wurde. Stimmt es? Na hören Sie, das ist doch unglaublich! Man verhaftet da den Vater einer Patriotin! Das ist doch mehr als ein Skandal, das ist doch ein Blödsinn! Immer diese Umwege, die Leute stehen herum und gaffen und rühren sich nicht. Da, schauen Sie, dort hängen schon wieder deutsche Soldaten an den Laternen, dort links oben bei dem Museum! Jetzt werden wir gleich dort sein. Gott der Gerechte, jetzt erinnere ich mich! Das ist doch das Haus, in dem die deutsche Kripo war! Hier mußte ich mit dem Judenstern — Aber heute sind wir die Herren!"

Rechts ist der Park vor dem Wilsonbahnhof, links stehen alte Patrizierhäuser aus der Jahrhundertwende mit verschnörkelten Ornamenten an den Fassaden und breiten, unmodernen Haustoren. Das Gebäude, in dem sich die Kommission befindet, ist ein Teil einer ehemaligen Bank, die dem mächtigen Juden Petschek gehörte. Das Tor hat keine Tafel, die Glocke funktioniert nicht, Niemand steht da, es ist überhaupt auffallend still in dieser Gegend. An der Ecke beginnt die Umzäunung aus Stacheldraht. In dem Hauptgebäude der Bank ist die NKVD.

Links, vielleicht in zwei Meter Höhe, ist ein schmales vergittertes Fenster. Alle Fenster in der Bank, die auf die Straße gehen, sind mit solidem Gitterwerk versehen, aber dieses Fenster hat außerdem auch noch eine nützliche Einrichtung, die jedoch für die Draußenstehenden nicht sichtbar ist. Es ist eine zwar veraltete, aber durchaus nicht dumme Kombination aus Spiegeln und Trichtern, die der Wache in dem Zimmer ermöglicht, alles in Bild und Ton zu verfolgen, was vor dem Haustor vorgeht. In der Stube sind acht Holzpritschen, vier unten und vier oben, mit prallen Strohsäcken und zusammengerollten Decken. Daß hier die Männer von der Kripo walteten, von denen nur einige vertrocknete Blutspritzer an den Wänden übriggeblieben sind, sieht man an den sauber und ordentlich aufgehängten Uniformröcken bei der Tür. Jetzt sind die Gardisten die Herren hier. Nicht die jüngsten, alle so gegen zwanzig. Ihr Kommandant nennt sich Volodja. Sie nennen sich alle gegenseitig nur mit dem meistens zugelegten Vornamen, auch das ist ein Teil des Neuen, Geheimnisvollen, das zu diesem Haus gehört.

Neben Volodja steht Petr Šlajer, frisch abgeduscht und rasiert,

aber mit müdem, flackerndem Blick. Viel hat er in diesem Haus noch nicht gesehen, nur die Duschräume für die Mannschaften, seitdem er aus dem Café Luxor geholt wurde. Volodja fragte gar nicht nach Wieso oder Woher, nicht einmal sein Name wurde notiert, er hat aber trotzdem das Gefühl, sich auf einem wankenden Fußboden zu bewegen. Zu tun war bis jetzt gar nichts, niemand wollte in das Haus hinein, nur einige russische Offiziere kamen und gingen wortlos und grußlos hinauf in das dritte Stockwerk. Die draußen sind also das erste Objekt, an dem Volodja seine Macht ausprobieren kann.

„Ein Jude, ein KZler und eine alte Hexe", konstatiert er halblaut, obwohl alle in der Wachstube die Wartenden draußen genauso gut in den Spiegeln beobachten können. „Was sagt der Jude? Hast gehört? Der macht ja schlechte Witze! Heute sind wir die Herren! Na warte, du wirst gleich sehen, wer heute der Herr ist!"

In dem Haustor ist eine kleine Tür, für die Fußgänger, denn das Haustor ganz zu öffnen, ist gar nicht einfach. Es sind viele Sicherheitsvorrichtungen da, die ursprünglich für die jüdische Bank bestimmt waren und später für die deutsche Kriminalpolizei.

Volodja öffnet die kleine Tür einen Spalt und steht auf gespreizten Beinen in seiner ganzen Pracht da. Mit einer russischen Maschinenpistole, eine phantastische Kosakenpapache verwegen auf dem silberblonden Kraushaar und schnarrt: „Na?"

Es gibt natürlich auch hier ein Losungswort, das alle zwölf Stunden gewechselt wird. Ohne dieses Losungswort darf jeder hinein, aber niemand wieder hinaus. Mitten in dem Hausflur ist ein zweites Tor aus faustdicken Eisenstangen. Der Besucher ist, sobald er die kleine Tür durchschritten hat, in einer Falle zwischen dem Haustor und diesem Ungeheuer aus Eisen und Stahl und engmaschigem Draht.

„Hier ist doch die sogenannte Kommission, nicht wahr?" beginnt der Jude, denn Jan Horák steht mit gesenktem Kopf da und macht keine Anstalten zu sprechen.

Volodja grunzt etwas, und bevor der Jude weiterreden kann, wird er von den Gardisten von seinen zwei Begleitern getrennt. Alle diese Gardisten, bis auf Volodja und Petr, tragen funkelnagelneue Uniformen der SA. Volodja geht in die Wachstube zurück, schlägt die Tür hinter sich krachend zu und telephoniert. „Genosse Emil II? Hier Volodja. Es ist ein Jude da, in englischer

Uniform, und ein KZler. Wie? Gut, wird gemacht. Ich bringe sie nach oben. Nicht nach oben? Gut, ich verstehe."

Ganz langsam kommt er zurück, zündet sich umständlich eine Zigarette an und fragt äußerst höflich: „Sie wünschen, Gentleman?"

Und gleich beginnt er zu brüllen: „Du glaubst hier Herr zu sein, du Saujude? Mach, daß du draußen bist, und sei froh, daß wir dich nicht hierbehalten!"

Er packt ihn, einer von den Gardisten reißt die kleine Tür auf, und der Jude steht auf der Straße.

„Wie gesagt, Herr", redet Volodja leutselig. „Es muß ein Irrtum sein. Hier ist die Stelle für das Geschäft mit dem Ausland."

Das war der Scherzname für die Kommission, der aber in Wirklichkeit die Tätigkeit dieser Kommission genau und richtig qualifizierte. Das Geschäft mit dem Ausland — das war die kommunistische Spionagezentrale, die ihre Agenten nach dem Westen schickte. Sie machte gute Geschäfte, die mit Menschenleben bezahlt wurden.

Für die Tschechen sollte die Kommission von Anfang an mit dem Begriff der Angst und des Grauens verbunden sein. Die Flüsterpropaganda, die die Kommunisten selbst leiteten, setzte Gerüchte in Umlauf, Gerüchte über die schreckliche Behandlung der Häftlinge in der Kommission und über die Macht dieser Kommission, die tatsächlich beinahe grenzenlos war. Die Tschechen trauten sich, wenn sie für ihre Verwandten oder Freunde intervenieren sollten, sogar zu verschiedenen sowjetischen Dienststellen, aber nicht zu der Kommission.

„So, jetzt komm", sagte Volodja zu Jan Horák. „Und du auch!"

Das kleine Fräulein Anna, das hatte merkwürdigerweise auch hier keine richtige Angst. An die Grobheiten der Gardisten war sie schon so gewöhnt, daß ihr die Art, mit der Volodja den hilfsbereiten Juden behandelte, nicht sonderlich auffiel. Die Gardisten behandelten jeden schlecht, dagegen war nichts zu machen.

Hinter dem eisernen Gittertor links ist eine breite, winkelige Stiege, die aber wieder mit einer Gittertür beginnt. Volodja, Petr und noch ein Gardist eskortierten Jan Horák und Fräulein Anna bis zum ersten Stock. Dort ist ein saalartiger Vorraum mit vielen Türen, ein endloser Korridor, der irgendwo im Dunkeln endet, aber kein Mensch ist zu sehen, überall herrscht Friedhofs-

stille. Petr Šlajer und der zweite Gardist bleiben bei den Besuchern, Volodja geht weiter.

Erst jetzt kommt Jan Horák langsam zu sich. Alles, was er unterwegs zu der Kommission und nachher hier erlebte, war für ihn nur etwas Traumhaftes, Verwischtes, Unwirkliches und darum Uninteressantes. Der Raum, in dem er sich jetzt befindet, beginnt Wirklichkeit zu werden. Ein großer Konferenztisch in der Mitte, für sechzig Personen vielleicht, Stühle mit steifen, geschnitzten Rückenlehnen und mit grünem Leder bezogenen Sitzflächen, riesengroße Fenster, die eigentlich Türen sind, denn sie beginnen bei dem Fußboden und enden beim Plafond. Schwarze Schränke mit dicken Bücherbänden, in einer Ecke drei Radioapparate. Außerdem fünf verschieden große Türen, weiß lackiert.

Schritte auf dem langen Korridor, Volodja bringt jemanden. Der Mann ist klein, hat einen runden Schädel und kluge, eiskalte Augen hinter einer Bille, seine Nase ist stark gebogen, und seine Lippen sind wulstig. Das ist Emil II, einer von den Inquisitoren der Kommission. Er ist ein tschechischer Jude, der von der Gestapo nie gefunden wurde, obwohl er oft in Kaffeehäusern und Gasthäusern herumsaß, selbstverständlich ohne Judenstern. Er heißt natürlich nicht Emil II und ist auch nicht KZler, wie es in seinem Ausweis steht. In dem Fragebogen hat er angegeben, daß er in Wien verhaftet wurde und im Gestapohaus am Morzinplatz inhaftiert wurde. Das ist aber nur ein geliehenes Leben, das ist der Lebenslauf eines toten Juden. Emil II ist ein geschulter Sowjetspion.

„Guten Tag“, und er streckt Jan Horák die Hand hin. „Guten Tag“, und auch Fräulein Anna bekommt seine Hand eine Sekunde zu spüren. Eine feuchte, unangenehm warme Hand. „Bitte, nehmen Sie doch Platz. Die Gardisten können gehen, Volodja. Oder nein, einer bleibt hier, der da vielleicht.“ Er zeigt mit dem Finger auf Petr Šlajer. „Du kannst uns nachher etwas zum Essen holen. Stell dich jetzt zu der Tür hin.“

Petr Šlajer postiert sich zu der offenen Tür, hinter der der kreuzförmige Korridor im Dunkeln, im Nichts endet. Volodja mit dem zweiten Gardisten gehen wieder nach unten in die Wachstube.

„Was kann ich also für Sie tun, Herr —“

„Horák, Jan Horák“, zwingt sich Horák ruhig zu sagen, er stolpert aber zweimal über die fünf Silben. „Mein Schwiegervater wurde verhaftet. Ich wollte —“

Emil II nimmt die Brille ab und poliert sie mit einem großen grüngrauen Taschentuch. Tausende solcher Taschentücher liegen unten im Keller, es sind Wehrmachtstaschentücher. „Das kann passieren. Ich wurde auch verhaftet, aber von den germanischen Schweinen. Sie als ein KZler — aber erzählen Sie zuerst. In welcher Partei sind Sie übrigens?"

„In der —"

Jan Horák stockt. Nein, jetzt ist er bei keiner Partei. Er war Mitglied der Kommunistischen Partei, aber schon im Konzentrationslager rückten die Kommunisten von ihm ab. Oder er von ihnen? Er war zuwenig radikal, seine Bücher lehnten die mitgefangenen Kommunisten als Produkte der Sentimentalität des absterbenden Kapitalismus ab.

„Unser Herr Professor ist Schriftsteller, Herr", piepst das Fräulein Anna. „Jan Horák —"

„Das sind Sie? Jan Horák, freilich. Sie wurden doch mit Ihrer Frau zusammen verhaftet, stimmt es? Und noch mit jemandem, nicht wahr?"

„Ja. Mit einem — Freund, das heißt, Freund kann ich eigentlich nicht sagen. Er war auch Mitglied der von den Deutschen verbotenen Kommunistischen Partei."

Emil II setzt die Brille auf, seine Augen sind wieder unsichtbar. Die Gläser der Brille glitzern und funkeln bei jeder Bewegung seiner Augendeckel. „Er nannte sich Direktor, stimmt es? Wo ist dieser Direktor jetzt?"

Etwas warnt Jan Horák. Schwer und ernst und beschwörend, es ist die letzte Warnung. Noch stärker als damals, als er zum letztenmal in das Kaffeehaus gegenüber dem Denisbahnhof ging, wo er von der Gestapo verhaftet wurde. Die geahnte Gefahr ist trotzdem etwas Konkretes, etwas, was Warnungssignale vorausschickt.

Auch das alte Fräulein empfängt diese Warnungssignale. Der Direktor, das ist doch der kranke Herr. Herr Vorel sprach so lieb, so gut von ihm, von diesem Direktor. Nein, hier darf man von dem Direktor nicht sprechen.

„Das weiß ich nicht. Ich bin am letzten Tag der Revolution nach Prag gekommen und —"

„Ja, richtig. Sie können also von ihm nichts wissen. Erzählen Sie weiter."

„Mein Schwiegervater, der Kirchendiener Vorel, wurde verhaftet, und er soll sich im Pankratzer Gefängnis befinden. Es

liegen keine Gründe gegen ihn vor, mein Schwiegervater war nie politisch tätig."

„Schade."

„Ich möchte Sie bitten, meinem Schwiegervater zu helfen. Er ist ganz unschuldig, das Ganze ist ein Irrtum."

„Möglich. Aber wir werden Volksgerichte haben, die alle Irrtümer klären und korrigieren werden. Unter Umständen könnte ich eventuell etwas für Ihren Schwiegervater tun. Nicht viel, Kleinigkeiten nur, Erleichterungen. Unter Umständen könnte er aber auch schon morgen frei sein. Das hängt von den Umständen ab. Von Ihnen hängt es ab, Herr Horák. Sie helfen mir den Direktor finden, und ich helfe Ihrem Schwiegervater."

„Aber der Herr Professor weiß doch nicht, wo der Herr Direktor ist", piepst das Fräulein Anna energisch. Die Gefahr ist jetzt ganz nahe, das fühlt sie.

„Gardist!" ruft Emil II.

Petr Šlajer macht einige Schritte in das Konferenzzimmer. Er hat alles gehört, es ist ihm physisch schlecht geworden. Wie kann dieser kleine Jude so viel wissen? Was ist das für ein Haus? Was ist eigentlich diese Kommission?

„Gardist, führen Sie die Frau hinunter. Fragen Sie Volodja, wo unsere Warteräume sind."

„Ja, bitte, zu Befehl", und Petr Šlajer wartet. Aber das alte Fräulein bleibt sitzen. Sie weiß das, was Jan Horák nur ahnt. Man hat sie verhaftet, wie man den armen Herrn Vorel verhaftet hat.

„Ich kann doch auch hier warten", sagt sie. „Ich will lieber hier warten. Wenn Sie —"

„Gehen Sie nur ruhig mit dem Gardisten. Es wird nicht lange dauern. Ich muß noch verschiedenes mit dem Herrn Horák besprechen. Bei uns ist es unten ganz gemütlich, Sie werden sehen."

Das alte Fräulein sucht mit dem Blick die Augen des Schwiegersohnes ihres Freundes Vorel. Sie sucht nicht Hilfe, sie sucht mehr. Mut sucht sie. Und sie findet nichts. Gar nichts. Sie steht also auf und trippelt neben Petr Šlajer durch den mittleren Korridor. Zwei Schatten an der Wand gehen mit ihnen, riesengroß, scharf, schwarz, drohend.

„So, jetzt sind wir allein, Herr Horák. Wo ist der Direktor?"

„Aber ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht!"

„Der Direktor ist hier in Prag, das wissen Sie besser als ich. Ich weiß aber auch verschiedenes. Wollen Sie sprechen?"

Der kleine Inquisitor steht auf und klopft an eine von den Türen. Fast sofort wird die Tür geöffnet, und Jan Horák springt entsetzt auf. Was er hinter der offenen Tür sieht, das tötet in ihm den letzten Rest des Willens. In dem Raum stehen und knien und liegen gefesselte, geknebelte Menschen, halbnackt oder ganz nackt, Männer, Frauen, Kinder, und Gardisten prügeln sie mit Ochsenziemern. Nur das Sausen der Ochsenziemer und die Schläge hört man gedämpft, sonst keinen Laut, kein Wort, kein Weinen, keinen Schrei, kein Stöhnen. Die Knebel im Mund ersticken alles.

„Danke! Tür zu!" sagt Emil II und legt vor Jan Horák eine Schachtel Zigaretten hin.

Die Tür ist wieder zu, der Spuk ist verschwunden.

„Wollen Sie jetzt reden, Horák? Sie werden reden, so oder so. Es spricht sich doch gemütlicher bei einer Zigarette als dort nebenan."

Und Jan Horák spricht. Was der Gestapo in wochenlangen Verhören hier, in demselben Haus, nicht gelungen ist, gelingt Emil II in einigen Minuten. Jan Horák spricht und verrät. Den Direktor, das schöne rothaarige Mädchen. Und er belastet seinen Schwiegervater. Die Angst, die ihn würgte, schwindet bei jedem seiner Worte mehr, und dann ist sie nicht mehr da. Er steht jetzt auf dem anderen Ufer. Dort, wo diese Angst erzeugt wird.

Unten, zwei Stockwerke tief unter der Erde, sitzt das alte Fräulein in einem Verschlag, der zwar drei Meter lang und zwei Meter breit ist, aber nur hundertdreißig Zentimeter hoch. Es ist ein Kohlenverschlag. Viele solche Verschläge gibt es hier und keiner ist leer. In jedem ist ein Haufen Kohle und ein Häuflein von etwas, was trotz allem ein Mensch sein wollte.

DIE LANGE NACHT

Die Prager Tschechen wissen schon, daß die Herrschaft der Deutschen über diese Stadt trotz allem milder war, als das, was die Gewalt der Sowjetarmee bedeutet. Um zehn Uhr abends ist Prag eine tote Stadt, bis fünf Uhr früh darf niemand die Straße betreten. Die Rotarmisten knallen jeden, der sich blicken läßt, ohne Warnung ab. Keine von den vier Tageszeitungen berichtet darüber, nur die Flüsterpropaganda, die während des Protektorats den Rundfunk und die Presse ersetzte und

deren Kunst die Tschechen meisterhaft beherrschen. Wird jemand im Herzen Prags, am Wenzelsplatz, erschossen, weiß man es schon einige Stunden später in Podol genauso wie in Dejwitz oder Karolinental. Kein Arzt darf in der Nacht die Schwerkranken besuchen, kein Krankenwagen darf fahren, keine Feuerwehr, nichts. Die Zeitungen bringen in großer Aufmachung Schaudermärchen von der SS, die noch immer irgendwo verborgen in Prag ist und die nachts Überfälle verübt. Nur wenige glauben daran, die meisten wissen, daß es nicht die SS, sondern die Rotarmisten sind. Schon nach neun Uhr leeren sich die überfüllten Kaffeehäuser und Gasthäuser, die Leute gehen in Gruppen nach Hause, allein zu bleiben ist zu gefährlich. In der Nacht hört man Schüsse und Hämmern auf die Haustore, aber niemandem wird geöffnet. In vielen Häusern bilden die Hausbewohner Schutzgemeinschaften gegen die plündernden Rotarmisten, und die Frauen werden in der Nacht vorsichtshalber in den Kellern versteckt. Solche Nächte sind lang, unendlich lang.

Die rothaarige Gardistin ist keine Gardistin mehr, sie heißt Maja Kosinova, von Beruf ist sie Hausgehilfin, 22 Jahre alt und ledig. Das kleine Bildchen in der Kennkarte ist verschwommen und hat Fettflecke, aber das ist nicht so wichtig, was wichtig ist, ist die Nationalität der Inhaberin der Kennkarte. Und die ursprüngliche Inhaberin war Tschechin. Zwar sollte die Kennkarte von dem Nationalausschuß überprüft und gestempelt werden, aber es gibt Hunderttausende von Kennkarten, die noch nicht überprüft sind, denn die Nationalausschüsse arbeiten schwerfällig und langsam. Majas Bruder heißt Zdenek, der hat keine Kennkarte, aber er ist erst zwölf Jahre alt, und Kinder sollen erst später registriert werden. Sie wohnen laut der Kennkarte in der Schwerinstraße, die jetzt Stalinstraße heißt, aber nach Hause können sie nicht gehen, denn dort gibt es die wirkliche Maja Kosinova oder vielleicht auch nicht mehr, vielleicht ist sie tot oder verhaftet oder in das Grenzgebiet gefahren, wie jetzt das Sudetenland heißt, wo man so herrlich die Deutschen ausplündern darf.

Die erste Nacht haben die beiden in einer Kirche verbracht, in der kleinen Heinrichkirche unweit von der Hauptpost. Die Kirchen bleiben die ganze Nacht offen, dort liegen in langen Reihen oder in Haufen die noch nicht identifizierten Leichen. Allderdings nur solche, von denen man annimmt, daß es Leichen der Tschechen sind. Aber auch hier wird viel geschwindelt. Niemand zeigt große Lust, die Leichen wegzuschaffen, und so trägt

man sie einfach in die nächste Kirche und tut so, als ginge es um tschechische Leichen. Einmal am Tag, meistens zeitlich früh, fährt ein Leiterwagen oder ein Mistwagen vor, man wirft die steifen Leichen wie Holzklötze hinein, und man verscharrt sie in flachen Massengräbern. Mit über hunderttausend Leichen fertig zu werden, ist keine Kleinigkeit. Leichen zu machen ist viel leichter, als sie zu beseitigen. Nicht nur in Theresienstadt wütet Typhus, auch in Prag gibt es schon viele Typhuskranke, aber auch darüber dürfen die Zeitungen nicht schreiben.

In den Kirchen übernachten die Gehetzten, die Kollaborateure, die Denunzierten, die Deutschfreunde, aber auch viele Deutsche, die perfekt Tschechisch sprechen und die sich bei Tag durch die Kontrollen durchschlingen können. Die Übernachtung ist ganz einfach. Man geht in eine von den Kirchen so gegen neun Uhr abends, man wandert zwischen den Reihen der Leichen, und dann versteckt man sich irgendwo hinter einem Altar und wartet, bis die Nichtgehetzten die Kirche verlassen haben. Nachher legt man sich einfach auf den Fußboden, am besten auf den Bauch, und man spielt eine Leiche. Die Kirchen sind dunkel, die wenigen Kerzen, die bei den Seitenaltaren flackern, vermögen nicht zu verraten, daß es hier auch falsche Leichen gibt. Die Rotarmisten, die in der Nacht durch die Straßen stampfen, betreten die Kirchen nie. Sie glotzen zwar grinsend hinein, sie stoßen sich an und zeigen sich die großen Heiligenbilder und Statuen, aber dabei bleiben sie merkwürdig scheu. Die Kirchen werden nur von den Tschechen geplündert, aber nur bei Tag. In der Nacht gehören die Kirchen den Toten und den noch nicht toten.

Die Toten verschaffen den Gehetzten nicht nur einige Stunden Ruhe, sie verschenken auch bereitwillig Kleider und Schuhe und verschiedene nützliche Gegenstände, die sie in den Taschen haben. Der Leichengeruch, der an den Kleidern haftet, ist zwar grauenhaft, aber man gewöhnt sich an alles, und die Gehetzten spüren ihn kaum. Sie spüren nur die Angst und den verzweifelten Willen sich zu retten, zu leben, egal wie.

Maja trägt auch die „Leichengarderobe“. Einen plissierten dunklen Rock, einen schwarzen Pullover und einen schwarzen Mantel. Zdenek half ihr tapfer die Kleidungsstücke den Leichen wegzunehmen. „Leichen sind nicht so schrecklich wie die Gardisten“, meinte er dabei und hatte recht damit.

Bei Tag wandern sie durch die Stadt, die falsche Tschechin Maja und der Junge, der jetzt ihr Bruder ist. Der Bub ist ge-

schickt, überall geht er hin und entschlüpft bei dem geringsten Zeichen einer Gefahr. Sie suchen den Mann, den kranken Mann, der bei dem Autounfall verletzt wurde, und sie suchen auch seinen Freund, den Maja in dem Café gegenüber dem Denisbahnhof fand. Sie suchen sehr vorsichtig, jede verdächtige Frage kann die Verhaftung bedeuten, aber sie suchen beharrlich. Leider auch vergeblich. Der Ober aus dem Kaffeehaus ist nicht mehr dort, verhaftet angeblich, und am Petersplatz erfährt Zdenek von dem mächtig aufgeblasenen Gardisten Pepa, daß der Horák, dieser verdammte Kapitalist, nicht mehr hier wohne.

Der heutige Tag ist ein Samstag. An einem Samstag hat das große Morden, die Revolution, angefangen. Wann war das? Vor einer Woche nur? Vor vierzehn Tagen schon? Die Zeit ist kein Begriff mehr. Der Morgen, der keine Hoffnung bringen kann, ist genauso bedeutungslos wie das Gestern. Aber der heutige Samstag hat gut angefangen. In der Früh fand Zdenek einen ganzen Laib Brot. Schwarzes, aber ganz frisches Brot, das für eines von den Hunderten improvisierten Gefängnissen bestimmt war. Die Tschechen kippen die Wägelchen, die das Brot durch die Straßen transportieren, zum Spaß um und spielen mit den Brotlaiben Fußball. Die „Pferde", die diese Wägelchen ziehen, sind gefangene Tschechen; die Deutschen kann man dazu nicht benützen, die werden bei solchen Spielen erschlagen. Die gefangenen Tschechen werden zwar blutig geprügelt, aber das gehört schon dazu, zu diesen amüsanten Spielen. Sie sammeln nachher das bestaubte und über und über bespiene Brot in ihre Wägelchen und ziehen ergeben weiter, diese armen „Pferde". Sie aßen das Brot im Gehen, heißhungrig, aber vorsichtig, denn Hungrige sind verdächtig. Außerdem stahl Zdenek während einer Rauferei vor einer Molkerei eine Flasche Milch. Die Milch tranken sie noch während dieser Rauferei, niemand beobachtete sie dabei, alle waren gespannt, wie die Auseinandersetzung enden wird. Worum es ging, wußte eigentlich niemand, Raufereien gibt es jetzt häufig und überall, die Tschechen sind gereizt durch die immer wieder neuen Schikanen der neuen Behörden, und die Polizei gibt es immer noch nicht.

Auch der Nachmittag brachte Glück. Maja, die den Rotarmisten, die überall herumschlenderten, sehr gefiel, bekam von einem schlitzäugigen, nach Schweiß und Wodka stinkenden Burschen ein großes Stück Leberwurst und Zdenek eine Tafel Kochschokolade. Hunger hatten sie also nicht, aber waschen müßte man sich endlich wieder einmal.

„In der Moldau, heute baden viele“, schlug der Junge vor. In der Moldau schwammen noch immer Leichen, aber das störte fast niemanden, es waren nicht mehr so viele wie während der Revolution.

Sie mußten allerdings bis nach Podol pilgern, denn mitten in der Stadt hinunter zu der Moldau zu gehen und Toilette machen, das würde eine sofortige Verhaftung bedeuten, wenn nicht einen Tod im Strom. In Podol, an dem Moldauufer, ist ein Kinderspielplatz, dort sitzen Mütter mit ihren Sprößlingen, die sich fröhlich mit dem vielen neuen Spielzeug beschäftigen. Die deutschen Kinder, die weinen nicht mehr um diese Puppen, die Bälle, die Schaukelpferde, die Miniaturküchen und anderen Herrlichkeiten ihrer kleinen Welt, denn die sind schon meistens tot.

Maja setzt sich an den Strand, das Wasser ist hier höchstens einen Meter tief, zieht die Schuhe aus und kühlt die wunden Füße. Der Junge schwimmt, in seiner schwarzen Turnhose, er schwimmt und tollt mit den tschechischen Kindern, er muß, anders geht es nicht, wenn er nicht auffallen will. Das Mädchen untersucht die Schuhe mit den durch Glasscherben beschädigten Sohlen, und sie findet in dem linken Schuh etwas, was sie in ihrer Betäubung und in ihrer Sorge um den verletzten Mann ganz vergessen hatte. Den Zettel mit den Adressen der Freunde des Direktors. Die muß sie noch heute alle ablaufen oder wenigstens die Hälfte von ihnen, zusammen sind es sechs Namen. Ihre Wohnorte sind aber in verschiedenen Stadtteilen, es wird lange dauern, sie nacheinander aufzusuchen. Sie studiert die Adressen, sie sind schon verwischt, man müßte sie mit Bleistift ausbessern, vor allem die Losungsworte. Am nächsten ist das Geschäft in der Karlsgasse, heilige Bilder — ist das das Losungswort? Nein, hier ist das Losungswort: „Haben Sie auch kleine Grablaternen?“ und die Antwort: „Nur diese da, aus dem rubinroten Glas.“

Sie schickt den Buben einen Bleistift suchen, der Bub bringt eine ganze Schachtel mit bunten Bleistiften. Mit einem blauen zieht sie die Buchstaben nach, die Kinder herum schreien und jauchzen, die Sonne brennt wie eine heiße Julisonne, das Wasser der Moldau schimmert silbergrau, das Ufer ist geschmückt mit Goldregen. So einen schönen Frühling hat sie noch nie erlebt, es ist, als würde die Natur einen Ausgleich schaffen wollen zu dem Meer von Blut dort in der Stadt.

Zdenek hat von den tschechischen Kindern Buttersemmeln bekommen, die tschechischen Kinder essen jetzt so viel Schokolade, daß ihre verdorbenen Magen keinen Hunger spüren. Sie

essen langsam, der Bub legt sich dann hin und schläft ein, Maja bessert weiter den Zettel aus. Ob sie ihn finden wird, den Mann, den sie am ersten Tag der Revolution kennengelernt hatte?

Es ist kein Schlaf, den sie dort an dem Moldauufer findet, es ist nur ein qualvoller Dämmerzustand der völligen körperlichen Erschöpfung, es ist ein Hingleiten in dichtem Nebel, der den Atem schmerzhaft zusammenschnürt. In diesem Nebel gibt es keine Wege, es gibt nur ein Tappen im Kreis, der kein Ende hat.

Der gleichgültige, ferne Himmel sinkt inzwischen immer tiefer und tiefer, zuerst schmutziggraue und dann grellgelbe Schleier verhüllen ihn, der Wind jagt spielerisch die Wellen in der Moldau, aber das Spiel wird ernst und grausam, der Wind peitscht die Wellen, und sie prallen gurgelnd aufeinander. Schon längst ist niemand mehr an dem Moldauufer, dieses unerwartete Gewitter verjagte alle in ihre Häuser. Nur die beiden sind geblieben. Als erster erwacht der Bub. Schon Abend? Nein, ein Gewitter.

„Fräulein, Fräulein, kommen Sie, wir müssen uns verstecken, gleich wird es gießen!"

Es regnet aber nicht, nur scharfe Blitze zerreißen die Schleier an dem drohenden Himmel. Die beiden, das Mädchen und der Junge, laufen und laufen. Keine Wachen, keine Gardisten, keine Losungsworte, die Stadt scheint leer und tot zu sein. Der Wind stemmt sich gegen sie, er verwandelt sich in eine schwankende Mauer, die nur durch die letzte Kraftanstrengung weicht. Blitz, Einschlag, Blitz, Einschlag. Und jetzt öffnet sich der schwarze, zürnende Himmel und schwere Wassermassen fallen herunter. Sofort jagen Bächlein und Bäche über die Gehsteige und über den Fahrdamm, der Himmel reinigt die Erde vom Blut.

Es ist ein Wahnsinn, bei diesem Sturm weiterzugehen, das Mädchen weiß es, aber sie geht weiter, es ist ihr, als müßte alles so sein, dieser Sturm ist kein Feind von ihr, er ist ein Helfer, der die Gardisten und die an dem Irrsinn des Mißtrauens erkrankten Tschechen von der Straße vertrieb.

Ja, ja, Karlsgasse ist es. Ein Geschäft mit – womit? Mit Grablaternen. Da ist schon die Karlsgasse, ein Geschäft ist auch da, mit Spiegeln und Rahmen und „handgemalten" winzigen Bildchen. Nein, das ist das Geschäft nicht. Ein Gasthaus. Aber kein Geschäft. Die Hausnummer stimmt, wo ist aber das Geschäft?

„Hier, Fräulein, hier!"

An der Mauer neben der Haustür hängt eine Tafel. Schief, abgekratzt, kaum leserlich. Ein Hof, und dort ganz hinten ist ein Geschäft.

Der Wind preßt die Tür so fest an den schiefen Türrahmen, daß die beiden vergeblich an der Türklinke rütteln. Vielleicht ist niemand mehr in dem Geschäft, vielleicht ist die Tür abgesperrt. Hinter den handgroßen Glasscheiben in der oberen Hälfte der Tür wandelt Licht. Eine Kerze oder eine Lampe ist es. Es ist also doch jemand da. Die Tür gibt so plötzlich nach, daß die beiden über die Stufen hinunterfallen.

Niemand ist zu sehen, nur gespenstische Figuren sind da. Das Licht, eine bauchige, uralte Petroleumlampe, hängt jetzt still zwischen Rosenkränzen. Niemand ist zu sehen, aber eine angenehme Mädchenstimme murmelt vorwurfsvoll.

„Bei so einem Wetter bleiben sogar die Narren zu Hause. Bei so einem Wetter betet man. Haben Sie sich wehgetan? Die Stufen sind es, es ist immer dieselbe Geschichte. Was wollen Sie denn?"

Maja versucht aufzustehen, der Bub drückt sich an sie, hier ist es noch unheimlicher als draußen. Das linke Knie tut ihr weh, es ist aber nichts, nur angeschlagen ist es durch den Fall.

„Haben Sie auch —"

Mein Gott, das ist ja eine Hexe, diese Alte da. Aber wo ist das Mädchen, das vorhin sprach?

„Haben Sie auch kleine Grablaternen?"

„Verschiedenes habe ich, auch Grablaternen werden welche da sein. Jetzt, am Abend, brauchen Sie eine Grablaterne?"

Die Alte kommt näher und spricht weiter, sie ist es, die die wunderhübsche Mädchenstimme hat. Der Junge drückt sich noch fester an seine Begleiterin, das Gewitter draußen tobt jetzt ganz in der Nähe.

Die Alte grinst. Ihre Zähne schimmern hell, es sind zu regelmäßige Puppenzähne, zu weiß und zu jung für dieses Mumiengesicht.

„Naß sind Sie. Ganz naß. Zeigen Sie sich! Dieses Gesicht — Was wollten Sie also? Eine Grablaterne? Nur diese da hätte ich —" und sie zeigt irgendwo in die Finsternis, wo gar nichts zu sehen ist — „nur diese da, aus rubinrotem Glas."

Und draußen beginnt wieder die lange Nacht, in der die Gehetzten bei den Toten Zuflucht suchen müssen.

DIE GEGNER

Die Villa steht in der Nähe eines Einganges in den Baumgarten, in den großen waldartigen Park. Aus den Fenstern kann man das Sommerschlößchen Rudolfs II. sehen, in dem die Opfer dieses Habsburgers in den Nächten spuken sollen. Seine Alchimisten haben Vivisektionen an den geraubten jungen Mädchen vorgenommen, erzählt man, sie hatten den Auftrag des Kaisers, das Elixier des Lebens zu suchen. Des langen Lebens und der langen Jugend. Man zeigt im ersten Stock in einem großen Saal dunkle Flecke auf dem Mosaikfußboden, nichts kann sie entfernen, es ist das Blut der jungen Mädchen, die unter schrecklichen Qualen bei den Vivisektionen starben. In dem Turm oben saß oft der Kaiser mit seinen Sterndeutern, die aus den Gestirnen des Himmels das Schicksal lasen, als wäre es ein offenes Buch. Auch Gold versuchten die Alchimisten des Kaisers herzustellen, pures Gold aus Kohle und Staub, Gold, das die Macht der Habsburger stärken sollte. Aber man fand weder das Elixier des Lebens noch verwandelte sich der Staub in Gold, und die Sterne logen und trogen.

Die Villa ist alt und unmodern, keine Zentralheizung gibt es hier, die dicken Mauern sind kalt und feucht, denn die hohen Kastanienbäume draußen, die wie eine Wache das Gebäude umstellen, lassen die Sonne nicht in die Räume schauen. Während der Revolution wurde auch dieses Haus ausgeplündert, der Besitzer soll angeblich ein Gestapomann gewesen sein. Die Halle im Parterre hat keinen Teppich, der steinerne Fußboden ist nackt und die Wände auch. Nur zwei Hirschköpfe glotzen mit ihren Glasaugen von der Stirnwand herunter zu dem runden Tisch, an dem zwei Männer sitzen. In einer Ecke steht ein halboffener Handkoffer, in der Ecke gegenüber ist ein Kamin aus rosarotem Marmor. Der Spiegel, der oberhalb des Kaminsimses hängt, ist zerschossen, die Scherben liegen noch überall herum. Auf dem Kaminsims stehen drei leere Bierflaschen, in denen brennende Kerzen stecken.

„Die anderen Räume sehen noch viel schlimmer aus", sagt der Ministerialrat Hladil. „Aber einen Vorzug hat dieses Haus doch. Ich bin allein hier. Ich habe sofort ja gesagt, als man mir diese Villa, angeblich nur vorläufig, als Dienstwohnung zur

Verfügung stellte. Daß ich auch mein eigenes Dienstmädchen bin — na, das sehen Sie an der Unordnung. Was darf ich Ihnen anbieten? Viel ist es nicht, ich habe nur Brot dort in dem Koffer, Butter, ein Stück Landschinken und einige Konserven. Für den Durst ist auch etwas da. Sogar eine Flasche echten schottischen Whisky."

Der Besucher ist der Polizeirat Donat. Bis jetzt saß er schweigend da, die Hände in den Taschen seines Mantels. Draußen trommelt der Regen pausenlos an die heruntergelassenen Fensterrollos, die unter der Peitsche des Windes stöhnen.

„Danke, vielleicht später. Ich bin zwar hungrig wie ein Wolf, aber wenn ich nur an das Essen denke, wird es mir schlecht. Kaffee wäre gut, starker Kaffee. Aber wenn das elektrische Licht nicht funktioniert, wird auch der elektrische Herd nicht warm, falls überhaupt einer in der Küche ist."

„Ich habe bis jetzt keine Zeit gehabt, mir die Küche anzuschauen. Wollen wir also den Whisky probieren? Gläser habe ich aber keine. Warten Sie, vielleicht finden wir welche. Wollen Sie mitkommen?"

Sie nehmen jeder eine Kerze von dem Kamin und machen einen Rundgang durch das gespenstisch stille Haus. Im Parterre gibt es noch drei Zimmer. Ein großer, saalartiger Raum mit sechs Fenstern, ein Salon und ein Herrenzimmer. Die Möbel sind zum Teil noch da, aber alles ist mit der Lust an Zerstörung beschädigt. Die tiefen ledernen Fauteuils sind zerschnitten, der glockenartige venezianische Luster liegt in Trümmern auf dem Fußboden, die Tapete und die Schränke sind mit Blut und Kot beschmiert. Die Küche ist im Souterrain. Auch hier ist das ganze Geschirr zerschlagen, die Kredenz ist umgestürzt, der Kachelherd ist nur ein Haufen verrußter Ziegelsteine.

„Vielleicht ist irgendwo auch eine Speisekammer", meint Donat und untersucht den langen Gang. Ganz hinten ist kleingehacktes Brennholz aufgestapelt, daneben schimmert etwas Weißes. Eine Pappschachtel, in der eine Kugel liegt.

„Sie sind also doch nicht ganz allein in diesem Palast", lacht Donat und hebt die Kugel hoch. Es ist ein zusammengerollter Igel, der in seiner warmen Hand vorsichtig die spitzige Nase zeigt. „Wir nehmen ihn mit, der wird bestimmt auch Hunger haben. Willst du laufen, oder soll ich dich tragen?"

Er setzt den Igel vorsichtig auf den Fußboden und geht zu dem Ministerialrat, der in einem kofferartigen Korb kramt.

„Vermutlich ein Luftschutzkoffer, versteckt oder vergessen

von den Herren Revolutionären. Sehen Sie, Silberzeug, eine Schmuckkasette, und — na also, da hätten wir Gläser, sogar hochherrschaftliche Gläser aus Kristall. Das ist Harrachglas, das erkennt man nach dem Spinnennetzmuster. Nehmen Sie, bitte, auch meine Kerze und den Igel, ich werde den Koffer hinauftragen, in der Halle können wir ihn gründlich durchsuchen."

Der Igel ist jedoch verschwunden, obwohl alle Türen, die zu der Küche, zu der Waschküche und auch die dritte Tür, die in den Garten führt, geschlossen sind.

„Wahrscheinlich hat sich der kleine Kerl unter das Holz verkrochen. Lassen wir ihn vorläufig hier, ich werde ihm nachher etwas zum Fressen bringen."

Auf einmal ist der Igel aber wieder da. Wie aus dem Fußboden herausgekrochen oder aus der Mauer.

„Das ist doch —" brummt Donat, steckt das Tierchen in die Manteltasche und untersucht mit der Kerze den Fußboden und die Mauer. „Hier, schauen Sie, Doktor! Nicht nur das Schlößchen dort drüben hat Falltüren, auch dieses Gespensterhaus hat eine. Ich wette, daß ich weiß, was dieses Loch zu bedeuten hat. Aber darüber können wir nachher sprechen."

In der Halle wird zuerst der Igel mit Butterbrot bewirtet, das er schnaubend blitzschnell verschlingt. Die beiden Männer trinken Whisky aus den hohen geschliffenen Gläsern, die regenbogenfarbige Lichtreflexe auf die Tischplatte werfen. Draußen brüllt jemand „Stoj! Stoj!" und dann krachen Schüsse.

„Unsere Befreier sind wieder an der Arbeit", lächelt der Ministerialrat bitter. „Hoffentlich können diese herrlichen Sowjetmenschen lesen. Die Aufschrift auf dem Gartentor meine ich. ‚Beschlagnahmt für das Innenministerium.' Zweisprachig, zuerst Russisch natürlich."

„Schon wieder also zweisprachig. Bis zum fünften Mai hat die deutsche Sprache die erste Geige gespielt. Auf alle Fälle — haben Sie einen Revolver?"

„Ja, leider ja, oder Gott sei Dank ja, wie man es nimmt. Nachdem mir die Berichte aus meinem Schreibtisch im Ministerium gestohlen wurden —"

„Das war eine Amtshandlung, lieber Kollege. Sozusagen ein amtlich erlaubter Diebstahl. Jedenfalls, niemand darf wissen, daß ich hier war. Vor allem General Bartik nicht. Bartik ist nämlich gefährlicher als Nosek. Nosek ist einfältig, ein alter Genosse, der so gründlich gehorchen gelernt hat, daß er keine selbständige

Idee mehr hat. Bartik aber — wissen Sie übrigens, wer der Chef der sogenannten Kommission ist?"

„Ich weiß ja nicht einmal, was diese Kommission ist."

„Kommunistische Spionagezentrale ganz einfach. Sehr schön aufgebaut nach sowjetischem Muster. Zwar noch nicht ganz fertig, aber schon funktioniert sie tadellos. Der Chef ist ein alter Bekannter von uns. Krawallmacher, Provokateur, dann wieder Leisetreter, mit allen Wassern gewaschen. Auf der Polizei haben wir ihn mehrmals tüchtig verdroschen, dieser Hund hat aber nur gegrinst. Na, erraten Sie noch immer nicht, wer er ist? Im Innenministerium hat er einen dicken Akt gehabt, die Deutschen haben dieses interessante Dokumentchen dummerweise nach Berlin geschickt. Einmal hat er fünf Jahre wegen Spionage für die Sowjetunion gefaßt. Bei dem Transport aus dem Staatsgefängnis nach Bory verschwand aber dieser Genosse spurlos."

„Sie meinen den Herschel?"

„Jetzt nennt er sich Hršel. Das klingt viel besser, nicht jüdisch und nicht deutsch. Genosse Emil Hršel ist jetzt unser Herr und Henker."

„Aber das Innenministerium —"

„Das Ministerium ist ein Amt und die Kommission ist eine Macht. Außerdem haben wir noch die Demokratie mit vier von Moskau zugelassenen politischen Parteien. Das Innenministerium, auch wenn es einen kommunistischen Minister hat, darf öffentlich keine Menschen verschwinden lassen und keine Morde begehen und keine Agenten für Spionage im Ausland werben. Das wird bescheiden im dunkeln die Kommission besorgen."

„Aber man wird doch im Parlament —"

„Man wird nicht, verehrter Kollege. Die zugelassenen und gut ausgewählten Minister und Abgeordneten werden alle brav das Maul halten, das garantiere ich Ihnen. Wir müssen selbst —"

„Wer ist das, wir?"

„Sie und ich zum Beispiel, und einige werden sich noch finden. Wir müssen so schnell wie möglich unsere Leute in die Kommission hineinschmuggeln."

„Mit Hilfe der ausländischen Vertretungen?"

„Auf keinen Fall. Alles, was jetzt aus Amerika, England und Frankreich und so weiter nach Prag kommt, hat beide linke Hände. Vorläufig wenigstens."

„Wer ist der Gegenspieler des Hršel?"

„Nehmen Sie an, daß ich es bin."

„Sie sind es also nicht."

„Wie war es übrigens in dem Konzentrationslager? Man hört jetzt so Verschiedenes. Stimmt es, daß die Häftlinge einen Schwarzsender hatten und einen Haufen von Waffen? Gut versteckte Waffen unter dem Fußboden einer Baracke?"

„Möglich ist alles, ich weiß aber nichts davon. Sie wissen doch auch, wie man nachträglich Heldentaten anfertigen kann. In der sogenannten Lagerleitung, die sehr viel zu sagen hatte, war ich nicht. Ich meine die illegale Lagerleitung der Häftlinge."

„Dafür war aber Bartik in dieser Lagerleitung, nicht wahr?"

„Bartik hat sich sehr viel für die kommunistischen Häftlinge exponiert."

„Auch für Horák? Ich meine den Schriftsteller Jan Horák, den Salonkommunisten."

„Nein, Horák stand irgendwie abseits. Man munkelte sogar, er wäre ein Spitzel der Gestapo, obwohl seine Frau von den Deutschen hingerichtet wurde. Seine Verhaftung war ziemlich mysteriös. Er arbeitete mit einer kleinen Gruppe des Widerstandes, deren Anführer ein Mann war, von dem man nicht wußte, wie er wirklich hieß. Dieser Mann wurde mit Horák und seiner Frau zusammen in einem Lokal erwischt, alle drei kamen nach Pankratz, aber nur die Frau Horák kam vor das Volksgericht. Horák kam nach Buchenwald, und der geheimnisvolle Mann sollte aus dem Staatsgefängnis spurlos verschwunden sein. Aber Sie kennen die Häftlingspsychose und das Mißtrauen, das die unglaubwürdigsten Gerüchte produziert. Ich bitte Sie, können Sie sich vorstellen, daß jemand aus dem Pankratzer Gefängnis entfliehen könnte?"

„Selbstverständlich! Ein Gestapospitzel ganz bestimmt und ganz leicht. Durch diesen seinen angeblichen Freund ist also Horák verdächtig geworden. Was halten Sie von dem Charakter des Horák?"

„Nicht einfach zu sagen. Ich habe mit ihm dort in Buchenwald einigemal gesprochen, aber jedesmal erschien er mir anders. Halb Idealist und halb ein Streber, möchte ich sagen. Kein Feigling, aber auch kein Held. Zum Freund möchte ich Horák jedenfalls nicht haben. Warum interessieren Sie sich so für diesen Horák?"

„Ich bin kein Freund der Zufälle, aber manchmal hilft der Zufall doch. Ganz zufällig kam zu mir in das Polizeipräsidium ein Bursche in englischer Uniform, ein Jude, der mir in einem waschechten Prager Dialekt eine Geschichte erzählte. Er wollte eine Anzeige erstatten. Er brachte, so erzählte er, den Schrift-

steller Jan Horák und eine alte Dame in seinem Jeep in die Carl-Maria-von-Weber-Gasse, wo sich irgendeine Kommission befinden soll. Horák wollte für seinen Schwiegervater intervenieren, der nach der Revolution verhaftet wurde. Dieser gute Jude, so gab er es zu Protokoll, wurde von den Gardisten auf der Wachstube der ehemaligen Kripo beschimpft, Horák und die alte Dame durften dagegen hinein, aber sie kamen nicht mehr hinaus. Dieser englische Tscheche wartete in seinem Jeep über zwei Stunden vor dem Haus, sah aber weder Horák noch die alte Dame hinauskommen. Als er noch einmal mit den Gardisten sprach, erklärten ihm diese Lümmel höhnisch, sie hätten die beiden überhaupt nicht gesehen. Ich versprach ihm, die notwendigen Schritte zu unternehmen, denn er verlangte eine strenge Bestrafung der Gardisten wegen Beleidigung seiner Person. Gewisse Schritte unternahm ich tatsächlich. Ich suchte Horák in der Wohnung seines verhafteten Schwiegervaters, wo er die letzte Zeit wohnte, ich fand aber weder ihn noch die rührend komische Alte."

„Das bedeutet also, daß die Kommission den Horák verhaftet hat."

„Nicht unbedingt. Das könnte bedeuten, daß die Kommission Horák zur Mitarbeit gewinnen will. Rätselhaft ist mir nur, was in diesem Falle mit der armen Alten geschehen soll."

„Ach so? Keine Mitwisser, daß Horák in der Kommission war. Dann ist aber auch dieser Jude ein Mitwisser und deshalb in Gefahr. Haben Sie seine Adresse? Man müßte sofort, noch in der Nacht, nachschauen, ob er —"

„Das ist es eben. In der Nacht geschieht viel, aber alles, was geschieht, richtet sich gegen uns. Das Ausgehverbot zwischen zehn Uhr abends und fünf Uhr früh, das ist die Hürde, die wir nicht überspringen können. Während der Nacht arbeiten die Kommunisten, und wir müssen wie dieser Igel da brav zu Hause sitzen. Sauwetter gibt es heute, nicht zu glauben. Nein, kein Whisky mehr. Erst nachher werde ich mich vollsaufen. Richtig, was das Loch dort unten anbelangt —"

„*Stoj!*" brüllt es draußen wieder. „*Stoj!*" Und wieder Schüsse und Geschrei und Gejammer.

Die beiden Männer beraten flüsternd weiter. Zwischen ihnen schläft auf dem Tisch im Hut des Polizeirates Donat der Igel.

EINE NONNE IST ZU KAUFEN

Viktor Hrubý, der junge Sekretär des Polizeirates Donat, sitzt in dem kahlen Zimmer des Polizeipräsidiums und notiert die Anwärter für das Henkeramt. Sogar eine Schreibmaschine hat er jetzt, die hat er einfach aus irgendeinem Zimmer hieher getragen.

„Kubiček Václav, Lehrer, 52 Jahre — wie? Nein, ich kann Sie nicht zum Henker ernennen, ich kann Sie nur vormerken. Wohnort? Gut. Der Nächste!"

Die Suche nach seiner Schwester war vergeblich. Den buckligen Schuster hat er vorläufig in seiner Wohnung untergebracht, der war einfach fertig und konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Der Polizeirat Donat war nirgends zu finden, im Innenministerium sah er lauter neue Gesichter, und niemand zeigte Lust zu einer Auskunft oder zu einem Gespräch. Die Stimmung ist überall sehr gedrückt, niemand ist vor einer Denunziation sicher. Am sichersten ist es wohl vorläufig noch hier, im Polizeipräsidium. Donat muß schließlich einmal kommen, falls er noch frei ist.

„Der Nächste!" schreit Viktor ungeduldig. „Wachtmeister —"

Aber kein Wachtmeister ist in dem Zimmer. Beide sind auf einmal weg.

Bei der Tür steht der Nächste. Ein mittelgroßer untersetzter Mann mit einem breiten Gesicht, in einem schäbigen flaschengrünen Trenchcoat und funkelnagelneuen amerikanischen Schuhen. Ein Handwerker oder ein Arbeiter.

„Guten Tag, Herr Sekretär", sagt der Mann und lächelt. Seine Augen sind durch die Krempe seines speckigen Hutes beschattet, den er auf dem Kopf behalten hat.

„Guten Tag", antwortet Viktor zerstreut. „Sie wollen also Henker werden, nicht wahr? Name, Alter —"

„Wer sagt Ihnen, daß ich Henker werden will?" unterbricht ihn der Besucher lächelnd. „Vielleicht bin ich schon einer. Kennen Sie mich wirklich nicht mehr, Herr Hrubý? Einmal haben Sie mir drei Egyptky geschenkt und einmal ein Schmalzbrot. Erinnern Sie sich nicht mehr daran?"

Viktor betrachtet den Mann ganz genau, von unten nach oben. Tatsächlich, den kennt er. Der war schon einmal hier im Polizeipräsidium, aber nicht als Besucher.

„Warum haben Sie bei uns angerufen?"

Der Mann kommt näher und setzt sich auf die kalte Zentralheizung hin, genau dort, wo Viktor saß, als Polizeirat Donat die Henker registrierte. Er greift in die Manteltasche und zieht ein Päckchen Zigaretten heraus. Amerikanische Zigaretten sind es, die jetzt auf einmal in Prag große Mode sind. „Da, ich zahle immer meine Schulden", und er wirft die Zigaretten auf die Schreibmaschine.

„Danke. Aber jetzt machen wir weiter. Was wollen Sie also von mir?"

„Ich will von Ihnen gar nichts, Herr Hrubý. Aber Sie wollten und wollen etwas von uns."

„Ich von Ihnen? Sind Sie verrückt, Mann?"

„Vielleicht. Verrückte müssen nicht immer die Dümmsten sein. Sie haben doch die Kommission angerufen, nicht wahr? Weiß davon der Polizeirat Donat?"

Viktor springt auf und reißt dem Mann den Hut von dem Kopf. Dunkelbraunes, an den Schläfen ergrautes Haar bedeckt dicht den gut geformten Schädel.

„Hršel! Sie sind Herschel!"

„Keinen Namen, Herr Hrubý. Niemand braucht zu wissen, daß Sie mit einem Kommunisten sprachen, vor allem Ihr Vorgesetzter nicht. Sie sagten am Telephon, daß Sie Ihre Schwester suchen, und Sie baten die Kommission um Hilfe. Die Kommission schickt mich zu Ihnen, ich bin dort nämlich jetzt beschäftigt. Keine große Rolle spiele ich dort, sozusagen das fünfte Rad. Akten ordnen und aus einem Zimmer in das andere tragen. Aber Sie waren einmal anständig zu mir, und darum will ich versuchen, Ihnen zu helfen. Was ist also mit Ihrer Schwester?"

Viktor zündet sich die kostbare amerikanische Zigarette an und macht einen gierigen Lungenzug, den er aber mit einem leichten Schwindelanfall bezahlen muß. Die Zigarette ist zu stark für seinen nüchternen Magen. Eine groteske Situation, diese Geschichte da. Der ehemalige Häftling Herschel hat jetzt mehr Macht als der Polizeisekretär Hrubý. Was ist aber heute nicht grotesk?

„Meine Schwester wurde aus dem Kloster in der Bartholomäusgasse verschleppt. Meine Schwester ist Nonne, wissen Sie?"

„Wir wissen. Ihre Schwester heißt Milada, der Klostername ist Angelika. Dreiundzwanzig Jahre alt, ihr Bräutigam war tschechischer Offizier. Diese Schwester wollen Sie also wieder haben. Das wissen wir. Wissen Sie aber, Herr Hrubý, wie viele Gefängnisse es in Prag gibt? Nein, und ich weiß es auch nicht.

Schätzungsweise vielleicht zweitausend, von den Privatgefängnissen in verschiedenen Häusern ganz abgesehen. Wie wollen Sie unter den Hunderttausenden nicht registrierten Gefangenen eine Nonne finden? Nach der Tracht? Die hat sie sicher nicht mehr."

„Nach dem, was man hört, muß man annehmen, daß die Kommission die Möglichkeit hat, jeden in den Gefängnissen zu finden. Ein Befehl würde genügen. Die Wachen in den Gefängnissen und in den Lagern —"

„Würden sagen, was geht uns irgendeine Kommission an? Die Kommission ist kein Amt, Herr Hrubý. Die Kommission ist ein Provisorium, die Kommission will in diesen chaotischen Tagen dafür sorgen, daß wirklich alle volksfeindlichen Elemente unschädlich gemacht werden. Das ist notwendig, das ist erlaubt. Ich weiß, man munkelt viel über die Kommission, die Klerikalen und die Faschisten gaben sich zwar geschlagen, aber sie arbeiten im dunkeln weiter. Gegen die Demokratie und damit auch gegen die Kommission. Würden wir also Hilfe des Innenministeriums in Anspruch nehmen, und das Innenministerium würde der Kommission bestimmt helfen, wenn es um die Befreiung eines unschuldigen Menschen ginge, würden unsere Gegner sofort reagieren. In diesem Falle gegen Ihre Schwester. Sie wissen, Herr Hrubý, was es bedeuten würde. Wie viele Tote gibt es pro Tag hier im Polizeipräsidium? Hunderte, nicht wahr? Zwei Polizeipräsidenten sitzen hier, und was der eine befiehlt, sabotiert der andere."

Der Besucher steht auf und schaut aus dem Fenster. Unten, in dem Gefängnishof, laufen im Kreis Greise, deutsche Soldaten, Frauen mit kahlgeschorenen Köpfen, Krüppel und Kinder. Sie laufen wankend und stolpernd und lallen dabei immer wieder: „Wir sind deutsche Schweine, wir verdienen keine Gnade." Die Gardisten haben Hundepeitschen und Ochsenziemer und treiben diese Unglücklichen zu immer schnellerem Lauf an. Das Pflaster des Hofes ist rot und glitschig von Blut, wenn eines von den Opfern ausrutscht, wird es so lange mit Fußtritten bearbeitet, bis es wieder aufsteht oder stirbt. Das monotone Lallen des befohlenen Spruches klingt wie ein hoffnungsloses Gebet.

Viktor weiß, was dort unten geschieht. Und das, was hier geschieht, geschieht jetzt in allen Kinos, in allen Schulen, überall, wo Gefangene den entmenschten Gardisten ausgeliefert sind. Tagtäglich sind sämtliche Garagen hier im Polizeipräsidium überfüllt mit Leichen. Niemand kümmert sich darum, wer die Toten sind, niemand verbietet die Morde. Und seine Schwester —

Hršel dreht sich wieder zu dem Sekretär um. Sein Gesicht zeigt keine Bewegung, es ist ein gleichgültiges Gesicht, mit einem gleichgültigen Blick, als hätte er nur soeben konstatiert, daß es draußen nicht mehr regnet.

„Die Morde dort —", beginnt Viktor bebend.

„Sind nicht gut, aber notwendig, Herr Hrubý. Nicht alles, was scheinbar gut ist, ist auch wirklich gut für das Volk. Die volksfeindlichen Elemente müssen eingeschüchtert werden, mit allen Mitteln, also auch mit Mord und Totschlag. Aber reden wir von Ihrer Schwester. Es gibt vielleicht eine Möglichkeit, diese Nonne zu finden. Wo der Wille ist, ist auch ein Weg oder wenigstens ein Ausweg. Was geben Sie uns für Ihre Schwester?"

„Wie meinen Sie es?"

„Genauso wie ich es sagte. Wie Sie vielleicht wissen, bin ich von Beruf Kaufmann. Kaufmann ist zuviel gesagt, ich habe bis zum Beginn des Krieges einen kleinen Gemüseladen gehabt, im zwölften Bezirk. Aber auch ein kleiner Händler muß etwas vom Geschäft verstehen."

„Was wollen Sie also von mir?"

„Sie selbst, Herr Hrubý. Wenn Sie sich verpflichten, für uns, für die Kommission, zu arbeiten, bekommen Sie Ihre Schwester zurück."

„Ich bin Polizeibeamter."

„Stimmt, wenigstens vorläufig. Und Ihre Schwester ist eine Gefangene, wenigstens vorläufig. In einigen Tagen oder vielleicht schon in einigen Stunden kann sie tot sein, die Gardisten arbeiten zu fleißig."

„Ist diese Kommission — eine Spionageorganisation?"

„Ein Kindergarten ist sie nicht. Kommen Sie heute um acht Uhr in das Buffet im Hotel Beránek und bestellen Sie sich Blutwurst mit Kartoffeln und Kraut. Setzen Sie sich nicht, sondern bleiben Sie bei einer von den Säulen stehen. Jemand wird Sie fragen: ‚Schmeckt es? Soll ich mir auch eine Portion bestellen?' Darauf antworten Sie: ‚Wenn man hungrig ist, schmeckt alles.' Werden Sie sich das merken? Dann essen Sie ruhig weiter und folgen Sie nachher der Person, die Sie angesprochen hat. So, das ist alles. Sie haben Zeit, sich die Sache zu überlegen. Sie können kommen oder nicht kommen, wie Sie wollen. Wir zwingen niemanden."

Der Mann setzt den Hut auf und geht zu der Tür, durch die die Besucher das Zimmer verlassen. Ohne Hast schlendert er, ohne sich noch einmal umzudrehen.

„Halt!" ruft ihm Viktor nach. „Sie haben schon meine Schwester, nicht wahr?"

„Wenn man ein Geschäft machen will, muß man zuerst die Ware haben."

Die Tür schnappt zu, und fast gleichzeitig wird die andere Tür, durch die die Besucher hereingelassen werden, geöffnet.

„Der Genosse vom Innenministerium ist schon fort, nicht wahr?" fragt die Wache, ein dicker Mann, der zu einer Militärhose das rote Hemd des Sokolturnverbandes trägt. „Hat lange gebraucht. Schon wieder neue Instruktionen, was? Soll ich den Nächsten eintreten lassen? Oder wollen Sie zuerst essen? Die Kantine hat ein prima Fressen geschickt. Schnitzel mit Gurkensalat und Mohnbuchteln. Und den Karl Herrmann Frank haben sie schon, Genosse! Das Radio hat es gemeldet! Die Leute draußen haben sich derart gerauft, daß zwei oder drei fast kaputt sind. Jeder will natürlich den Frank aufknüpfen. Also, ich werde das Essen bringen lassen, nicht?"

Viktor nickt, und die Wache verschwindet. Mit Donat muß man sprechen, mit Donat! Wo ist aber Donat? Und sprechen mit ihm — aber wie? Bestimmt wird man bewacht und beobachtet. Wie hat es der Herschel gesagt? Die Kommission ist kein Kindergarten. Das ist sie bestimmt nicht, ganz bestimmt nicht, verdammt noch einmal.

DAS FLUGBLATT

Vlasta Králová hat beide Hände in einem Kübel stecken, im eiskalten Wasser, das durch Schmutz und Blut zu einem dicken Brei geworden ist. Die Überschrift des Flugblattes, das auf der Klosettmauer klebt, hat sie mehrmals lesen müssen, vor Aufregung konnte sie die drei Worte nicht verstehen.

„Tschechen und Tschechinnen! Der Krieg vermochte unsere Nation nicht zu vernichten, der angebliche Friede, der jetzt herrscht, ist der wirkliche Krieg gegen uns. Die gesetzwidrige Regierung des Verbrechers Eduard Beneš will sich mittels der sogenannten Kaschauer Retributionsdekrete auf einem scheinbar legalen Wege aller nationalen Kräfte entledigen. Jeder, der mit der Marionettenregierung Beneš, deren Drahtzieher in Moskau sitzen, nicht einverstanden ist, wird zu einem Kollaborateur gestempelt. Was das bedeutet, wissen Sie aus den Zeitungen, die

durchwegs der illegalen Regierung Beneš dienen. Das Vermögen der ‚Kollaborateure' raubt der Staat, die ‚Kollaborateure' werden dem Henker ausgeliefert. In den Gefängnissen unserer Republik sitzen Hunderttausende entrechtete Menschen, deren einziges Verbrechen ist, daß sie keine Kommunisten oder ihre Handlanger sind. Unsere deutschen Mitbürger wurden auf Geheiß der sogenannten Kaschauer Regierung zum Teil ausgerottet, der Rest soll über die Grenze abgeschoben werden. Dasselbe geschah mit unseren ungarischen Mitbürgern in der Slowakei. Was jetzt im Sudetenland geschieht, wird ewig als ein Schandfleck auf der Ehre unserer Nation haften bleiben. Raub und Mord sind erlaubt, das Denunziantentum wurde zur Ehrenpflicht jedes Staatsbürgers erhoben.

Tschechen und Tschechinnen, unser Kampf muß weitergehen! Wir müssen eine Verschwörung bilden, eine Verschwörung der Anständigen, die es zur Aufgabe haben muß, die Pseudoregierung Beneš zu stürzen. Um als Präsident von den Sowjetmachthabern bestätigt zu werden, schenkte ihnen Beneš einen Teil unserer Republik, die Karpathoukraine (Podkarpatska Rus). Das Uranbergwerk in Joachimsthal ist ebenfalls das Eigentum der roten Usurpatoren, die auch das Verteidigungsministerium und das Innenministerium beherrschen. Das Gerichtswesen ist zum Wegbereiter der Kommunisierung unserer Republik erniedrigt worden, unser Rundfunk ist lediglich die Stimme Moskaus.

Tschechen und Tschechinnen! Noch nie in der Geschichte unserer Nation war unsere Lage so verzweifelt, wie es jetzt der Fall ist. Trotzdem dürfen wir nicht passiv bleiben. Von Mittelsmännern werden Sie Anweisungen erhalten, die unseren Kampf gegen Beneš und seine Helfershelfer betreffen. Unsere Feinde heißen nicht Deutsche, unsere Feinde sind Stalin, Beneš, Gottwald, Stránský, Ripka, Fierlinger usw.

Gezeichnet
General Prchala,
zur Zeit London"

General Prchala? Wer ist General Prchala? Und wie kommt dieses Plakat aus London hieher, in das Bezirksgericht am Karlsplatz? Daß sich dieser Prchala traut, solche Sachen über den Präsidenten Beneš zu schreiben. — Da unten steht noch etwas. „Gib dieses Flugblatt weiter und erzähle allen, was du gelesen hast." Das hat jemand mit Bleistift dazugeschrieben. Nein, das

darf man nicht tun, das könnte den Kopf kosten, wenn man über dieses Flugblatt reden würde.

Wie eine Diebin schlüpft die Frau des buckligen Schusters aus dem Klosett, das sie sauber machen sollte. Sie schleppt den Kübel in das Klosett nebenan, an dessen Tür außer den zwei Nullen „Für Männer" steht. Diese Klosette sind für die Besucher des Bezirksgerichtes, für die Kläger, die Angeklagten, die Zeugen, die Anwälte und die Richter, jetzt aber gibt es keine Besucher, in den kleinen und großen Sälen sind Gefangene zusammengepfercht. Noch immer wahllos alles zusammen, Männer, Frauen und Kinder. Vlasta hat auch hier Glück gehabt. Sie darf arbeiten, und das bedeutet ein wenig Freiheit. Freilich, die Abeit ist derart ekelerregend, daß sich ihr der Magen umdreht, aber man gewöhnt sich an alles, auch an die scheußlichen Klosette und an den widerlich süßlichen Leichengeruch. Auf dem breiten Korridor des zweiten Stockwerks, an dessen grauen Wänden lange lehnenlose Bänke stehen, gibt es immer frische Leichen. Viele Gefangene bringen sich selbst um, vor allem die Deutschen, die haben Gift mitgebracht. Alte, kranke Menschen und Verwundete sterben an Entkräftung und Hunger, Säuglinge wimmern sich leise in den ewigen Schlaf. Aber auch daran gewöhnt man sich. Wichtig ist, daß es seit gestern regelmäßig Essen gibt. Angeblich in allen Gefängnissen das gleiche. In der Frühe ein Viertelliter schwarzen Kaffee, Ersatzkaffee natürlich und mit Saccharin gezuckert, aber immerhin Kaffee, zu Mittag lauwarme Suppe mit winzigen Stückchen erfrorener Kartoffeln, ohne Fett und ohne Geschmack, und abends eine Scheibe Brot. Keine Milch für die Säuglinge, nichts mehr für die kleinen Kinder und für die Kranken, alle Gefangenen bekommen das gleiche Essen.

Zwei Aufseher inspizieren die Säle. Die Schlüssel rasseln, die Türen quietschen und knarren, aus den Sälen drängt auf den Korridor eine verpestete Luft. Die Gefangenen haben keine Möglichkeit, sich zu waschen, die offenen Wunden der Verwundeten und Verprügelten faulen ohne Verbände, die Fenster dürfen aber nicht geöffnet werden.

Vlasta bearbeitet eifrig mit einer Reisbürste den Zementfußboden. Hoffentlich werden die Aufseher nicht in das Klosett nebenan schauen. Was soll sie sagen, wenn sie das Plakat entdecken werden? Oder soll sie melden, daß sie es gesehen hat?

Die Aufseher bleiben bei ihr stehen. Vlasta kennt sie beide, schlecht sind sie gerade nicht, es sind richtige Aufseher, die

schon vor der Revolution hier waren, die sind viel besser als die neuen.

„Guten Abend, die Herren", grüßt sie, und die Reibbürste fliegt nervös hin und her.

„Bist du bald fertig? Nachher kommst du herunter in die Mannschaftsstube, Stiefel putzen."

„Jawohl, bitte."

„Hast du Hunger?"

„Immer."

„Nimm dir das Brot, das dort auf dem Tablett auf der Bank liegt. Zwei Portionen sind übriggeblieben."

„Danke sehr, danke."

Die zwei Portionen waren für den Verhandlungssaal Nummer 123 bestimmt, wo heute nachmittags zwei alte Frauen starben. Vlasta beißt in das trockene ungesalzene Schwarzbrot, sie kann zuerst gar nicht schlucken, ihre Kaumuskeln sind verkrampft. Dann aber verschlingt sie das Brot fast ohne es zu kauen.

„Da — schon wieder diese Schweinerei!"

Jetzt haben sie das Plakat also doch entdeckt. Blitzschnell steckt Vlasta das zweite Stück Brot in den Ärmel. Brot ist wichtig, wenn man Brot hat, hat man Kraft.

„Komm her! Hast du es gesehen? Hast du es gelesen?"

„Was, bitte?"

Jetzt wird es wieder Schläge geben und Geschrei. Geschrei und Schläge. Lieber Gott, hilf!

Aber die Aufseher schlagen sie nicht und sie schreien nicht.
„Geh zu der Stiege und warte bei dem Fenster. Den Kübel kannst du dalassen."

Sie trottet, so schnell sie kann, davon. Der Korridor ist lang, erst hinter der zweiten Ecke ist die Stiege. Das Fenster hat eine Nische, dort kann man sich hinsetzen und nachdenken. Was soll sie jetzt tun? Soll sie zugeben, daß sie das Plakat gelesen hat, oder soll sie es leugnen? Dort unten ist die Straße. Es ist die Spalena, mit den vielen Geschäften, und dort links ist der Karlsplatz. Dort war sie einmal, vor Weihnachten, mit der Mutter im Allgemeinen Krankenhaus. Damals war alles weiß von Schnee, alles hell, heute ist alles dunkel, auch bei Tag scheint alles dunkel zu sein, nicht nur jetzt in der Nacht. Armer Vincenc, arme Cilka. Was werden die beiden ohne sie beginnen? Und das Grab der Mutter pflegt niemand. Hoffentlich haben sie nicht die Mutter wieder ausgegraben, die neuen Gefangenen erzählen, daß

viele Gräber geschändet wurden. Man gräbt die Deutschen aus, aber auch die Kollaborateure. Was ist das nur für eine Zeit!

„Was machen wir jetzt, Mensch?"

Die beiden Aufseher sitzen auf einer Bank, das Flugblatt hängt noch immer an der Klosettwand, aus einem Saal hört man lautes Stöhnen, hinter der Tür gegenüber weint ein Kind. Von dem Turm, unter dem sich der alte Galgenhof befindet, schlägt die Uhr. Elfmal.

„Ja, Mensch", antwortet der zweite Aufseher bedächtig. „Die Sache ist nicht so einfach. Liefern wir das Flugblatt ab, kann man gerade an einen von den Prchala-Leuten geraten, und dann könnte deine oder meine Alte ein Inserat in die Zeitungen geben. Fesche Witwe sucht zwecks Ehe oder so. Liefern wir aber das Ding nicht ab, passiert etwas ähnliches, bloß von der anderen Seite."

„Die Frau, na, diese Schusterin, weiß aber davon, daß das Flugblatt da ist."

„Nicht nur sie, sondern das ganze Stockwerk, darauf könnte ich wetten."

„Also muß das Zeug abgeliefert werden."

„Fragt sich nur, wem. Was ich verdammt gerne wissen möchte — ist dieses Flugblatt echt oder nicht? Ich meine, stammt es wirklich von Prchala oder ist es ein kommunistischer Schwindel?"

„Wenn der hier wäre, der Prchala, der würde doch Präsident werden!"

„Oder eine Leiche. Prchala hat doch nichts, keine Armee, kein Geld, keinen Rundfunk, keine Zeitungen."

„Aber die Leute sind alle für ihn."

„Die Leute, ich bitte dich, die Leute! Du kennst doch unsere Leute. Weißt du noch, wie unsere Leute alle im Jahre 1938 auf Beneš geschimpft haben, als er uns sitzengelassen hat und nach England abhaute? Kannst du dich noch an den Witz erinnern? Ich habe einen festen Plan, hat Beneš damals im Rundfunk gesagt. Und was war dieser Plan? Ein Aeroplan, mit dem er getürmt ist. Und heute? Heute schreien unsere Leute ‚Es lebe unser geliebter Präsident Beneš!' "

„Prchala ist aber ein anständiger Kerl, und Beneš ist ein Lump."

„Lumpen haben immer Glück, mein Lieber. Aber — was werden wir machen? Weißt was, ich schicke einen von den Neuen herauf, der soll das Zeug abliefern. Mensch, es ist zum

Kotzen, unsere ehemaligen Stammkunden sind jetzt unsere Kollegen. Der Straka, siebenmal war er wegen Diebstahls da, der ist jetzt Oberaufseher. Und der Sekyra auch. Mit sechs Jahren Gefängnis hinter sich."

„Also geh, ich werde hier warten. Hol einen von den Genossen Aufsehern."

Der Aufseher geht zu der Stiege rechts, die mit einer Gittertür versehen ist. Über diese Stiege werden die Häftlinge aus dem Gefängnis unten zu den Untersuchungsrichtern oder zu der Verhandlung gebracht. Die Gittertür hinter ihm bleibt offen, das ist zwar gegen die Vorschrift, aber es gibt jetzt praktisch keine Vorschriften. Und wenn, dann widersprechen sie sich.

Vlasta Králová spürt nicht, daß auf sie ein Schatten fällt. Sie ist zu Hause, im Traum nur, aber sie ist immerhin zu Hause, und darum lächelt sie im Schlaf und melkt die Ziege, und die Mutter kocht eine Kartoffelsuppe und sagt gerade: „Manchmal fühlt man es direkt, daß man einen Schutzengel hat." Der Schatten bewegt sich unhörbar weiter, und hinter einer Tür schreit ein Kind: „Hunger, Mutti, Hunger!" Und das ist gut, man hört die Schritte des Schattens nicht. Der Aufseher auf der Bank dreht ihm den Rücken zu, er sucht in den Taschen der grünen Bluse das Feuerzeug. Das Feuerzeug will aber nicht brennen. Benzin braucht es halt, ich muß —

Das war der letzte Gedanke des Aufsehers. Daß es ein Genickschuß war, der ihn tötete, daran hat er keine Zeit mehr zu denken. Der Revolver hat einen Dämpfer, der Schuß hört sich an, als würde jemand mit einer flachen Hand auf die Holzbank klatschen.

Ohne Hast geht der Schatten wieder zu der Hauptstiege zurück, den Revolver hat er noch immer entsichert in der Hand. Die Mutter liegt im Sarg auf zwei Stühlen, sie spricht aber weiter. Vlasta wacht vor Entsetzen auf und sieht den Mann mit der Waffe. Instinktiv, wie ein Tier, stellt sie sich schlafend. Sie bringt es sogar fertig, zu schnarchen, sie hat öfter das quietschende Schnarchen ihres Mannes nachgemacht, weil Vincenc darüber so herzlich lachte.

„Was ist das?" schreit der zweite Aufseher, der mit einem Kollegen in Zivil über die kleine Treppe zurückkam. „Das ist doch — Mord! Mord!"

Neben der Stiege ist eine uralte Alarmglocke, man muß an einem Draht ziehen, und dann bimmelt die Glocke heiser und

unwillig. Der Draht bleibt dem Aufseher in der Hand, die Glocke schweigt.

„Mord!" brüllt jetzt auch der in Zivil und schießt wie besessen in die Luft.

Hinter den Türen der Säle flüstert es und jammert es, die Gefangenen sind alle wach, Mord, um Gottes willen! Das ist kein' Mord an einem von ihnen, das nennt man nicht Mord. Was wird man ihnen antun für diesen Mord?

Über die kleine Stiege stolpern und stürmen mehrere Aufseher hinauf, alle mit Revolvern in der Hand.

„Das ist doch die Höhe! Das haben nur die deutschen Mörder getan! Aber wartet nur, ihr Bestien, das ganze Stockwerk wird ausradiert! Wer ist denn das eigentlich? Kennst ihn nicht? Das ist doch der Sebek! Genickschuß! Alarm! Sofort Alarm!"

Von der Hauptstiege nähert sich den schreienden Männern ein Herr. Ziemlich schnell, aber nicht allzu schnell.

„Wer sind Sie denn? Was wollen Sie hier? Hände hoch!"

„Doktor Hasal ist mein Name. Ich bin Beauftragter des Innenministeriums. Hier ist mein Ausweis. Was ist hier passiert?"

„Ein Mord, das sieht ein Blinder!"

„Die deutschen Barbaren haben ihn umgelegt!"

„Einen Moment, bitte!" Und Doktor Hasal bückt sich, greift über die Leiche hinweg unter die Bank und zieht eine Papierrolle hinaus. Aus der Rolle tropft frisches, helles Blut. Doktor Hasal wartet, bis der letzte Tropfen heruntergeglitten ist, und öffnet die Rolle. „Tschechen und Tschechinnen!" steht oben. Und unten steht „Gezeichnet General Prchala, zur Zeit London."

„Das war kein Deutscher, der diesen Mord begangen hat", sagt der Beauftragte des Innenministeriums mit einem wissenden Lächeln. „Das waren Prchalas Leute! Hier ist der Beweis! Der Mörder hat diese Flugblätter weggeworfen. Natürlich, er mußte befürchten, daß man sie bei ihm finden wird. Wer hat mit dem Ermordeten Dienst gehabt?"

Kalt betrachtet Doktor Hasal den Aufseher, auf den einige von den Neuen mit dem Finger gezeigt haben. Der Mann ist noch nicht ganz zu sich gekommen, der plötzliche Tod seines Kameraden ist noch nicht klar in sein Bewußtsein eingedrungen. Vor einigen Minuten hat er noch gesprochen, zweiundzwanzig Jahre haben sie hier zusammen Dienst gemacht, und zu Hause hat er die Frau und fünf Kinder. Rauchen wollte er, da liegt noch sein Feuerzeug.

„Sie haben auch den deutschen Okkupanten treu gedient, nicht wahr?“ fragt Doktor Hasal, und um seine Lippen spielt ein ironisches Lächeln. „Haben Sie diese Flugblätter da —“, er fuchtelt ihm mit der Rolle vor der Nase —, „nicht gesehen oder in der Hand gehabt?“

„Nein, diese Flugblätter habe ich nicht gesehen. Ich wollte doch jemanden holen — dort im Klosett hängt so ein Flugblatt!“

„Sie waren doch zwei hier, Sie und Ihr Kollege, und Sie mußten noch einen dritten Aufseher holen, um ein Flugblatt zu entfernen? Das Flugblatt ist doch kein Klavier und kein Aktenschrank. Mann, wollen Sie nicht lieber die Wahrheit sagen?“

Der Aufseher macht einen Schritt nach vorne und steht jetzt direkt bei Doktor Hasal. Und blitzartig huscht ein Bild vor seinen Augen. Ein Mann im Anwaltstalar kommt aus einem Verhandlungssaal heraus und katzenbuckelt eifrig vor einem deutschen Richter, der ihn aber ignoriert. „Die Leute hier“, sagt der Anwalt und zeigt mit dem eckigen Kinn auf die Aufseher, „die sollen auch endlich belehrt werden, daß sie die Hand zum deutschen Gruß heben müssen.“

„Sie erlauben sich —“ brüllt der Aufseher auf. „Sie erlauben sich, Sie —“

„Nehmen Sie ihn fest!“ befiehlt Doktor Hasal ruhig. „Dieser Mann ist dringend des Mordes an seinem Kollegen verdächtig. Bei Fluchtversuch ohne Warnung schießen. Ich werde das Innenministerium verständigen. Wo kann ich telephonieren?“

Dort, wo der Gang eine Biegung macht, hockt unter einer Bank Vlasta Králová. Erst als die Aufseher mit dem Verhafteten und mit Doktor Hasal hinter der Gittertür verschwinden, kriecht sie heraus. Doktor Hasal — das ist doch der Mann der Karla Hasalová, die dort im Kommissariat gestorben ist. Einen Revolver hat er in der Hand gehabt, das hat sie ganz genau gesehen. Der hat den Aufseher erschossen, nur der.

Doktor Hasal hat seine Aufgabe restlos erfüllt. Die Verfolgung der Anhänger des Generals Prchala kann beginnen. Prchala wiegelt seine Leute zum Mord auf! Eine ganz hübsche Schlagzeile für die Zeitungen.

DER CHEF

„Wehe Männern, denen ein Weib befiehlt!“

Das Echo in dem unterirdischen Gang wirft spielerisch das

letzte Wort zurück. Befiehlt, befiehlt, befiehlt — verklingt es im Dunkeln.

Der Direktor sitzt auf dem Bett, unrasiert, verschwitzt, übellaunig, aber kräftig und kampfbereit. Neben dem Bett steht eine große Aschenschale, überfüllt mit Zigarettenstummeln. An der Mauer hängt eine Petroleumlampe, die sich vergeblich bemüht, den Raum zu erhellen. Über den schmutziggelben Halbkreis, den sie an der Mauer zeichnet, ziehen Zigarettenrauchschwaden. Eine neugierige Ratte huscht hin und her und verschwindet quietschend, als ihr der Direktor einen Schuh nachwirft.

Tamara kauert auf einem Fußschemel, wieder ganz schwarz gekleidet, mit hohen Schnürstiefeln und handgestrickten Strümpfen. Die Fischspangen in dem Kragen ihres hochgeschlossenen Kleides zwingen sie, den mumienhaften Kopf steif zu halten. Der Spitzenschal, der ihr das Haar bedeckt, erinnert an einen Trauerschleier. Man könnte meinen, ein Hauch würde dieses Bündelchen von Knochen umwerfen, aber der Direktor weiß, daß diese Frau über Energie verfügt, die unerschöpflich zu sein scheint.

„Schön hast du es gesagt, wirklich. Das ist doch das Sprüchlein, das in der Sage über die Entstehung des tschechischen Fürstentums der Přemysl zu der Fürstin Libuše sagt? Aber ich bin keine Libuše, ich will nicht befehlen."

„Sie tun ja die ganze Zeit nichts anderes, als mich herumzukommandieren! Essen, wenn ich nicht essen will, und nicht essen, wenn ich essen will, schlafen soll ich, wenn Sie es wollen, denken darf ich nur, wenn Sie es mir gestatten, aufstehen darf ich nur, wenn es Ihnen gefällt, stinkende Medizin schlucken, die mich zum Kotzen reizt, verdammt noch einmal, ich will endlich —"

„Was willst du endlich?"

„Hinaus! Fort von hier! Ich bin doch keine Ratte!"

„Du bist weniger als eine Ratte, denn eine Ratte hat Hirn im Kopf, du aber nur Stroh! Halte den Mund, wenn ich rede! Warum hast du gegen diesen großartigen Teufel, gegen diesen Hršel, aufbegehrt? Die Instruktion lautete doch ganz anders!"

„Es gibt keine Instruktionen, wenn Kinder lebendig eingemauert werden und Säuglinge gekreuzigt werden, wenn verwundete Soldaten an den Laternen brennen, wenn Frauen qualvoll zerstückelt werden, wenn —"

„Und was hat es geholfen, daß du die Instruktionen nicht befolgt hast? Die dort oben morden weiter, und du bist, anstatt

Chef der kommunistischen Spionage zu werden, ein Gehetzter. Unsere illegalen Wohnungen, die du während der Revolution mit unseren Leuten besetzen solltest, besetzten die anderen, unsere Verbindungsmänner sind ohne Losungsworte und ohne Befehle, wir haben keine Zentrale, unsere besten Agenten sitzen in Gefängnissen. Das Werk, das wir sechs Jahre gebaut haben, ist durch deine Sentimentalität und deine Dummheit vernichtet. Aber du bist dafür ein Held, ein Volksheld, der mit bloßen Händen die rote mordende Horde aufhalten wollte. Man wird später Romane über dich schreiben und Gedichte — und weißt du, wie man dich nennen wird? Narr, den größten Narren, den es je gegeben hat!"

Der Direktor springt auf und ballt zornbebend die Fäuste. Er weiß, daß die Frau recht hat, er weiß, daß sie die Wahrheit sagte, aber hören will er es nicht. Worte können schmerzlicher verletzen als Waffen. Und die Wahrheit ist immer lästig.

„Dieses Lied kenne ich schon auswendig", knurrt er. „Hršel hat die Kommission in der Hand, Nosek hat das Innenministerium, Svoboda hat die Armee, und ich habe einen Dreck. So. Darf ich jetzt habe die Ehre sagen und gehen? Warum schauen Sie mich so an? Glauben Sie nicht, daß ich den Mut aufbringe, auf die Straße zu gehen? Ich bin vielleicht ein großer Narr, der größte Feigling bin ich aber nicht!"

„Ein Feigling bist du auch. Nur Feiglinge flüchten, wenn die anderen kämpfen wollen. Setz dich und schweig jetzt! Ich wollte mich verhaften lassen, ich wollte mir als Gefangene die Kommission ein bißchen von innen anschauen, jetzt geht es aber nicht mehr. Die Russen waren hier und taten so, als würden sie glauben, daß ich Teresia Majer heiße. Du kannst auch nicht in die Kommission, aber jemand muß dorthin. Und wir müssen wenigstens eine illegale Wohnung haben. Für dich. Denn du bist jetzt der Chef."

„Ich? Ein Narr und ein Feigling soll der Chef sein?"

„Die meisten Chefs der Nachrichtendienste sind Narren und Feiglinge, das war immer so. Narren sind sie, weil sie glauben, alles zu wissen, und Feiglinge sind sie, weil ihnen der Mut fehlt, sich zu überzeugen, daß sie in Wirklichkeit gar nichts wissen. Heute abend wird mein Laden durchsucht. Auf Befehl des Innenministeriums. Die anonyme Anzeige gegen mich haben wir fabriziert, verstehst du? Man wird eine Kiste mit Gebetbüchern beschlagnahmen, zwecks Überprüfung, ob die Bücher wirklich Gebetbücher sind und nicht getarntes Propagandamaterial. Du

wirst zufällig oben sein, wenn die Herren kommen werden. Du bist ein Hilfsarbeiter, der mir ab und zu hilft, die verkauften Figuren zu verladen. Papiere für dich sind in Ordnung, auch die Bestätigung der nationalen Verläßlichkeit (Osvědčení státní spolehlivosti). Du wirst die Kiste in den Wagen tragen und mitfahren, denn jemand muß die Kiste in das Innenministerium hineinschleppen. Das weitere wirst du in dem Wagen erfahren. Ich habe dir Rasierzeug gebracht, du mußt ordentlich ausschauen. Jetzt gehe ich."

„Na also, wieder haben Sie einen hübschen Befehl für mich. Übrigens, hat sich noch nicht das Mädchen bei Ihnen gezeigt? Das verstehe ich nicht, ich habe ihr doch auch diese Adresse gegeben."

„Kein Mädchen hat nach dir gefragt, mein armer Liebling, das habe ich dir schon gestern und vorgestern gesagt. Du bist ein unverbesserlicher Don Juan, genauso wie dein bester Freund Hršel. Der wird jetzt allerdings bei den Frauen mehr Glück haben als du. Männer, die Macht haben, ziehen die Frauen an."

„Wenn das Mädchen doch kommen sollte —"

„Dann werde ich sie zu Hršel schicken, falls sie genug schön sein sollte. Dort würde sie uns mehr nützen als bei dir."

Er glaubt sie noch still kichern zu hören, als die Falltür schon längst zu ist. Fluchend beginnt er sich vor einem Rest eines Handspiegels zu rasieren. Freilich hat Tamara recht, er hat alles verhaut, er hat die Maske vor Emil Hršel fallen lassen. Und jetzt soll er der Chef sein, so etwas Lächerliches. Höchstens ein kleines Agenterl, ein braves dummes Haserl, das sich in das Köpfchen gesetzt hat, die Rolle einer klugen Schlange zu spielen. Vor Wut auf sich selbst zittern ihm die Hände, und er schneidet sich mehrmals in das Kinn und in die Wangen. Er wirft das Rasierzeug fort und streckt sich auf das Bett aus. Sofort trippeln Ratten von allen Seiten zu dem Rasierzeug und beschnuppern neugierig diesen nicht freßbaren Gegenstand. Alles ist jetzt schon egal, aber endlich möchte er an die Luft, den Himmel sehen, nicht unter der Erde mit diesen ekelhaften Biestern hausen.

Die Hausdurchsuchung in dem Laden oben wurde von den Nachbarn kaum bemerkt. Überall in Prag wurden die Wohnungen und Geschäfte durchsucht, viele auch mehrmals. Die Denunziationen, die das Organ der Kommunistischen Partei „Rudé právo" (Das rote Recht) und der Prager Rundfunk täglich forderten und die sie als Taten für das Wohl des arbeitenden Volkes lobten, verschonten fast niemanden. Jeder zeigte jeden an, nie-

mand wollte als lau gelten. Die Männer, die die Hausdurchsuchungen durchführten, brauchten keine Hausdurchsuchungsbefehle, und darum waren auch viele Diebe und Räuber dabei, die auf diese ungefährliche und bequeme Art zu wertvollen Sachen kamen. Sich zu wehren gegen diese Willkür bedeutete den sofortigen Tod, den keine Behörde untersuchte.

Nur eine Kiste wurde in dem Laden beschlagnahmt, und dem „Hilfsarbeiter", der mit dem mit Leukoplaststreifen verklebten Gesicht keinen besonders günstigen Eindruck machte, wurde befohlen, diese Kiste in den auf der Straße wartenden Wagen zu tragen. Mürrisch gehorchte er und wollte sich sofort wieder davontrollen, aber der Chauffeur sprang ihm nach und packte ihn beim Kragen.

„Steig ein, hierher, zu mir!"

„Warum? Was hab' ich mit der Sache zu tun?"

„Wer viel fragt, den wird der Staatsprokurator viel fragen. Steig ein, oder soll ich dir helfen?"

„Nicht notwendig, aber ich muß spätestens um neun Uhr zu Hause sein, ich habe eine strenge Schwiegermutter."

Der schwarze Tatra-Wagen hatte vorne ein Schild mit der Aufschrift „Ministerstvo vnitra" (Das Innenministerium). Zwei Männer saßen hinten in dem Wagen, die Kiste stand auf dem Boden zwischen ihnen. Zum erstenmal seit dem letzten Tag der Revolution sah der Direktor wieder Prag. Die Elektrischen fuhren schon fast alle wieder, die Schaufenster waren erleuchtet, Leichen sah man keine mehr auf den Straßen. Die Stadt sah wieder normal aus, aber etwas war doch anders. An jedem Haus, aus jedem Fenster, hingen rotweiße oder rotblauweiße Fahnen, ziemlich mitgenommen vom Regen, Staub und Ruß. Der Prager Rundfunk forderte mehrmals die Bürger auf, die Fahnen zu entfernen, aber niemand wagte es. Diese Fahnen waren das Zeichen, daß in den Häusern verläßliche, brave Tschechen wohnten, genauso wie die Trikoloren auf den Rockaufschlägen und auf der Frauenkleidung die Tschechen kennzeichneten. Und überall, wo es nur möglich war, klebten Plakate. An den Häusern, an den Haustoren, an den Schaufenstern, an den Laternen und an den Bäumen. Diese Plakate ergänzten die Zeitungen, sie brachten Nachrichten und Mitteilungen, was alles verboten ist und was man unter Todesstrafe machen muß oder nicht machen darf. Andere wieder forderten die Tschechen auf, an den vielen öffentlichen Kundgebungen teilzunehmen. Auf dem Altstädter Ring fanden fast pausenlos Versammlungen statt, die Redner brüllten

sich heiß, die Zuhörer hörten kaum zu, weil hier immer dieselben Hetzparolen gedroschen wurden, aber sie waren da, denn die Anwesenheit war Pflicht und wurde kontrolliert.

Auf der Fahrbahn schleppten sich, von den Gardisten zur Eile getrieben, deutsche Frauen und tschechische Kollaborateurinnen, meistens barfuß, in zerrissenen Kleidern, kahlgeschoren oder mit verfilztem Haar. Diese Zwangsarbeiterinnen mußten ohne Lohn die Straßen säubern, die Kasernen, die die Rotarmisten besetzt hielten, in Ordnung bringen oder in den Gärten in der Vorstadt schuften. Die spazierenden Tschechen rufen ihnen Schimpfworte zu, wer Lust hat, kann diese Frauen mißhandeln. Sie wischen sich nicht einmal die Gesichter ab, wenn sie angespuckt werden, sie schleppen sich apathisch weiter, in die Schulen und in die Kinos, wo sie interniert sind.

Man sieht in den Kaffeehäusern amerikanische, englische und französische Offiziere sitzen, sie schauen sich solche Transporte neugierig an, sie stehen auf, um besser zu sehen, wenn eine von den Frauen so verprügelt wird, daß sie liegen bleibt. Sonst tun diese Herren nichts. Es sind ja nur Deutsche, und die verdienen diese gerechte Strafe.

Am Stroßmayerplatz biegt der Wagen ab. Anstatt die Belcreditstraße hinauf zum Innenministerium zu fahren, rollt der Wagen an dem alten Messepalais vorbei und dann weiter, entlang des Baumgartens. Schon sieht der Direktor den schlanken Turm des Rudolf-Schlößchens, das kunstvolle alte Gittertor zu dem Park nähert sich, da bleibt der Wagen vor einer Villa stehen.

„Nimm die Kiste und komm", sagt der Chauffeur und öffnet die Tür. Er sperrt das Tor zu dem Vorgarten auf, in dem unzählige Rosen betäubend duften, und läutet beim Eingang in die Villa. Es wird sofort geöffnet, als ob jemand hinter der Tür gewartet hätte. Genauso plötzlich schließt sich wieder die Tür, und der Direktor mit der Kiste auf der Schulter steht im Dunkeln.

„Ich werde kein Licht machen, geben Sie mir die Hand, ich werde Sie führen. Die Kiste können Sie dalassen. Hier, ja, da ist überall Platz. Achtung, jetzt kommen vier Stufen."

Die Stimme kommt dem Direktor bekannt vor, der Mann spricht den kurz abgehackten Ostrauer Dialekt, obwohl er sich sichtlich bemüht, das Bühnentschechisch zu sprechen. Seine Hand ist schmal und weich, aber die Finger haben Kraft. Dann flammt

eine elektrische Birne auf, die auf einem Draht über dem Kamin hängt, und sie stehen in der Halle der Villa des Ministerialrates Hladil.

DIE GOLDGRÄBER

Der grauhaarige Oberkellner ist doch noch da, auch Gäste sitzen schon wieder im Café Luxor, aber das früher so bekannte gemütliche Kaffeehausleben ist aus Prag für immer fort. Es gibt schon wieder Torten, echten Kaffee und gute Liköre, es gibt auch schon wieder einige illustrierte Zeitschriften, sie bringen aber keine amüsanten Plaudereien über Mode, Theater und Film, auch keine Gesellschaftsromane und spannende Kriminalreißer in Fortsetzungen. Jede Zeitschrift bringt einen oder auch zwei Tatsachenberichte über die deutsche Barbarei, die Konzentrationslager und die Gaskammern wimmeln überall, Schreiberlinge, die kaum wußten, wo das Gestapohaus war, schildern weitschweifig ihre grauenhaften Erlebnisse in deutschen Kerkern. Schriftsteller, die während des Krieges Bücher veröffentlicht haben, völlig harmlose unpolitische Bücher, haben Schreibverbot, Journalisten, die für die Protektoratszeitungen arbeiteten, sind fast alle eingesperrt, und einige von ihnen sind schon tot. Der Chefredakteur Hudec wurde in Prag ermordet, die Redakteure Kožíšek und Pelíšek in Brünn. Einige freilich, und natürlich die wirklichen Kollaborateure, spielen schon wieder die Hauptrollen. Doktor Kožík, der als Vertreter der tschechischen Schriftsteller und Journalisten Katyn besuchte, was als Verbrechen galt, sitzt schon wieder an seinem Schreibtisch im Prager Rundfunk und hetzt genauso eifrig gegen die Deutschen, wie er sie früher servil verherrlicht hatte.

In einer Nische beim Fenster sitzen zwei Herren. Einer blättert in einer Zeitschrift, zuerst zerstreut und gelangweilt, dann aber grinst er und schiebt die Zeitschrift dem anderen zu.

„Da — das ist doch spaßig! Das Abc hier! Schau dir das an, das ist doch wirklich gelungen!"

Der Verfasser dieses Abc ist einer von den Kollaborateuren, der es geschickt verstanden hat, sich den neuen Herren anzubiedern. Er spielt jetzt den braven Katholiken, hat aber ausgezeichnete Beziehungen zu dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei, die selbstverständlich sehr interessiert ist zu erfahren, was in dem schwarzen Lager geschieht.

„a — Eisenhower, der Name besagt, daß dieser amerikanische General von den Germanen abstammt. Darum wundert man sich nicht, daß die Amerikaner Prag nicht helfen wollten und feige bei Pilsen stehengeblieben waren.

b — Brož Tito, der größte Jugoslawe aller Zeiten, der als Partisanenführer die deutschen Bestien wie Fliegen getötet hatte.

c — cesta (der Weg) führt uns zum Sozialismus.

d — dábel (der Teufel), auch Urgermane genannt, wurde in Prag für immer unschädlich gemacht.

e — Emil Hácha, vulgo der kleine King-Kong, krepierte im Pankratz."

Der Mann hebt die Augen und lächelt. „Wirklich nicht schlecht. Emil, wir beide heißen zufällig auch so. Bin gespannt, wie dieser Herr über uns schreiben würde, wenn wir aus dem Sattel geworfen werden sollten."

Der zweite zuckt nur lässig mit den Schultern und steht auf. Auf den Gehsteigen sammeln sich die Menschen, alles schaut zum Museum hinauf. Dort formiert sich ein Zug. Die SNB läuft geschäftig hin und her, die Elektrischen werden angehalten, Autos müssen stehenbleiben. Der Zug, flankiert von den Männern der SNB, setzt sich in Bewegung. Vorne marschiert eine Kapelle, die einen flotten Marsch auf ihren Blasinstrumenten produziert, dann ein Mann mit einer Standarte, auf der steht: „Pozor! My jsme zlatokopi, kteří kradli v Pohraničí!" (Achtung! Wir sind Goldgräber, die im Grenzgebiet gestohlen haben!")

Die Leute auf den Gehsteigen lachen, machen Witze und drängen sich, um besser sehen zu können. Die „Zlatokopi", zusammen vielleicht 200, traben in Viererreihen, auch Weiber sind dabei, und alle Teilnehmer dieses Zuges tragen auf dem Rücken Plakate mit witzigen Aufschriften. „Stehlen ist leichter als arbeiten! Mein Name ist Plünderer! Ich bin eine Sau, die das eigene Volk bestahl! Mach es so wie ich, nachher treffen wir uns vor dem Volksgericht!" Keiner von den auf diese originelle Art Bestraften ist zerknirscht, alle grinsen frech die gaffende Menge an, und einige rufen den Leuten zu: „Wenn alle Diebe aus Prag mitmarschieren müßten, dann dürfte niemand zu Hause bleiben! Warum glotzt du mich so an? Wenn du einen Dieb sehen willst, dann schau dich doch im Spiegel an! Kleine Diebe müssen marschieren, die großen Diebe sitzen in den Nationalausschüssen!"

Zuerst lachen die auf den Gehsteigen, dann aber fallen die Ohrfeigen, und bevor die SNB einschreiten kann, entsteht eine

geräuschvolle Rauferei. Die Marschierer sind in Minderheit, aber sie bekommen Verstärkung von den Gehsteigen, denn viele sympathisieren mit ihnen.

Der Mann, der im Café Luxor an dem Fenster steht, lacht belustigt, dann dreht er sich um und ruft: „Herr Ober, bringen Sie mir etwas Trinkbares!"

In dem Moment fällt draußen, auf dem Wenzelsplatz, ein Schuß. Geschrei, Weibergekreische, die SNB entsichert die Revolver und brüllt, die Goldgräber rennen nach allen Seiten fort und reißen sich im Laufen die Plakate herunter, die Kapelle, die inzwischen weiter vorne war, schmettert einen neuen Marsch.

„Die haben — jemand liegt dort!"

Auch der zweite Mann ist aufgesprungen, zuerst will er auch zu dem Fenster, dann aber hastet er hinaus. Der zweite will ihm nach, der Oberkellner hält ihn aber auf und verlangt Bezahlung der Konsumtion. Als er endlich unten ist, ist sein Begleiter nicht mehr zu sehen.

Die Leute stehen schreiend und gestikulierend herum, auf dem Fahrdamm liegt jemand. Der untersetzte Mann aus dem Kaffeehaus gebraucht rücksichtslos die Ellenbogen und kommt bis nach vorne. Ein Mädchen liegt mit dem Gesicht nach unten auf dem Pflaster. Das kurze, großgeblumte Kleid ist hoch über die Schenkel verschoben, die Beine sind seltsam gekrümmt, als wären sie nur aus Fleisch und nicht auch aus Knochen. So liegt nur eine Leiche. „Einen Arzt! Schnell, einen Arzt!" kreischt eine Frau hysterisch.

„Ist schon da, halte das Maul, du blinde Kuh!"

Der Arzt beeilt sich nicht. Gleichgültig betrachtet er die Tote, ohne sie anzurühren. Wozu sich den Anzug mit Blut beschmieren. „Drehen Sie die Frau um!" sagt er zu einem von den SNB-Männern. Der packt die Tote bei der Hand, hebt sie auf und läßt sie auf den Rücken fallen. Das Gesicht mit den offenen, schon gebrochenen Augen ist zwar hart, aber auch im Tod noch hübsch. Das blonde Haar ist nur ein wenig rot gefärbt, die Lippen scheinen zu lächeln.

Da schreit jemand gellend: „Das ist doch die Gardistin Alena!"

Der untersetzte Mann hat die Tote erkannt, als sie noch mit dem Gesicht nach unten lag. Er kennt dieses großgeblumte Kleid. Noch gestern fragte sie ihn immer wieder, ob ihm dieses Kleid wirklich gefällt. Alena also, ausgerechnet Alena wurde erschossen. Das ist bestimmt kein Zufall.

„Wer hat es gemacht?“ fragt er einen von den SNB-Männern.

„Was weiß ich! Ich bin erst gekommen, als sie schon hin war.“

„Die Deutschen waren es!“ brüllt jemand aus der Menge, und sofort schreien und brüllen alle: „Die deutschen Mörder waren es!“

Das Mißtrauen, das die Kommunisten in den Tschechen geweckt haben und planmäßig weiterzüchteten, zeigte jetzt, daß es aktionsfähig ist. Die Leute verdächtigen sich gegenseitig, getarnte Deutsche oder Deutschanhänger zu sein, zuerst beschimpfen sie sich nur und drohen sich, bald aber werden statt Argumente die Fäuste benützt. Ein altes Ehepaar, das sich an dem Tumult nicht beteiligt und das keinen Ausweis bei sich hat, wird mißhandelt, alle behaupten, die beiden wären deutsche Mörder, und man schleppt sie zum Kommissariat in die Krakauergasse.

Zwei junge Männer in Zivil gehen inzwischen ohne Hast zum Museum hinauf. Sie gehen schweigend, obwohl sie dicht nebeneinander gehen und sich offensichtlich kennen. Beide haben die rechte Hand in der Manteltasche stecken, beide haben ihre Revolver entsichert. Sie biegen nach links, gehen an dem deutschen Theater vorbei, das nach der Revolution selbstverständlich dem tschechischen Volk „wiedergegeben“ wurde, und gehen weiter zum Wilson-Bahnhof. In einer Reihe der parkenden Taxi wartet auch ein kleiner Tatra-Wagen.

„Steig ein“, sagt der Hellblonde, der sehr selbstbewußt aussieht.

Der zweite zögert, steigt aber schließlich doch in den Wagen. Jetzt fahren sie also. Der Hellblonde sitzt am Steuer, er ist ein guter Fahrer, aber jetzt muß er die Aufmerksamkeit zwischen dem Weg und seinem Begleiter teilen.

„Nimm die Hand aus der Tasche, Petr“, befiehlt er leise, als sie sich dem Tunnel nähern. „Nimm die Hand aus der Tasche, sag' ich dir, ich kann nicht immer nach dir schielen.“

Petr Šlajer zieht tatsächlich die Hand aus der Tasche und fährt sich mit der Handfläche über die von Schweiß nasse Stirn. Was soll das bedeuten? Volodja ging nicht mit ihm zu der Kommission, und jetzt fährt er auch nicht dorthin — was will er also?

„Warum hast du sie erschossen?“ fragt der Gardist Volodja, und weil sie sich gerade an einer Kreuzung befinden und warten müssen, zündet er sich eine lange russische Zigarette an. „Sag

nicht, daß du sie nicht erschossen hast, diese Lüge wäre zwecklos. Du hast den Beweis gegen dich in der Tasche. Dein Revolver ist es, das weißt du so gut wie ich. Außerdem habe ich dich mit ihr heute sprechen gesehen. Bei uns, vor der Wachstube. Nur ein paar Worte hat sie dir zugeflüstert, aber nach einem Blitzgespräch einer Liebenden hat es nicht ausgeschaut. Na, willst du endlich den Mund aufmachen? Viel Zeit haben wir nicht, wir müssen beide zum Dienst."

„Sie hat mich bestellt —", beginnt Petr und fühlt plötzlich, daß er nicht mehr Angst hat. Keine Angst mehr vor Alena, aber auch keine Angst vor Volodja. Alena war der erste Mensch, den er — jetzt wird es schon gehen. Auch mit Volodja muß er fertig werden, wenn es nicht anders gehen sollte. „Sie hat mir gedroht. Aus Eifersucht. Sie wußte etwas. Sie wußte, daß ich Petr Schleier heiße, deutsch geschrieben, weißt du?"

Volodja antwortet nicht, er flucht gerade, weil einige betrunkene Rotarmisten auf dem Fahrdamm herumtorkeln. Der Tatra fährt hin und her durch die Straßen von Žižkov und bleibt dann vor einem Gasthaus stehen.

„Du hast die Wahrheit gesagt, das ist dein Glück, Petr. Ich bin dir nachgegangen, damit du es weißt. Erstens darum, weil ich wußte, daß Alena etwas mit unserem Chef hat, und zweitens warst du mir schon lange verdächtig. Du bist kein Kommunist, nicht wahr?"

„Nein", und dann noch einmal „nein". Daß er das zweite Nein sagte, weiß Petr nicht. Er überlegt, wie er Volodja erschießen könnte. Er oder ich. Ich also.

„Du spekulierst jetzt nach, wie du mich am besten umlegen könntest, nicht wahr? Wir haben noch eine Stunde Zeit, komm da in das Gasthaus, ich kenne diese Spelunke, die haben dort ein kleines Extrazimmer, wie für ein nettes und heiteres Gespräch geschaffen. Ich werde dir außerdem ein hübsches Märchen erzählen. Komm nur, hier kannst du mich nicht erschießen."

Das Extrazimmer ist nur ein Bretterverschlag, der den hochtrabenden Namen „Separée" trägt und der von den Prostituierten, die hier ihren Rayon haben, statt eines Hotelzimmers aufgesucht wird. Der Wirt ist ein gerissener Hehler, dem die Polizei sehr selten etwas nachweisen konnte. In den Gefängnissen gastierte er meistens wegen „einer friedlichen Schlichtung einer Rauferei" in seinem Lokal, bei der es immer Schwerverletzte gab, die sich aber vor dem Gericht an gar nichts mehr erinnern konnten. Zeugen, die gegen den Wirt aussagten, dürf-

ten es nicht mehr wagen, sich in der Unterwelt des Žižkov blicken zu lassen.

Der Wirt zwinkert Volodja zu, die beiden sind alte Bekannte, aber er gebärdet sich so fremd, als hätte er „den Herrn“ heute zum erstenmal in seinem Leben gesehen.

„Extrazimmer gefällig, die Herren?“ schnauft er asthmatisch. „Und was dürfte es sein? Zwei Fläschchen und zwei Dämchen?“

„Eine Flasche genügt. Vor dem da mußt du dich nicht aufplustern, das ist ein Spezi von mir.“

Petr sitzt steif auf der mit rotem Plüsch überzogenen Bretterbank, die Hände vor sich auf dem Tisch, wie in der Schule, als er ein kleiner Musterknabe war. Die tote Alena wird erst jetzt Wirklichkeit. Dort, am Wenzelsplatz, dort hat er zwar gewußt, was er will, als er schoß, aber nicht, daß er ein Mörder sein wird. Jetzt, heute, morgen, sein Leben lang muß er ein Mörder bleiben. Warum ist er nicht aus Prag geflohen? Warum hat er die verrückte Idee gehabt, daß er das Mädchen von der Hetzinsel nicht verlassen darf? Jetzt kann er nicht mehr fliehen. Volodja ist ein Kerl, vor dem alle Gardisten auf der Kommission zittern, wenn er sie schief angrinst. Und überhaupt — vor sich selbst kann man nirgends hin flüchten. Die Gedanken an den Mord, die würden überall mitgehen.

„Was hast du? Katzenjammer? Die Dirne braucht dir nicht im Magen zu liegen. Huren gibt es genug. Sauf lieber, das ist ein echter Sliwowitz, ganz schwarz, hausgebrannt, in Vsetin in Mähren für die Herren von der Gestapo und von dem Oberlandrat. Jetzt sind wir die Herren. Warum bist du so blaß wie eine blutarme Wanze, Mensch? Vor mir brauchst du keine Angst zu haben, solange du parierst und solange ich dich brauche. Und ich brauche dich, Petr. Ich bin nämlich auch kein Kommunist, verstehst?“

Petr nickt, aber er versteht kaum, was der Gardist sagt. Alena sieht er ganz lebendig vor sich und er hört immer wieder, was sie sagte, bevor sie sich umdrehte und weggehen wollte. Du wirst hängen und das rothaarige Luder auch. Noch heute werde ich mit Emil sprechen. Noch heute kannst du hin sein.

„Ich war bei den Partisanen“, erzählt Volodja und zeichnet mit dem Finger auf dem speckigen Tisch ein kleines Männchen mit einer Maschinenpistole. „Die Deutschen wollten mich einnähen wegen eines Einbruchs nach der Verdunkelung. Auf so eine Kleinigkeit war Todesstrafe. Darum gab es nichts als Habedieehre und fort. Zuerst waren wir bei Olmütz, prima haben

wir gelebt, in einer Waldhütte, und jeden Tag waren wir überfressen. Die Bauern mußten alles hergeben, das war selbstverständlich. Sobald bei einem von den Viehbauern in der Nacht an das Fenster geklopft wurde, hat er schon gewußt, wieviel es geschlagen hat, und er hat sich beeilt, uns zu befriedigen, uns, die *Partisanen!* Ein Russe war mit uns, der hat uns abgerichtet auf die Überfälle auf die deutsche Wehrmacht und auf die Züge und auf die Sprengung der Brücken und halt so ein Zeug. Später haben wir direkt in Prag operiert, das werde ich dir ein andermal erzählen. Aber jetzt kotzt mich das alles an. Ich bin ein Tscheche, und ein Russe bleibt ein Russe. Darum — Die Kommission, Mensch, wenn die einmal richtig funktionieren wird, dann Habedieehre, geliebte Republik. Schau mich nicht an und sauf und denk nicht mehr an die tote Wanze. Wie gesagt, ich bin ein Tscheche, und diese Kommission ist eine russische Angelegenheit. Die wird bei uns alles ausspionieren, darum müssen wir gegen die Kommission spionieren. Willst du mitmachen, Petr?"

Petr nickt und steht auf, um auf die Toilette zu gehen. Es ist ihm schlecht geworden von dem starken Sliwowitz und von dem Gestank in dem Separee, wo alles nach billigem Parfüm und Schweiß riecht.

Der Wirt zeigt mit dem Daumen auf die Tür, auf der mit Kreide geschrieben „einzeln betreten" steht, und watschelt zu Volodja hin.

„Hast etwas für mich?"

„Nicht viel. Hier, die Ringe und diese Uhr und die goldenen Münzen da. Verstecke es, nicht schwimmen lassen, die Ware, auch gegen Dollar nicht. Gold ist auf der Leiter, es wird klettern."

„Was ist das für ein toter Hering, den du mitgeschleift hast? Sieht aus wie seine eigene Leiche, der bleiche Knabe."

„Frag nicht viel und halte die Ohren steif."

Als Petr zurückkommt, schiebt ihm Volodja ein Blatt Papier und eine Füllfeder zu. „Schreib, was ich dir diktieren werde!"

„Warum? Was soll ich schreiben?"

„Einen Vertrag werden wir machen. Sicher ist sicher, und ein gesprochenes Wort ist weniger wert als ein Stück Klosettpapier. Schreib schon, wir müssen zurück. Ich, Petr Schleier — oder hast du geglaubt, daß ich mich mit deinem Ehrenwort begnügen würde, wie es unter den Adeligen die Sitte war? Nein, mein

Lieber! Also — ich, Petr Schleier, habe heute am Wenzelsplatz die Gardistin Alena erschossen."

„Nein! Das werde ich nicht schreiben!"

„Halt 's Maul, sonst wirst du dein Maul für immer zuklappen. Schreib! Willst du nicht?"

Petr greift in die Tasche, aber Volodja ist schneller. Wie in Schraubstöcken hält er Peters Handgelenke fest und dreht sie nach hinten, bis zum Hals hinauf. Der Schmerz ist so grausam, daß Peter laut aufstöhnt, aber schon versetzt ihm Volodja mit dem rechten Knie einen Stoß in den Magen, daß ihm der Atem stockt.

„Wirst du jetzt brav sein, du Säugling? Willst du jetzt schreiben? Oder soll ich dir die Pfoten und die Haxen einzeln ausrenken? Soll ich dir zeigen, wie wir es mit den Deutschen gemacht haben, wir Partisanen? Hast du vorläufig genug? Also schreib! Schau mich nicht wie ein totes Kalb an, ich tu dir nichts, wenn du das tun wirst, was ich will. Und ich will nicht viel, du wirst sehen. Wirt, bring mir etwas Freßbares her, ich habe Hunger bekommen. Und du schreib weiter! Ich bin kein Kommunist und darum —"

MAJA

In dem Feuerwehrhaus in der Sokolgasse übt die Kapelle einen Marsch. Man hört die Blasmusik bis in das Vorzimmer des Büros, das alte Schreibmaschinen kauft, verkauft und tauscht, obwohl das Feuerwehrhaus in einem anderen Gebäudeblock ist. „My Prahu nedáme, raděj ji zbouráme" (Prag geben wir nicht her, lieber werden wir es zerstören) schmettern die Bläser ohrenbetäubend, und die Tschinellen machen dazu „dschin, wum".

In dem Vorzimmer, das früher offensichtlich der Warteraum eines Zahnarztes war, sitzen drei Frauen. Zwei von ihnen betrachten gelangweilt, in Wirklichkeit aber nervös, die Zeichnungen an den Wänden, die groteske Szenen aus der Tätigkeit eines Zahnziehers darstellen. Ein Gehilfe des Zahnziehers narkotisiert ein Opfer mit einem Hammer, daneben erfolgt die Bezahlung. Das Opfer hat sich des Hammers bemächtigt und jagt den Zahnzieher um den Marterstuhl herum. Auch eine Uhr ist da, eine Schwarzwälder Kuckucksuhr, die beharrlich zwei Uhr zeigt. Der Kuckuck ruft aber ebenso beharrlich alle fünf Minuten

zwölfmal. Hinter dem Fenster sieht man eine kahle Feuermauer, die gerade durch Regen gesäubert wird. Der späte Nachmittag ist unfreundlich und trüb, in dem Vorzimmer ist es schon ziemlich dunkel.

Die dritte Wartende hält in der Hand eine Zeitung. Es ist das Organ der tschechischen katholischen Partei, die „Lidová demokracie“ (Volksdemokratie). In dem Inseratenteil ist eine Annonce rot angestrichen. „Junge Damen, die Stenographieren, das Maschinschreiben und mehrere Sprachen beherrschen und redegewandt sind, finden eine gute Dauerstellung bei der Firma A. Kos, Kauf, Verkauf und Tausch alter Schreibmaschinen, Sokolgasse 14. Persönliche Vorstellung jeden Wochentag zwischen 4 und 6 Uhr.“

Aus dem Büro kommt eine „junge“ Dame, die mindestens vierzig Lenze hinter sich hat, mit wütendem Gesicht heraus und verläßt grußlos das Wartezimmer. Eine von den Wartenden setzt rasch ein süßes Lächeln auf, das ihre Goldzähne zur Geltung bringt, und trippelt in das Büro.

Die Feuermauer glänzt vor Nässe, die Feuerwehr probiert noch immer denselben Marsch, der Regen trommelt dazu auf die Fensterscheiben. Die beiden Frauen warten schweigend, der Kuckuck ruft dazwischen unermüdlich.

„Das Büro muß noch einen Eingang haben“, beginnt auf einmal die eine von den Frauen flüsternd. Sie ist blond und nicht unhübsch und trägt ein graues Kostüm. „Zwei Damen sind nämlich aus dem Büro nicht zurückgekommen, wissen Sie?“

„So?“ sagt die mit der Zeitung und preßt die Knie fest zusammen, um ihr Zittern zu verhindern.

„Mein Mann wurde während der Revolution erschlagen“, spricht die andere weiter. „Wir haben ein Übersetzungsbüro gehabt, und so sind auch Deutsche zu uns gekommen, natürlich nur geschäftlich. Aber die Leute sagten, mein Mann wäre ein Kollaborateur, und man hat ihn erschlagen. Ich habe drei Kinder, und so muß ich arbeiten. Aber von dem Nationalausschuß bekomme ich keine Bestätigung der nationalen Verläßlichkeit, ich war mindestens hundertmal dort. Hoffentlich werden die hier nicht die Bestätigung verlangen.“

Die mit den Goldzähnen kommt zufrieden aus dem Büro zurück, und während sie ihren Regenmantel anzieht, erzählt sie, daß sie morgen wieder kommen soll. Man will ihre Sprachkenntnisse prüfen.

Die mit der Zeitung ist jetzt allein. Ihre Knie zittern noch

immer, sie hat Gänsehaut, obwohl ihre Wangen brennen. Krampfhaft hält sie die Zeitung in der Hand und versucht, sich an die Sätze zu erinnern, die sie im Büro sagen will. Ihr Kopf ist aber plötzlich leer, und sie weiß gar nichts, nur eines. Sie weiß, daß sie sich fürchtet. Sie hat sich auf eine längere Wartezeit vorbereitet, aber die Tür wird aufgemacht, und ein junger, schlanker Mann erscheint.

„Darf ich Sie bitten, Fräulein?"

Wie sie in das Büro kam, weiß sie nicht. Zuerst sieht sie auch nichts, so betäubt ist sie von ihrer Furcht. Erst nach einer Weile sieht sie zwei Männer. Der eine sitzt an dem Schreibtisch, der andere, der schlanke, steht neben ihm.

Wo ist die Frau, die als letzte mit ihr in dem Vorzimmer war? Das Büro hat zwei Türen, die eine ist nur angelehnt. Vielleicht muß sie eine Prüfung machen dort nebenan, vielleicht muß sie zeigen, ob sie wirklich mit einer Schreibmaschine umgehen kann.

Die Männer haben sich mit einem Blick verständigt. Dem Aussehen nach ist dieses Mädchen erstklassig. Mehr als erstklassig. Vielleicht ein wenig zuviel Schüchternheit hat sie, und zu ernst ist sie. Alle Bewerberinnen haben gelächelt, dieses Gesicht ist wie eine Maske.

„Also — Sie möchten bei uns arbeiten, nicht wahr?"

Der Mann, der hinter dem Schreibtisch sitzt, beugt sich nach vorne, als ob er das Mädchen besser sehen wollte. Der Stehende schiebt ihr eine silberne Schachtel mit Zigaretten zu. Sie sieht es nicht, sie sieht nur die zwei Schatten an der Wand, große verzerrte Schatten, und zwischen diesen Ungeheuern ist sie, und der Mann, der ihr gegenüber sitzt, ist der Chef der Kommission.

„Ja", sagt sie und zuckt zusammen. Die beiden Schatten sind jetzt eins, es ist natürlich nichts, der zweite Mann steht jetzt dicht neben Emil Hršel. „Ich kann gut Schreibmaschine schreiben, stenographieren kann ich auch, schnelles Diktat und —"

„Wo waren Sie während des Krieges beschäftigt?"

Das hat der Stehende gefragt, sie hebt die Augen zu ihm, sie muß sich sein Bild einprägen, sie muß ihn nachher ganz genau beschreiben. Mehr als mittelgroß, sehr schlank, blondes Haar ohne Scheitel, schwarze Augen, schmale Lippen, gepflegte Hände, ein Ehering —

„Ich war bei einer Firma in Hamburg. Ich wurde von dem Arbeitsamt zwangsweise nach Deutschland geschickt."

„Sie sprechen also gut Deutsch?"

„Perfekt."

„Gut, diese Sprache werden wir brauchen, auch wenn es die Sprache der Barbaren ist. Haben Sie ein Zeugnis der nationalen Verläßlichkeit?"

„Ja, hier ist es, und hier ist meine Legitimation."

Beide sind tadellose Fälschungen, die der Polizeirat Donat geliefert hatte. Die alte Legitimation auf den Namen Maja Kosinova wurde umgetauscht und verschwand nach der Ausstellung der neuen. Vor der Ausstellung hat man den Familiennamen auf chemischem Weg umgeändert. Maja Kolinova heißt sie jetzt also. Das Alter bleibt, die Inhaberin der Legitimation ist aber, auch auf chemischem Weg, von einer Hausgehilfin zu einer Büroangestellten avanciert.

„Was meinen Sie, Herr Ingenieur?" wendet sich Hršel zu dem zweiten. „Ich glaube, wir könnten diese junge Dame anstellen. Übrigens, wir haben vergessen, uns vorzustellen. Mein Name ist Kos, und dieser Herr da ist mein Geschäftskompagnon Ingenieur Jaroušek."

Unter diesem selbstverständlich nicht richtigen Namen verbirgt sich ein in Moskau geschulter Agent. Von Beruf ist er tatsächlich Maschinenbauingenieur, dieser Beruf ist gut für das Ausland, er ist auch ein guter Fachmann auf diesem Gebiet. Jaroušek ist ein verbissener und fanatischer Kommunist, ein Mensch, der für die Partei bedenkenlos alles und alle opfern würde. Auch sich selbst. Kalt, gefühllos, beinahe ein Asket.

„Ganz meine Meinung, Herr Kos. Wir können es mit Fräulein Kolinova probieren."

Beide Männer haben den gleichen Gedanken. Kolinova, wenn man diesen Namen deutsch schreiben wird, also Kolin, wird er nicht ausgesprochen tschechisch wirken. Und Maja, na ja, Maja —

Der Ingenieur zieht die Mundwinkel ein wenig in die Höhe. Das ist seine Art zu lächeln. „Sie heißen Maja? Das ist doch ein spanischer Name, glaube ich. Ein Bild hat so geheißen oder, warten Sie, es gibt doch auch einen Roman ‚Die Biene Maja', nicht wahr? Sind Sie auch so fleißig wie eine Biene? Oder können Sie nur stechen?"

„Wenn die Biene sticht, muß sie sterben."

Nicht schlecht, schlagfertig ist sie auch. Warum ist sie aber so todernst?

„Ich glaube, Herr Ingenieur, für heute machen wir Schluß. Im Vorzimmer ist ohnehin niemand mehr. Schicken Sie die Leute nach Hause."

Der Ingenieur hat verstanden. Der Chef will mit dem Mäd-

chen allein sein. Er schüttelt ihm kräftig die Hand, verbeugt sich leicht vor Maja und verschwindet hinter der Tür, die nur angelehnt war. Jetzt ist sie ganz zu.

„Sagen Sie, Fräulein, haben Sie heute abend etwas vor? Nein? Ich möchte mit Ihnen noch verschiedenes besprechen, aber hier im Büro ist es zu kalt. Wollen Sie mit mir irgendwo einen Kaffee trinken?"

Maja nickt und steht auf. Das hat sie also hinter sich — oder eigentlich vor sich. Jetzt sprach sie also mit dem Chef der kommunistischen Spionage. Jetzt soll sie mit ihm irgendwo hingehen. Wie war es? Alles versprechen und nichts geben. Emil ist ein großer Frauenfreund, Sie werden bei ihm bestimmt Glück haben. Kühl bleiben, zurückhaltend.

Emil Hršel hat einen uralten Regenschirm, wacklig, löchrig. Er könnte sich hundert neue Regenschirme kaufen, aber dieser Regenschirm paßt für die Rolle des kleinen, vorsichtigen Händlers mit alten Schreibmaschinen. Auf die Kleinigkeiten kommt es an, die müssen stimmen, die Kleinigkeiten haben schon vielen Agenten das Genick gebrochen.

Maja geht neben ihm, ihre Ellenbogen berühren sich, wenn sie jemandem auf dem Gehsteig ausweichen müssen. Sie fragt nicht, wohin sie gehen, und Emil spricht von einem Posten von Schreibmaschinen, die aus Reichenberg kommen sollen. Deutsches Eigentum, aber es geht durch einen Kettenhandel, und bevor es zu einem kleinen Händler kommt, ist es aus mit dem vorteilhaften Preis.

Das Café „Sport" ist nicht überfüllt. In der ersten größeren Abteilung wird an fast allen Tischen Schach gespielt. Das kleinere Abteil hinten, das durch eine Holzbarriere abgetrennt ist, hat nur zwei Tische. An dem einen sitzen acht oder zehn alte Frauen, die hier ihren Klatschabend haben. Sie plaudern eifrig, aber nur leise. Die Schachspieler haben es nicht gern, wenn man sie durch laute Redereien stört. Und außerdem weiß man heutzutage nie, ob nicht ein Spitzel zuhört. An dem zweiten Tisch nehmen Emil Hršel und Maja Platz. Der Ober trägt auch in diesem Café noch den traditionellen Frack, aber auf dem Revers hat er eine dreifarbige Rosette. Schweigend hört er die Bestellung, zweimal Mokka, und schweigend stellt er die Tassen auf den Tisch.

„Man kann sich die Deutschen ausleihen", erzählt eine von den alten Frauen. „Das ist in Ordnung, aber viele unserer Leute behandeln die Deutschen schlimmer als die Hunde. Bei uns im Haus haben bei der Polivkova zwei deutsche Frauen in ihrer

Wohnung gearbeitet, alles blitzblank gemacht, aber zu essen hat sie ihnen nicht ein Stück Brot gegeben, und den ganzen Tag hat man die Frauen weinen gehört. Mit einem Schuhabsatz hat sie die Frauen auf den Kopf geschlagen. Das muß doch nicht sein."

„Was wollen Sie, meine Liebe? Gestern hat doch einer im Prager Rundfunk gesagt —"

„Der Beneš selbst war es!"

„Richtig, recht haben Sie. Der Beneš sagte also, man soll die deutschen Frauen statt Pferden und Ochsen zur Feldarbeit benützen. Das ist doch — ich meine —"

„Nicht so laut! Und die Hana, seine Frau, die spricht jetzt jede Woche im Prager Rundfunk. Und bei jeder Parade muß sie dabei sein und die Erste Dame der Republik spielen. Und was war sie? Ein Findling war sie, kein Mensch weiß, wer ihre Mutter war, zuerst war sie in einem Waisenhaus und später bei einem Eisenbahner, keine Schulen, keine Bildung, rein gar nichts, und dieser Trampel trägt Pariser Modelle und einen Pelzmantel aus Hermelin!"

Emil Hršel schmunzelt. Eigentlich ganz gut, daß Beneš und seine Hana bei dem Volk nicht beliebt sind. Mit dem alten Masaryk wäre es schwieriger gewesen, das, was kommen wird. Der Honza aber, sein Sohn, der ist eine harte Nuß, an dem hängen alle wie die Maikäfer an einem Apfelbaum, weil er sich so demokratisch gibt und ungeniert in aller Öffentlichkeit sauft. Das Mädchen da aber — wieso müßte ein so bildschönes Mädchen Beschäftigung in einer schäbigen Bude suchen? Die könnte doch zum Film oder —

„Wann soll ich bei Ihnen anfangen? Morgen schon?"

„Ja, das heißt — wir müssen doch noch über das Gehalt sprechen. Wieviel haben Sie sich monatlich vorgestellt?"

„Ich weiß nicht, das Geld hat sowieso gar keinen Wert."

„Es wird bald neues Geld kommen. Haben Sie noch Eltern, Fräulein?"

„Nein, nur einen kleinen Bruder."

„Und keinen Freund oder einen Verlobten?"

„Nein."

Die an dem Nebentisch tuscheln weiter. Die Kommission, hört man, die Kommission, die soll angeblich viel schlimmer sein als die Gestapo. Die Leute, die in den Hof der Kommission sehen können, die aus dem Häuserblock gegenüber, die erzählen schreckliche Sachen. Die Kommission —

Der Chef der Kommission lächelt. „Haben Sie verstanden,

Fräulein Kolinova? Die Damen sprechen von der Kommission. Überall spukt jetzt diese Kommission. Was ist das eigentlich, die Kommission?"

Maja macht zuerst einen Schluck Mokka, bevor sie antwortet. Was soll sie sagen? Daß sie von der Kommission überhaupt nichts weiß? Das würde er ihr nicht glauben.

„Die Leute sagen, die Kommission wäre eine kommunistische Behörde."

Sie hält die Tasse noch immer in der Hand, und Emil sieht, wie ihre Finger zittern. Was hat sie? Warum ist sie so nervös? Oder — und wieder kommt es ihm seltsam vor, daß sie sich mit einer schlecht bezahlten Stellung begnügen will. Hršel hat den sechsten Sinn aller guten Nachrichtenleute, die sich in gewissen Situationen vollkommen auf ihren Instinkt verlassen. Und sein Instinkt warnt ihn.

Das alles hat die Alte aus dem frommen Laden vorausgesehen. Daß das Inserat von einer Agentenzentrale stammte, das war nicht schwierig zu erraten. Zuerst wurde eine kleine Agentin hingeschickt, die nicht angenommen wurde. Das sollte sie aber auch nicht. Ihr Auftrag war, zu berichten, wer in diesem Büro mit den alten Schreibmaschinen als Chef sitzt. Sie beschrieb den Herrn Kos so genau, daß die Russin sofort Emil Hršel vor sich sah. Daraufhin wurde Maja in das Spiel eingeschaltet.

„Hršel ist ein alter, gerissener Fuchs, der keine Gans frißt, bevor er sich nicht gründlich überzeugt hat, daß diese Gans nicht in einer Falle steckt. Und Sie sind eben eine zu schöne Gans, mein Täubchen, und das ist der große Fehler in unserer kleinen Rechnung. Spielen Sie also die Unsichere, die Nervöse, und gestehen Sie, daß Sie eine Liebschaft mit einem deutschen Offizier hatten und daß Sie deswegen befürchten, als Kollaborateurin bezeichnet zu werden. Wenn er das auffrißt, und er wird es auffressen, wenn Sie es hübsch mit einem traurigen Lächeln servieren werden, dann können Sie noch ein kleines Schrittchen weiter gehen. Erzählen Sie, daß dieser deutsche Offizier ein Spionageoffizier war. Mehr hat er Ihnen nicht gesagt, der Offizier dort in Hamburg, aber Spionage ist Spionage, und darum haben Sie ein schlechtes Gewissen. Sie dürfen aber keine Fachausdrücke kennen, also nicht Abwehroffizier sagen, sondern Spionageoffizier. Verdaut er auch den Spionageoffizier, gehen Sie zum Angriff über. Spionage, sagen Sie, wäre furchtbar gefährlich, aber auch sehr interessant und schön, weil sie so geheimnisvoll ist. Hršel, und auf diese Tatsache müssen wir unsere kleine Falle aufbauen, Hršel

kann denken, und zwar nüchtern und logisch denken. Und was ist in diesem Falle logisch? Daß nicht einmal die dümmste Agentin der Welt dem Gegner gegenüber selbst von der Spionage zu reden anfangen würde. Wie es weitergehen wird, werden Sie selbst sehen."

Sie spielt jetzt also diese Rolle, die Maja, und der Chef der Kommission spielt den Zuschauer und Zuhörer und unterbricht sie nicht. Weder durch einen begeisterten Applaus noch durch ein unzufriedenes Zischen. Sie spielt nicht schlecht, sie gibt sich Mühe, gut zu spielen, denn sie soll für diese Rolle gut bezahlt werden.

„Machen Sie es für uns, Täubchen, und wir werden dafür etwas für Sie tun. Wir werden den Mann finden, der Ihnen das Leben gerettet hat und der dann mit seinem Wagen verunglückte. Es hängt nur von Ihnen ab, wie lange wir ihn suchen müssen. Fragen Sie nicht, ich müßte Ihnen antworten, und meine Antwort könnte nur eine Lüge sein."

Die alten Damen an dem Nebentischchen sind schon fort, der Oberkellner steht gähnend bei den Schachisten und schaut zu. Hršel ist für ein Weilchen verschwunden. Das sagte er, bevor er ging, aber er blieb ziemlich lange fort. Er steht beim Telephon und wartet. Emil II mußte die Aussage des Schriftstellers Horák aus der Kartothek heraussuchen und die Stelle, die das unbekannte rothaarige Mädchen betrifft, vorlesen. Also doch. Es gibt schöne Mädchen, viele sogar, aber es gibt kein auffallend schönes Mädchen, das in einem kleinen Büro arbeiten will, obwohl es gleichzeitig von einer Karriere einer Mata Hari träumt. Jan Horák hat nichts ausgelassen. Die Begegnung in der Telephonzelle, die Fahrt zu dem buckligen Schuster, wo der bewußtlose Direktor lag. Nur eines fehlt in dieser Aussage. Er konnte sich nicht erinnern, wie der Mann hieß, der behauptete, von der Polizei zu sein und der den Kranken aus der Wohnung des Kirchendieners abholte. „Ich war vollkommen fertig, ich war wie gelähmt. Ich weiß wirklich nicht, ob der angebliche Polizeibeamte seinen Namen nannte oder nicht. Auch beschreiben kann ich diesen Mann nicht." Schadet nichts, der Name war sicherlich falsch. Aber weiter. Alena hat dieses Mädchen auch gekannt oder zumindest gesehen, und Alena wurde heute erschossen. Einige Stunden vor dem, bevor diese Kolinova in die Sokolgasse kam. War es nicht darum, um dieser Roothaarigen Luft zu schaffen? Eine Deutsche also, diese Maja Kolinova.

„Danke, das genügt. Ich komme vielleicht noch heute auf einen Sprung hin."

Der Oberkellner geht ihm entgegen und erkundigt sich, ob er noch etwas bringen soll oder ob die Herrschaften schon zahlen wollen. Hršel zahlt und hilft Maja in den grauen Regenmantel. Er stützt sich auf seinen unmodernen Regenschirm, auf einmal scheint er alt zu sein oder niedergeschlagen, der robuste Chef der Kommission. Auf der Straße strafft er sich aber und zieht Maja energisch zu sich unter das wacklige schwarze Dach des Regenschirmes.

„Kennen Sie die Bar hier im Haus, die Sportbar, Fräulein? Kommen Sie, wir werden uns das Lokal anschauen. Es ist zwar nicht erstklassig, aber dafür sind die Preise nicht zum Vor-Wut-Zerspringen."

In der schäbigen Garderobe dieser Bar hört man die Zweimannkapelle den gerade modernen slowakischen Schlager dudeln. Auf dem Parkett drehen sich einige Pärchen, in den Nischen sitzen auch einige beim schlechten Wein.

„Noch einmal werde ich zu dir kommen", tremoliert der Klavierspieler in schlechtem Slowakisch. „Noch einmal wirst du mich sehen müssen, und während du mich anschauen wirst, werde ich dir das Herz stehlen."

Hršel bestellt eine Flasche echten französischen Weines und zieht den Vorhang vor der Nische zu. Jetzt sitzen sie sich gegenüber in diesem winzig kleinen Käfig, getrennt nur durch das Marmortischchen, auf dem eine Lampe mit einem blutroten Seidenschirm steht. Die zwei Musiker dudeln fast pausenlos, die tanzenden Paare singen kräftig mit.

„Werde ich dir das Herz stehlen —"

„Na, Fräulein Maja?" lächelt Hršel und hebt das Glas. „Worauf wollen wir trinken? Auf gute Zusammenarbeit? Oder auf du und du? Wollen Sie Emil zu mir sagen? Sie wissen doch, daß ich so heiße, nicht wahr?"

Also hat sie doch schlecht gespielt. Verspielt hat sie. Aber was jetzt? Was soll sie tun oder sagen? Nein, noch ist nicht alles verspielt. Die Russin darf sie nicht verraten.

„Ja, ich weiß, wer Sie sind", sagt sie fast ruhig. „Eben deswegen kam ich zu Ihnen."

„Wer schickte Sie zu mir?"

„Niemand. Ich wollte —"

„Warum sind Sie nicht einfach zu mir in die Kommission ge-

kommen? Warum erst diese Komödie mit dem Inserat? Und woher wußten Sie, von wem dieses Inserat stammte?"

„Mein — mein Freund erzählte mir, daß man mittels solcher Inserate Agenten sucht."

„Wen meinen Sie mit der Bezeichnung ‚mein Freund'?"

„Ich kenne seinen Namen nicht."

„Einen Namenlosen nennen Sie Ihren Freund? Wo ist dieser unbekannte Freund jetzt?"

„Das weiß ich nicht. Darum wollte ich eben zu Ihnen. Ich suche ihn."

Emil Hršel hat selbst viele Verhöre bestehen müssen. Trockene, sachliche Verhöre und auch solche, bei denen ihm das Blut aus der Nase und aus dem Mund spritzte. Er selbst hat auch schon viele Verhöre geleitet. Er weiß, daß die geschickteste Lüge trotzdem falsch klingt und er weiß auch, was für einen Ton die unwahrscheinlichste Wahrheit hat. Natürlich gibt es Ausnahmen, aber die sind für einen Fachmann auch kein großes Problem. Es gibt eben Ausnahmen. Ist dieses Mädchen eine Ausnahme?

„Wer hat die Gardistin Alena erschossen?"

Wenn bei einem Verhör plötzlich die Tonart in eine andere übergeht, paßt sich ein erfahrener und raffinierter Verhörter zwar sofort der neuen Tonart an, aber es gibt doch ein kaum merkliches Zögern, eine Bewegung der Hände oder Beine oder einen Blick, der ihn verrät. Von dem Tod der Gardistin scheint Maja aber wirklich nichts zu wissen. Es kommt nicht auf die Antwort an, es kommt dabei auf den visuellen Eindruck an.

„Das weiß ich nicht. Ich weiß nicht einmal, daß sie tot ist."

„Wo wohnen Sie jetzt?"

Jetzt will sie lügen. Sie wirft zuerst einen Blick auf den zugezogenen Vorhang, bevor sie antwortet. An die Flucht denkt sie also.

„Muß ich es sagen?"

„Nein, Sie können schweigen oder Sie können mich anlügen. Sagen Sie mir, warum wollen Sie nicht verraten, wo Sie wohnen?"

„Weil meine Wirtin keine Ahnung hat, daß ich eine Deutsche bin. Sie würde doch verhaftet werden oder sofort erschlagen, wenn —"

„Dann sind also Ihre Papiere falsch, nicht wahr? Woher haben Sie die falschen Ausweise?"

Die Sackgasse. Jetzt ist sie in der Sackgasse und kann nicht mehr zurückweichen. Es gibt nur noch eine Flucht nach vorn, eine Flucht ins Nichts.

Der Chef der Kommission hat die Lampe schiefgestellt. Er selbst ist im Dunkeln, Majas Gesicht ist in dem blutroten erbarmungslosen Licht. Es ist ein bekanntes Gesicht. Als er noch jung war, damals hat er von so einem Gesicht geträumt. Die Fabrikarbeiterinnen, mit denen er bei den Tanzereien Bier und Limonade trank und mit denen er nachher schlafenging, die hatten andere Gesichter. Gewöhnliche Alltagsgesichter, die er am Montag vergaß, obwohl er sie am Sonntagabend küßte. Seine Frau, er hat nie versucht, sich ihr Gesicht vorzustellen, wenn er von ihr durch die Partei oder durch die Gefängnismauern getrennt war. Ein Häuflein graue Haare, hängende Tränensäcke, eine Zahnprothese. Das ist das Gesicht seiner Frau. Dieses Gesicht da — Natürlich ist eine zu schöne Agentin in den meisten Fällen völlig unbrauchbar, weil sich ihr Gesicht jeder merkt. Aber warum sollte er sich nicht den Luxus des Besitzes dieses Gesichtes gestatten? Es wäre schade, diesen Hals auf dem Galgen zu erdrosseln. Außerdem — dieses Mädchen ist vermutlich vorläufig der einzige Weg zu seinem verschwundenen Gegenspieler, zu dem sogenannten Direktor.

„Gut, Sie wollen also nicht sagen, von wem Sie die gefälschten Ausweise haben. Ich habe nichts dagegen, schweigen ist manchmal besser als lügen. Außerdem brauche ich nicht dreimal zu raten, von wem Sie die Dokumente haben. Natürlich von unseren Gegnern. Kommen Sie, wir werden gehen."

„Wohin?"

„Das hängt von Ihnen ab, ob Sie in die Hölle oder in den Himmel kommen werden."

Hinter ihnen dudelt die Zweimannkapelle. „Und wer unser Gegner ist, marsch mit ihm ins Grab, bums, bums, bums —"

DAS LEBEN UND DER TOD

Das alte Leben stirbt und das neue Leben ist noch nicht geboren. Prag ist eine Stadt der Schatten geworden, eine Stadt der Gespenster, die sich gegenseitig schrecken. Die Zeitungen bringen bombastische Leitartikel, die die Sowjetunion verherrlichen, und wüste Hetzmeldungen. Man hetzt gegen die Deutschen, man hetzt gegen die Kollaborateure, man hetzt gegen die Kirche, aber man hetzt auch schon gegen den Westen. Gegen Amerika vor allem. Die Tschechen betrachten es als ein schlechtes Zeichen

für die Zukunft, daß die Juden, die aus allen möglichen Ländern und Konzentrationslagern zurückkamen, schon wieder Prag verlassen. Nicht alle, aber viele. Der millionenreiche Jude Petschek ist überhaupt nicht zurückgekehrt. In seiner orientalisch luxuriösen Villa wohnt der Sowjetbotschafter Zorin, in seiner Großbank residieren die NKVD und die Kommission.

Vor dem Pankratzer Gefängnis steht Tag und Nacht eine lange Schlange. Verwandte und Freunde der verhafteten Kollaborateure bringen Wäsche und Lebensmittel für die Internierten. Einmal in der Woche dürfen sie kommen, genau wie während des Krieges, als die Deutschen hier Herren waren. Sie wissen aber nie, ob die Internierten die Pakete erhalten haben oder nicht. Man muß meistens den ganzen Tag warten, bis man an die Reihe kommt, und darum kommen viele schon am Abend vorher und übernachten vor dem Gefängnis.

Es ist nicht viel, was diese Leute den Internierten zu bringen haben, die meisten haben selbst nichts und müssen das Brot, das alte Hemd, ein Stück Seife, ein Handtuch, eine Zahnbürste, einen Kamm oder etwas anderes, genauso Notwendiges, irgendwo erbetteln. Man gibt es ihnen ungern und nur verstohlen, denn der Umgang mit den Familienangehörigen und Freunden der Kollaborateure ist gefährlich. Sie trauen sich kaum den Mund aufzumachen während der langen Wartezeit, sie wissen, daß es unter ihnen Spitzel gibt. Einige, die regelmäßig an einem bestimmten Tag der Woche kommen, kennen sich schon und bilden kleine Gruppen und tauschen Ratschläge untereinander aus. Der oder jener Aufseher ist bestechlich — fast alle sind es übrigens —, der behält das ganze Paket für sich, der andere gibt den Gefangenen nur das Brot, und alles andere steckt er in die eigene Tasche. Ob der oder jener Internierte noch lebt, weiß man auch nicht ganz bestimmt. Auf Fragen bekommt man entweder zu hören „das weiß ich nicht" oder eine Grobheit. Man weiß aber, daß viele Gefangene sterben. Erschlagen werden sie oder sie verhungern oder sie sterben an den Wunden, weil es für sie keine ärztliche Hilfe gibt.

Fräulein Anna hat eine Decke mitgebracht, auf der sie auf dem Gehsteig sitzt. Neben ihr kauert eine Frau mit einem Säugling auf dem Schoß. Die ist auch jede Woche da, man hat ihren Mann nach der Revolution verhaftet, weil er einem deutschen Soldaten einige Zigaretten und ein Stück Brot gab. Die Frau ist ganz verstört, man hat sie aus der Wohnung weggejagt, und sie durfte nur ein bißchen Wäsche für das Kind mitnehmen. Alles

andere wurde laut der Kaschauer Retributionsdekrete beschlagnahmt. Diese Dekrete erlauben Raub des deutschen Vermögens, sie gestatten aber auch die sogenannte Beschlagnahme des Eigentums der Kollaborateure. Kein Gericht überprüft die Beschuldigung oder die Anzeige wegen Kollaboration, die Betroffenen können sich nirgends beschweren. Wer Geld oder Wertsachen rechtzeitig versteckt hatte, kann sich einen Rechtsanwalt nehmen, aber nur wenige Anwälte haben Lust und Mut, die Kollaborateure zu verteidigen.

„Haben die Verhöre schon angefangen?“ fragt die Frau flüsternd. „Wenn man nur Gewißheit hätte! Wenn ich wüßte, daß mein Mann ein Jahr oder auch fünf Jahre bekam, dann würde ich ruhiger sein. Aber ich weiß nicht einmal, ob er noch am Leben ist.“

Fräulein Anna, das kleine Häuflein aus Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und Mut, tröstet sie auf ihre Art. Der liebe Gott wird schon helfen, der liebe Gott vergißt und verläßt niemanden.

„Aber sein Vertreter, der Herr Erzbischof Beran, der hat uns vergessen und verlassen“, brummt erbittert ein Einbeiniger. „Der Herr Erzbischof hat vergessen, daß er selbst im Konzentrationslager war und wie das ist, wenn man wehrlos ist. Mit keinem Wort nimmt er die anständigen Deutschen in Schutz, im Gegenteil, er predigt die gerechte Strafe hier auf der Erde.“

Die Alte macht sich noch kleiner. Der Mann hat recht. Mindestens zwanzigmal hat sie versucht, zu dem Herrn Erzbischof zu gelangen, aber das Leben und der Tod des alten Kirchendieners Vorel interessierten niemanden in der erzbischöflichen Residenz. Bittbriefe hat sie geschrieben, Antwort kam aber nie.

Vorne, bei dem kleinen Tor, durch das die Wartenden einzeln eintreten müssen, entsteht ein Tumult. „Alle sind tot“, gellt eine Frauenstimme. „Alle sind tot! Mein Mann und meine drei Kinder sind tot! Mein Mann war Briefträger und kein Kollaborateur! Alle sind tot! Pepa war erst sechzehn und Rudolf siebzehn und Maruška zwanzig! Erschlagen hat man sie! Mörder, Mörder sind sie! Lassen Sie mich, ich will auch nicht mehr leben, wenn Sie mich erschlagen, dann muß ich mich wenigstens nicht selber umbringen!“

Endlich wurden die Internierten halbwegs registriert, und so konnte man in einigen Fällen konstatieren, ob der oder jener noch lebt. Aber nur die Morde nach dieser Registrierung erscheinen in dem Verzeichnis als „Todesfälle“. Die Hunderttausende anderen Morde werden nirgends schriftlich erwähnt.

Das Prager Statistische Amt gab lediglich bekannt, daß während des „Kampfes um Prag“ in den Tagen vom fünften bis zehnten Mai rund hunderttausend Deutsche unschädlich gemacht wurden. Niemand hat diese Toten identifiziert, fast alle wurden als Namenlose verscharrt oder verbrannt.

Der einbeinige Mann hat eine Zeitung mitgebracht. „Mláda fronta“, die „Junge Front“, das Blatt der kommunistischen Jugend.

„Da, Jan Horák schreibt einen neuen Roman. ‚Das neue Leben‘ heißt das Zeug. Der ist jetzt ganz oben, der Horák, der versteht es. Für solche Leute gibt es nur eine Gefahr, daß sie der Kommunistischen Partei so tief in den Hintern kriechen werden, daß sie den Weg zurück nicht mehr finden werden. Und dabei ist sein Schwiegervater als Volksfeind eingesperrt. Es ist im ‚Rudé právo‘ gestanden. Vorel heißt er und Kirchendiener war er. Angeblich hat er einige Deutsche versteckt. Der wird also dafür hängen, und Herr Genosse Horák lobt in seinem Roman das neue Leben.“

Mäuschenstill verhält sich das alte Fräulein, sie wagt nicht einmal ganz leise zu weinen. Damals — in der Kommission, wie ein Hund war sie dort in einen Verschlag eingesperrt. Geschlagen hat man sie nicht, nur einmal hat sie einer angespuckt, aber was sie gehört hat, das wird sie nie vergessen können. Das Röcheln, die Todesschreie — nein, das kann man nicht vergessen. Seitdem hat sie den Herrn Professor nicht gesehen. Nur auf dem Nationalausschuß erfuhr sie, daß sie auf Fürsprache des Genossen Schriftstellers Horák die Wohnung nach dem verhafteten Volksfeind Vorel übernehmen darf. Ihre Wohnung wurde ihr weggenommen, aber die ist bis heute versiegelt, so eine Wohnung will niemand haben.

„Die Mutter der Baarova ist bei einem Verhör hier im Pankratz plötzlich gestorben“, murmelt jemand von den Wartenden. „Herzschlag angeblich.“

„Diese Herzschläge kennen wir“, raunt eine andere Stimme.

Die junge Frau mit dem Kind rückt näher zu Fräulein Anna. „Einige Leute sind schon geflüchtet“, flüstert sie. „Unsere Leute flüchten zu den Deutschen nach Bayern und nach Österreich, stellen Sie sich das nur vor! Wenn mein Mann frei wäre, nicht eine Minute würde ich länger in Prag bleiben. Auch die Luft ist jetzt anders, man kann nicht richtig atmen, oder ist es die Angst? Aber auch die Großen haben Angst, nicht nur wir. Die vielen Selbstmorde auf einmal, seit der Revolution, während der

ganzen Protektoratszeit haben sich in Prag nicht so viele umgebracht wie jetzt in einer Woche."

Der Einbeinige wickelt aus einem Papier Brot und zwei Äpfel und kaut gründlich, damit der Genuß länger dauert.

„Wo ich schon überall war wegen meines Sohnes, der hier im Pankratz sitzt, das weiß ich selbst nicht mehr. Mein Sohn war Fähnrich bei unserer Protektoratsarmee, nie hat er mit den Deutschen etwas zu tun gehabt, aber er weigerte sich, auf die deutschen Frauen und Kinder zu schießen, und so hat man ihn am 8. Mai abgeführt. So verprügelt hat man ihn, daß er total taub ist, und so viel hat man auf ihm herumgetrampelt, daß er etwas auf der Lunge hat und Blut spuckt. Ich habe einen Bekannten, der ist Meister in der Gefängnistischlerei, der hat mir erzählt, mein armer Václav sehe wie eine Leiche aus. Beim Slánský war ich, bei dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei —"

„Der heißt gar nicht Slánský", unterbricht ihn ein junger Bursche, der auch jede Woche da ist. Seine ganze Familie ist hier in dem Staatsgefängnis. Von der neunundsiebzigjährigen Großmutter bis zu seinem sechzehnjährigen Bruder. Zusammen neun Stück. Er selbst weiß nie, ob er auch nächste Woche kommen wird, obwohl er während der Revolution sechs deutsche Soldaten, die sich ergaben, erschossen hatte. Die Bestätigung darüber trägt er immer bei sich, das ist ein gewisser Schutz, aber man kann nie wissen. „Der heißt doch Salzmann und ist ein Jude, der angebliche Slánský. Der Justizminister, der Stránský, ist auch ein Jude, und die auf der Kommission sollen lauter Juden sein. Trotzdem werden viele Juden schon wieder eingesperrt, aus Theresienstadt zum Beispiel, die gingen direkt aus dem deutschen Gefängnis in die tschechischen Marteranstalten."

„Bei Honza Masaryk war ich auch, in einer Bar auf der Kleinseite habe ich ihn erwischt um drei Uhr in der Nacht, besoffen war er wie immer. Kollaborateure müssen hängen, die müssen krepieren, die Henker wollen doch auch leben, hat er mir gesagt, dieses Schwein. Und im Rundfunk hat er das Maul voll von Humanismus, Demokratie und Brüderlichkeit. Dann war ich bei dem Herrn Primator, bei Petr Zenkl, der hat mir sagen lassen, ich soll froh sein, daß ich noch frei herumlaufen darf. Bei Minister Ripka war ich —"

„Das ist auch ein Jude und heißt in Wirklichkeit Fischl."

Man rückt einige Schritte nach vorne, zwei von der neuen Polizei, der SNB, gehen gewichtig an den Wartenden vorbei und

kontrollieren die Personalausweise. Einer von ihnen hat eine Liste und vergleicht die Namen der Wartenden mit denen der Internierten.

„Liška heißen Sie? Wen haben Sie hier?"

„Meinen Vater Ferdinand Liška."

„Ferdinand Liška, Ferdinand Liška — da ist es. Der ist nicht mehr hier, gehen Sie nach Hause."

„Und wo ist er jetzt, bitte?"

„Weiß ich nicht. Sein Name ist gestrichen."

Die Wartenden murmeln. Tot ist er, erschlagen natürlich.

„Navrátilova Božena heißt Ihre Frau? Verkäuferin war sie? Die ist auch nicht mehr da."

„Aber das ist doch — Ist sie tot? Meine Frau hat doch —"

„Halten Sie das Maul und verschwinden Sie!"

Ungefähr dreißig von den Wartenden gehen jammernd und weinend fort. Sie erfahren nicht, wie ihre Verwandten starben und wo sie begraben wurden, sie erfahren gar nichts.

Die übrigen Wartenden schweigen jetzt. Heute dürfen sie noch warten, aber nächste Woche vielleicht werden auch sie nach Hause geschickt, und das Brot wird der gefangene Vater nicht mehr essen, und die Mutter braucht die Seife nicht mehr.

Um sechs Uhr abends ist Fräulein Anna noch immer nicht an der Reihe. Von ihrem Platz sieht sie die internierten Deutschen, die von ihren Arbeitsplätzen in das Gefängnis zurückgetrieben werden. Bloßfüßig, ohne Hemden, kahl geschoren, aber mit langen Bärten. Obwohl sie von der mehr als zwölfstündigen Sklavenarbeit gänzlich ausgepumpt sind, müssen sie laufen. Den Deutschen ist nicht gestattet zu gehen, sie müssen laufen, laufen, laufen. Einige Hunderte Tschechen, die auf diese Heimkehr der deutschen Barbaren täglich warten, bewerfen sie mit Steinen, spucken sie an und beschimpfen sie. Das ist gestattet, die Aufseher haben nichts dagegen.

Fräulein Anna bekreuzigt sich dankbar, als sie das Paket mit Brot, einem Stück Seife, einem Taschentuch und zwanzig Würfeln Zucker abgeben darf. Herr Vorel lebt also noch, Gott sei Dank.

„Sind Sie mit diesem Vorel verwandt?" fragt der Aufseher in der Kanzlei.

„Nein, bitte sehr, aber —"

„Schauen Sie", senkt der Mann die Stimme. „Was haben Sie davon? Wie alt sind Sie denn? Über siebzig, nicht wahr? Ich werde Ihnen etwas sagen, lassen Sie den Vorel, wenn Sie nicht große Scherereien haben wollen. Unter uns gesagt, alle, die hie-

her kommen, sollen nächste Woche erfaßt und auf die politische Verläßlichkeit überprüft werden. Wissen Sie, was das bedeutet? Das bedeutet, daß viele von den Wartenden dort draußen bei uns Quartier bekommen werden. Bleiben Sie also zu Hause und —"

„Danke sehr, Herr, aber ich werde trotzdem kommen. Einmal müssen wir alle sterben, und wir sind alle in Gottes Hand."

Der Mann zuckt mit den Schultern. Wenn sie sich nicht raten lassen will — „Na", sagt er laut, „hoffentlich stirbt der Vorel in Gottes Hand und nicht auf dem Galgen."

In dieser Nacht schläft keiner von den Internierten. Draußen, auf dem Pankratzer Platz, werden mit großem Lärm Bretter ausgeladen und es wird gehämmert und gesägt. Die Tribüne mit den drei Galgen wird gebaut für die erste öffentliche Hinrichtung, die nach dem Volksgerichtsverfahren erfolgen soll. Jeder in Prag weiß den Namen des ersten, der hier hängen wird. Es ist der deutsche Bürgermeister von Prag, Hans Pfitzner. Alle wissen es, nur er selbst weiß es nicht.

DIE FRAUEN VON LIDICE

Die Villa des Ministerialrats Hladil sieht noch immer verwahrlost aus. Arbeitskräfte zu bekommen, ist fast unmöglich, denn jeder Handwerker und sogar jeder Hilfsarbeiter will Narodní správce (Nationalverwalter) werden. Zu verwalten gibt es viel. Es gibt Fabriken, Hotels, Geschäfte, Sanatorien, Kinos und große Gutshöfe, die deutsches Eigentum waren oder den tschechischen Kollaborateuren gehörten, und als Nationalverwalter kann man herrlich leben, ohne zu arbeiten. Ein Schuster verwaltet ein Lungensanatorium, er versteht zwar nichts davon, aber das ist nicht notwendig, die Verwaltung dauert ohnehin nur so lange, bis alles in dem Sanatorium ausgeplündert ist. Ein Hilfsarbeiter bekommt einen Gutshof mit zweihundert Kühen, hundert Pferden und dreihundert Schweinen, und einen Monat später sind sämtliche Ställe leer. Das macht aber nichts, der Verwalter schreibt einfach einen Bericht, in dem steht, daß die deutschen Wehrwölfe, die sich überall versteckt halten, die Tiere vergiftet haben, und er bekommt eine neue Verwaltung, zur Abwechslung ein Textilgeschäft. Weil man Textilwaren nicht vergiften kann, berichtet er diesmal, als der Laden leer ist, daß die deutschen

Wehrwölfe die Waren gestohlen haben. Diese Wehrwölfe erscheinen in vielen Berichten, sonst aber nirgends.

Drei Herren und ein Igel sitzen unten in der Küche. Erstens ist die Küche der wärmste Raum in der Villa, und zweitens kann man aus ihr rasch in dem unterirdischen Gang verschwinden, der durch den Igel entdeckt wurde. Vor jedem der drei Herren liegen auf dem Küchentisch beschriebene und leere Blätter, in der Mitte thront eine grünlich schillernde Fünfliterflasche mit slowakischem Wein. Der Igel sitzt in einem Hausschuh des Ministerialrates. Diesen Gegenstand betrachtet er als sein Bett, und er muß in jeden Raum, wo sich der Hausherr jeweils aufhält, mitgebracht werden, sonst trottet das Tierchen betrübt herum und quietscht jämmerlich oder erbost.

„Ihre Alarmvorrichtung funktioniert übrigens ausgezeichnet. Ich habe heute früh auf die Stufe, unter der der Draht läuft, versehentlich getreten, und die Alarmvorrichtung machte so einen Lärm, daß ich fast taub geworden wäre. Haben Sie es nicht dort unten gehört?"

„Alarmvorrichtungen sind gut für gute Leute", grinst ihn der Direktor, der jetzt Novák heißt, an. „Gute Leute haben keine schlechten Absichten, wenn sie ein Haus betreten. Was die anderen anbelangt, Herr Doktor, meine Devise ist, zuerst schießen und dann fragen, was für Wünsche der Betreffende hat."

„Machen wir also weiter", klopft der Polizeirat Donat mit seinem Bleistift auf den Tisch. „Punkt drei. Eigentlich sollte es Punkt Nummer eins sein. Hršel wollte Tamaras Laden ausheben und ließ sie beobachten. Tag und Nacht waren mindestens drei von seinen Leuten dort und mimten Dachdecker, Schornsteinfeger, Briefträger, Gäste in dem Lokal vorne und selbstverständlich Käufer. Ich glaube, Hršel hat mindestens zehn heilige Antoniuse und zwanzig Gipsmadonnen zu Hause und eine ganze Kollektion von verschiedenen Rosenkränzen. Ich habe, obwohl ich nichts zum Lachen habe, so lachen müssen, als mir die Tamara von ihrem Verschwinden erzählte, daß ich vor lauter Lachen weinte. Nur eines verstehe ich nicht. Daß sie so gut informiert war, was der gute Chef der Kommission vorhat. Also — einer von Hršels Leuten saß auf dem Dach und ‚reparierte', einer stand auf dem Hof und strich die Fensterstöcke an und Tamara kam hinaus und fragte ihn freundlich, von welcher Firma er wäre, sie würde gerne die Tür zu ihrem Laden neu anstreichen lassen, möglichst rot, denn rot wäre eine angenehme, lustige Farbe. Fünf Minuten später betrat ein Käufer den Laden und flog selbstver-

ständlich über die Stufen hinunter. Auch einer von Hršels Leuten natürlich. ‚Guten Tag', sagte er und wollte ein Gebetbuch haben. Das hat Tamara noch gehört, aber in dem Laden war sie nicht mehr. Der brave, fromme Käufer wartete, er dachte, die Alte wäre vielleicht draußen auf der Toilette. Schließlich ging er aber doch hinaus und raunte seinem Spezi zu, die Alte wäre nicht da. Ich hatte auch einen von uns in dem Gasthaus vorne, und von dem erfuhr ich den Schluß. Der Dachdecker war mit einem Satz von dem Dach herunter, der Anstreicher steckte den Pinsel vor lauter Aufregung in die Tasche und zog aus der anderen einen Revolver heraus und alle drei stürmten in den Laden. Nichts zu machen. Von Tamara blieb nur ihre Sonntagsperücke übrig. Das Gesicht von Hršel hätte ich gerne gesehen, als ..."

Draußen schrillte die Glocke. Novák verschwindet sofort wie ein Geist, die beiden anderen schauen sich an. Jetzt ein Besuch? Nach zehn Uhr abends? Die Glocke meldet sich noch einmal, nicht herrisch fordernd, eher zaghaft und ängstlich. Die beiden Männer laufen hinauf, durch das Fenster neben der Halle kann man die Straße vor der Villa sehen. Sie sehen aber niemanden, obwohl die Glocke schon wieder bimmelt. Hat sich der Besucher geduckt oder versteckt?

„Haben Sie eine Waffe?" flüstert der Polizeirat, als Doktor Hladil zu der Haustür geht.

Der nickt nur, öffnet die Tür zu einer schmalen Spalte und späht hinaus. Wieder ist niemand auf dem Gehsteig zu sehen, diesmal aber ruft jemand.

„Hallo, bitte, machen Sie doch auf, bitte!"

Hladil pirscht sich langsam und vorsichtig durch den Vorgarten, den entsicherten Revolver in der Hand. Erst als er direkt bei dem Gittertor steht, sieht der den Besucher. Es ist ein Buckliger, und neben ihm steht eine Ziege.

„Zu wem wollen Sie denn?"

„Zum Herrn ... es steht hier auf dem Kuvert, bitte."

Der Ministerialrat nimmt den Umschlag, wirft einen Blick nach links und nach rechts, aber weit und breit ist niemand zu sehen, und auch kein Auto. Der Bucklige kam also allein. Er steckt den Revolver in die Tasche, zündet ein Streichhölzchen an und liest auf dem Umschlag seinen eigenen Namen.

„Von wem ist der Brief? Oder nein, kommen Sie hinein."

„Ich habe aber die Cilka, bitte, die kann ich nicht auf der Straße lassen."

„Die Ziege kann in dem Garten bleiben."

„Die bleibt nicht allein, die ist wie ein kleines Kind, die würde derart meckern ..."

„So nehmen Sie das Tier mit. Warum schleppen Sie eine Ziege durch die Stadt? Na, das können Sie mir nachher erzählen."

In der Halle, beim Licht, sieht man, daß das bucklige Männlein ganz verstört ist. Dafür ist die Ziege sofort wie zu Hause. Ermüdet durch den langen Marsch durch Prag, legt sie sich zu dem Kamin hin und schläft fast augenblicklich ein. Ihr langer Bart zittert im Schlaf, die Augendeckel zucken. Cilka träumt.

Der Ministerialrat schiebt dem sonderbaren Boten einen Stuhl zu und öffnet den Umschlag. Zum Vorschein kommt ein kleinerer Umschlag mit dem Namen des Polizeirates. Soll er den Buckligen hier warten lassen und den Brief sofort Donat geben? Das Männlein hat sich nicht hingesetzt, es steht gestützt auf den Stuhl und zittert am ganzen Körper.

„Wer gab Ihnen den Brief?" fragt der Ministerialrat.

„Der junge Herr ...", und der Schuster lehnt den eckigen Kopf auf den Stuhl und weint.

„Was haben Sie? Beruhigen Sie sich doch! Möchten Sie einen Schluck Wasser oder Wein? Nein? Wo ist der junge Herr? Wie heißt er? Und warum kam er nicht selbst?"

„Aber er ist doch – der ist doch tot! Heute nachmittag habe ich von ihm zwei Briefe bekommen, einen sollte ich dort im Kloster in der Bartholomäusgasse abgeben, dort hat der junge Herr seine Schwester gehabt, und dort war auch die Cilka, in dem Kloster, als ich bei dem jungen Herrn wohnte. Ich habe mich so gefreut, daß die Schwester schon wieder in dem Kloster ist, gestern ist sie erst gekommen, die ganze Zeit war sie eingesperrt – und ich habe ihr also den Brief gegeben und sie hat zuerst gelächelt und dann hat sie ihn gelesen, und auf einmal ist sie blaß wie Schnee geworden und sie sagte zu der alten Nonne: ‚Mein Bruder ist tot. Er hat sich erschossen.' Ich konnte es zuerst gar nicht glauben, ich habe ihn doch noch vor einigen Stunden gesehen, hundert Kronen hat er mir noch gegeben, und jetzt ist er tot. Die Cilka habe ich mitgebracht, ich muß nach Hause, meine Frau habe ich nicht gefunden, obwohl der junge Herr alles mögliche unternommen hat. Wissen Sie, Herr, das ist kein Leben mehr, der junge Herr hat es jetzt besser."

Der Bucklige hockte sich zu der Ziege auf den Fußboden hin und weinte so, daß er gar nicht merkte, daß noch jemand in die Halle kam. Donat öffnete den an ihn gerichteten Brief, er hat

alles hinter der Tür gehört, er weiß also, daß Viktor tot ist, und trotzdem muß er die ersten Zeilen einigemal lesen, bevor er so weit ist, sie zu begreifen.

„Mein lieber Freund,
hoffentlich darf ich Sie so nennen, obwohl ich es nicht verdiene, ein Freund eines anständigen Menschen zu sein. Ich habe meine Schwester von Emil Hršel gekauft, ich sollte sie mit dem Verrat an Ihnen und unserer Sache bezahlen, ich zahle aber lieber mit meinem Leben. Meiner Schwester wird jetzt nichts mehr geschehen, nach meinem Tod ist sie als Erpressungsmittel für Hršel wertlos. Verraten habe ich noch nichts, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Mein letztes Wort. Sagen Sie, bitte, dem Ministerialrat H., daß er sich vor dem General Bartik sehr in acht nehmen soll. Er weiß es, aber er weiß nicht alles. Bartik hat das Material gegen den ehemaligen Chef der politischen Abteilung des Polizeipräsidiums, Doktor Vysloužil, geliefert. Der sogenannten Subkommission Masov. Natürlich war es ein gefälschtes Material, aber für den Staatsprokurator beim Volksgericht wird es genügen. Achtung auch auf den Doktor Krajina, der arbeitet heute eifrig für die Kommission, genauso wie er bis zum fünften Mai für die Gestapo gearbeitet hat. Über seine Tätigkeit als Agent provocateur in Theresienstadt, wo er mit seiner Frau und mit seiner Freundin als prominenter Häftling gut lebte, könnte eine Sekretärin der Gestapo aussagen, eine gewisse Liesl Prokop. Man müßte sie finden, sie ist in einem von den Privatgefängnissen in Dejwitz. Vielleicht wird es Ihnen möglich sein, für den armen buckligen Schuster etwas zu tun, der Ihnen meinen Abschiedsbrief bringen wird.

Denken Sie nicht, daß ich ein Feigling bin. Ich kann nicht anders. Wer in einer Sackgasse ist und nicht mit dem Schädel durch die Mauer kann, der muß durch einen Kopfschuß einen Ausweg finden. Ich bin gespannt, ob es nach dem Tod noch etwas gibt, oder nur die Würmer. Wenn ja, dann bleibt meine Seele in unserer armen Heimat.

Ihr Viktor."

In den Möbeln knackt es, sonst ist es so still, daß man die Atemzüge der Cilka hört. Den Buckligen hört man nicht atmen. Er liegt bei seiner Ziege wie ein Toter. So schläft man nur nach einem Nervenschock.

„Lassen wir ihn vorläufig hier und gehen wir hinunter", sagt

der Ministerialrat, als auch er den Abschiedsbrief des jungen Sekretärs gelesen hat.

Novák ist schon in der Küche. Er überfliegt den Brief hastig und dann liest er ihn noch einmal, sehr langsam.

„Schade", ist alles, was er sagt, als er den Brief in den Umschlag zurücksteckt.

„Viktor war ein anständiger Kerl." Donat spricht ziemlich schroff, das „schade" für seinen Sekretär ist ihm zuwenig.

„Die Anständigkeit eines Selbstmörders hilft niemandem mehr", meint Novák trocken. „Machen wir weiter? Punkt vier sind die Frauen von Lidice."

„Nein, zuerst etwas anderes. Ich möchte Ihre ganz offene Meinung über diesen Brief hören."

„Das können Sie haben, Herr Doktor Hladil. In dem Brief fehlt etwas. Wenn seine Seele in der armen Heimat bleiben will, dann hätte dieser Brief viel länger sein müssen. Das von dem Krajina und der Prokop ist bekannt. Daß Bartik ein Lump ist, das ist auch keine funkelnagelneue Neuigkeit. Mich hätte interessiert, wie oft zum Beispiel Viktor mit Hršel sprach und was er als Vorschuß für die Freiheit seiner Schwester bezahlt hat."

„Ich kannte Viktor sehr gut", unterbricht ihn Donat zornig.

„Ich bestreite es nicht, aber ich habe seinen Brief sehr genau gelesen, und da vermisse ich zum Beispiel auch, wo sich dieser junge Mann mit Hršel traf. Der Name des Lokals oder die Adresse der illegalen Wohnung hätte uns viel helfen können. Ich vermisse weiter den Namen der Verbindungsperson, denn es ist nicht anzunehmen, daß Hršel oft mit Viktor gesehen werden wollte. Meine offene Meinung ist, daß Viktor etwas über Sie, Doktor Donat, dem Hršel ausgeplaudert hat und daß diese Tatsache der wahre Grund zu seinem Selbstmord war. Anständige Leute, und Sie sagten selbst, daß Ihr Sekretär anständig war, ersticken einfach an dem Verrat, egal, warum sie ihn begangen haben."

„Hršel weiß, daß ich mit Doktor Hladil amtlich viel zu tun habe."

„Hoffentlich weiß er nicht mehr. Emil Hršel ist nicht sonderlich bei seiner Partei beliebt, bei der Parteileitung im Zentralkomitee, meine ich, und hat deswegen gar keine politische Karriere gemacht. Dafür ist er aber als hervorragender Fachmann auf dem Gebiet der Spionage geschätzt. Den Blödsinnigsten hätten die Kommunisten schwerlich zu dem Chef der Kommission gemacht. Ich würde vorschlagen, daß Sie, meine Herren, ein bißchen

Feinde spielen sollen. Nicht auffallend, nur ab und zu ein abfälliges Wörtlein beim Nosek oder vor dem Bartik. Es ist zwar nur ein primitives Mittelchen, aber es kommt dabei vor allem auf das überzeugende Spiel an."

„Und was soll mit dem armen Teufel dort draußen geschehen?"

„Vorläufig nichts, Doktor Hladil. Daß Viktor Selbstmord begangen hat, das weiß die Kommission bestimmt auch schon. Früher als wir. Auch daß der Bucklige sein Schützling war. Warum sollte er nicht mit den letzten Grüßen zu Doktor Donat geschickt worden sein? Ein ganz kurzes Brieflein würde auf alle Fälle nicht schaden. So einen kurzen Abschiedsbrief können wir noch heute nacht fabrizieren. Zum Vorzeigen nur, wozu sind Sie schließlich Polizeirat? Ich muß zuerst mit Tamara sprechen, dann werden wir weiter sehen, ich meine, was den Buckligen anbelangt. Ich möchte mit ihm aber auf alle Fälle ein bißchen sprechen."

Der Ministerialrat beginnt seinen Vortrag über die Frauen von Lidice. Beamtenmäßig trocken, schön von vorne an, zuerst nur Tatsachen, ohne Argumente oder Schlüsse.

Novák ist nicht ganz bei der Sache. Etwas anderes ist jetzt wichtiger. Ein Buckliger — ein Buckliger war doch irgendwo, nach dem Autounfall. Oder hat er diesen Buckligen nur erträumt in seinem Fieber damals? Ein Zwerg war dort, ein buckliger Zwerg. Was man halt alles zusammenträumt, wenn man schon mit einer Haxe vor dem Himmelstor ist. Oder in der Hölle.

Auch der Polizeirat kann sich nicht auf die Frauen von Lidice konzentrieren. Warum hat die Russin verboten, dem Chef von dem Buckligen zu erzählen? Die alte Hexe weiß immer ganz genau, was sie will und warum sie es will. Gut, jetzt ist aber der Bucklige da, und das ist ein Strich durch die Rechnung. Mit Gewalt kann man nicht verhindern, daß der Chef mit ihm spricht. Wenn er aber mit ihm sprechen wird und Hršel den Buckligen nachher schnappt, dann ... Nein, nein, ganz ausgeschlossen.

„Verzeihung, Doktor Hladil, ich muß noch auf ein Momentchen zurück. Kollege Novák, mit dem Buckligen werden Sie nicht sprechen dürfen. Wenn Hršel ..."

„Danke für die Belehrung. Vorläufig ist aber diese Sorge nicht aktuell, wir sind noch immer bei den Frauen von Lidice."

Eine kleine Pause, eine fühlbare vibrierende Spannung. Aber

nur einige Sekunden. Das gemeinsame Interesse an dem gemeinsamen Kampf ist stärker als alles andere.

„Die Frauen von Lidice", beginnt der Ministerialrat lebhafter, denn jetzt wird es wahrscheinlich zu einer scharfen Diskussion kommen. „Sie sind unzweifelhaft der Haupttreffer der Kommunisten und damit auch der Beneš-Leute und selbstverständlich auch der beiden anderen Parteien."

„Die Deutschen haben mit dem Fall Lidice Moskau das Herzas in die Hände gespielt. Wir haben uns damals im Polizeipräsidium die Haare gerauft, aber es war nichts zu machen. Lidice mußte hin sein, und jetzt haben wir die Weiber von Lidice auf dem Hals. Vollzählig."

„Wir können nur hoffen, daß diese Damen langsam, aber sicher auf die Nerven gehen werden. Gestatten Sie, Doktor Hladil? Wo ist Ihr Verzeichnis mit den gesammelten Werken über Lidice? Danke, ich sehe schon. Bis jetzt erschienen über Lidice 22.331 Artikel und Glossen in den Zeitungen und Zeitschriften nur bei uns in der Republik. Bei dem Kultusministerium sind zur Zensur angemeldet 271 Romane über Lidice. Bis jetzt gibt es 931 Broschüren über Lidice und 16 Bücher. Nur bei uns in der Republik, meine Herren. Der Rundfunk spricht durchschnittlich einmal täglich über die Frauen von Lidice, der Prager Rundfunk, der Brünner Rundfunk, der Ostrauer Rundfunk, der Preßburger Rundfunk und natürlich auch Kaschau. Macht fünfmal täglich also. Daran müssen die Leute doch einmal ersticken, an so vielen Tränen und Rührung. Wie sehen die Damen übrigens aus?"

„Die Kommunisten haben diesmal eine blendend tadellose Arbeit geleistet. Die Frauen von Lidice sind dressiert wie die Hunde. Schwarz gekleidet, bescheiden und doch kampfbereit, natürlich nicht für sich, sondern für das arbeitende Volk. Wo sie sich zeigen, werden die Leute einfach verrückt. Ihnen zu Ehren werden immer noch Deutsche abgeschlachtet, wie Opfertiere. Keine Wochenschau im Kino ohne Frauen von Lidice, keine Galavorstellung im Nationaltheater ohne Frauen von Lidice. Wenn sie erscheinen, und sie verstehen es, zu erscheinen, dann steht alles auf, wie beim Eintritt des Präsidenten. So lange sie noch heulten, war es noch halbwegs gut, jetzt reden sie aber. Alle. Sie halten Vorträge. Kurze, schlechte Vorträge, aber sie wissen, was man von ihnen hören will. Rache und immer wieder Rache. Rache für unsere Männer und Kinder, Rache für unser Dorf. Alle Deutschen müssen aus der Republik verjagt werden, jeder Deutsche ist an dem Tod des Dorfes Lidice mitschuldig. Wer

einen Deutschen schont, bejaht das Verbrechen an uns, an den Frauen von Lidice. Keine Gnade für Kollaborateure, die gehören genauso wie die Deutschen an den Galgen. Kein Wahlrecht für Verräter und Volksfeinde!"

„Aha! Verräter und Volksfeinde werden also nicht wählen dürfen. Und wer entscheidet darüber, ob jemand ein Volksfeind ist oder nicht? Die Damen von Lidice selbst vielleicht?"

„Sie werden lachen, Kollege Novák, die Frauen von Lidice bestimmen tatsächlich, wer das Wahlrecht bekommt und wer nicht."

„Bei den Millionen von Wählern, Doktor Hladil?"

„Jawohl, bei den Millionen von Wählern. Durch einen ganz einfachen, dafür aber sehr wirksamen Trick. Die Wählerlisten haben die Ortsnationalausschüsse angefertigt und sie haben sie auch in der Hand. Wer den kommunistischen Mitgliedern eines Nationalausschusses nicht paßt, wird von der Liste gestrichen. Begründung: Die Frauen von Lidice halten diesen XY für nicht würdig, die Volksvertretung zu wählen. Gut, der Betreffende kann sich natürlich beschweren. Bei wem aber? Der Nationalausschuß nimmt die Beschwerde nicht an, das wäre ein Zeichen des Mißtrauens den Märtyrerinnen von Lidice gegenüber. Der Landesnationalausschuß schickt diese Beschwerde zurück an den zuständigen Ortsnationalausschuß, und der Betreffende ist wieder dort, wo er war. Bei uns im Innenministerium werden die Beschwerden überprüft. Das heißt, sie bleiben einfach eine Zeit liegen und gehen dann zurück an den zuständigen Ortsnationalausschuß mit dem Ersuchen, diese Beschwerde nach Möglichkeit nachzuprüfen. Die Möglichkeit gibt es aber nicht, denn es gibt eben die Frauen von Lidice. Bleiben also die Frauen von Lidice selbst, die der Betreffende aufsuchen könnte. Wie gelangt man aber zu ihnen? Die sind besser bewacht, als es Hitler war."

„Nicht schlecht, dieses Spielchen ‚Volksfeind ärgere dich nicht'. Wer hat sich diesen Spaß ausgedacht?"

„Weil es bei den Wahlen um das Wohl unseres tschechischen Volkes geht", sagt Donat mehr bitter als ironisch. „Des tschechischen Volkes, das sich spontan die Vernichtung aller Germanen wünscht, wie man täglich lesen und hören kann, darum also wurde dieser kluge Wahltrick von einem deutschen ..."

„Nicht möglich!"

„Ausreden lassen! Von einem deutschen Juden namens Geminder stammt dieser Trick. Dieser Genosse spricht so gebrochen Tschechisch, daß die Kommunisten nicht wagen, ihn jeman-

dem zu zeigen. Und dabei werden in den Gefängnissen täglich Deutsche mißhandelt, weil sie noch immer nicht Tschechisch gelernt haben. Geminder ist Berater von Gottwald und Nosek. Moskauer Schule selbstverständlich."

„Hat man ein Bild von diesem Kerl?"

„Nein, auch das nicht. Genosse Geminder ist sozusagen unsichtbar."

„Sein Photo müssen wir aber haben, damit wir wissen, wer dieser Kerl ist. Geminder, Geminder — nie gehört. Zur Prominenz unserer Kommunistischen Partei hat er früher bestimmt nicht gehört. Kann man nicht herausfinden, ob er wirklich Geminder heißt? Slánský heißt schließlich auch nicht Slánský, sondern Salzmann, und hat es trotz des falschen Namens bis zum Generalsekretär der Kommunistischen Partei gebracht, jetzt nach dem Krieg. Auch ein Jude übrigens. Gibt es denn im Zentralkommitee jetzt überhaupt welche Nichtjuden? Aber noch einmal zurück zu diesen gottverdammten Weibern. Wenn nicht ein Wunder geschieht, werden die Damen von Lidice den Kommunisten die Wahlen mit einem eleganten Vorsprung gewinnen, und das bedeutet das Ende der Republik. Eine Propaganda gegen sie ist so gut wie ausgeschlossen. Wie wäre es aber mit der Flüsterpropaganda? Man müßte etwas erfinden. Die Frauen von Lidice, meinetwegen nur eine von ihnen oder zwei, haben im Konzentrationslager ein kleines Techtelmechtel mit einem SS-Mann gehabt. Gemein natürlich, dieser Einfall, aber ..."

Der Ministerialrat steht auf und holt ein uraltes, rostiges Bügeleisen, das verstaubt unter dem Waschbecken stand. Kein elektrisches Bügeleisen, dieses Modell ist mit einem Eisenstück, das man im Herdfeuer heißmacht, zu heizen. Er hebt den oberen Teil und greift hinein.

„Mein Tresor, meine Herren. Nur für wichtige Dokumente. Da ...", er zieht ein Röllchen Seidenpapier aus dem Schnabel des Bügeleisens heraus. „Ein Bericht über die Frauen von Lidice von einem Mithäftling. Die Frau hat mich im Ministerium aufgesucht. Es ist ein eidesstattlicher Bericht über den Meineid der Frauen von Lidice. Darf ich ihn vorlesen?"

DER KAFFEE DES DOKTOR HASAL

Vlasta Králová ist immer noch am Karlsplatz. Entlassungen finden keine statt, es kommen immer neue und neue Verhaftete.

Da die Gerichtssäle nicht mehr als Räume für die Häftlinge benützt werden dürfen, sind die Gefangenen in dem sogenannten alten Gefängnis zusammengepfercht.

Man nennt Vlasta die „Schusterin", alle nennen sie so, die Aufseher und auch die Mithäftlinge, weil sie von nichts anderem reden kann, als von ihrem Mann und seinem Handwerk. Komisch und lächerlich findet man, daß dieses Wesen ein Kind erwartet. Wie konnte nur ein Mann diese schielende, unhübsche Frau heiraten? Noch dazu ein fescher, fleißiger Handwerker. Niemand weiß, daß der Schuster Král bucklig ist. In den Träumen und Reden seiner Frau ist er ein schöner Mann, ein braver Mann, der beste Mann auf der Welt.

Doktor Hasal trauerte der Gardistin Alena nicht nach. Dieses eitle, launenhafte Luder war ihm schon längst lästig. Ihre Protektion brauchte er nicht mehr, er schwamm jetzt allein kräftig mit dem roten Strom und erreichte bald das richtige, sichere Ufer. Durch die Hilfe der sogenannten Subkommission, die im Justizwesen allmächtig war und die nur der berüchtigten Kommission unterstand, wurde er bald das, was er wollte. Ein Richter beim Volksgericht. Um diese Funktion rauften sich die wirklichen, anständigen Richter nicht, denn ein Richter beim Volksgericht war nichts anderes als ein Warenlieferant des Henkers.

An seine Frau dachte er nur, wenn er einen von den vielen Fragebogen, die nach dem Krieg zu einer Plage der Tschechen geworden waren, ausfüllen mußte. Jedesmal trug er sich in den Fragebogen als Witwer ein. Seine Frau wurde während der Revolution von den Deutschen getötet, die Kinder haben vermutlich die SS-Mörder über die Grenze verschleppt. Niemand wollte mehr wissen, niemand bestritt diese seine Behauptungen. Er beschlagnahmte für sich eine schöne Villa am Barrandow, und in die Gegend vom Petersplatz kam er nicht mehr.

General Bartik, der servil den Kommunisten diente, brauchte oft seine Dienste, wenn es darum ging, einen Offizier in das Gefängnis zu bekommen. Doktor Hasal stellte, ohne viel zu fragen, die Haftbefehle zur Verfügung. Das Delikt war immer das gleiche. Volksfeindliche Tätigkeit während der deutschen Okkupation. Das bedeutete einen kurzen Schauprozeß und einen langen, qualvollen Tod auf dem Galgen.

Emil Hršel, dieser sonst nüchterne Diener seiner Partei, der die Menschen nie in sympathische und unsympathische teilte, sondern nur in Parteinützliche und Parteifeinde, empfand für Doktor Hasal einen starken Widerwillen. Jedesmal kostete es ihn

eine Überwindung, diesem Mann die Hand zu reichen. Hasals Hand kam ihm genauso klebrig und unsauber vor, wie sein schütteres, von Brillantine triefendes Haar. Aber er brauchte ihn. Vorläufig. Die erste Garnitur der „Volksrichter", die durch ihre Urteile an unzähligen Unschuldigen von den meisten Tschechen gehaßt wurde, mußte eines Tages verschwinden. Die Kommunistische Partei, wird es später heißen, straft streng diese Streber aus den kapitalistischen Kreisen, die nicht genug sorgfältig ihre Funktionen ausgeübt haben.

Diesmal mußte Hršel selbst um eine sofortige Unterredung mit Doktor Hasal ersuchen, denn es gab einen Fall, der still erledigt werden mußte.

„Die Sache ist so", begann Hršel, ohne wie üblich, gleichgültig zu fragen, wie es dem Volksrichter geht, oder wenigstens formhalber zwei, drei Sätze über das Wetter zu sagen. „Daß Sie den Mund halten müssen, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Es gibt da ein verrücktes Frauenzimmer, das mit den Frauen von Lidice im Konzentrationslager war. Geht dieses Biest zu Minister Stránský, ein Glück noch, daß es Stránský war, und erzählt ihm eine Geschichte und verlangt kategorisch, er soll es in seine Zeitung geben, denn dieses Verbrechen wäre so unerhört, daß es eine Warnung für unser Volk werden müsse. Diese Geschichte ist dummerweise leider wahr. Stránský rief mich sofort an, und ich habe genauso sofort mit Genossen Zápotocký darüber gesprochen. Nichts zu machen, dieses Weib sagt wirklich die Wahrheit. Deswegen müssen wir sofort etwas unternehmen. Stránský bestellte die Frau für heute wieder zu sich, sein Chauffeur bringt sie so in einer Stunde zu Ihnen. Sie werden sie am Karlsplatz empfangen, nicht am Pankratz. Die Gründe dafür werden Sie verstehen. Sie werden ihre Aussage zu Protokoll nehmen, als Geheimsache natürlich, den Gerichtsschreiber wird Ihnen die Kommission diesmal schicken. Ist sie mit dem Zeug fertig, dann werden Sie, lieber Herr Doktor Hasal ..."

Emil Hršel zögerte eine Sekunde und beendete dann im Flüsterton. Er hat wenigstens einen schwachen Widerstand erwartet, wenn nicht ein entsetztes Zurückschrecken, aber nichts geschieht. Doktor Hasal nickt nur ruhig und raucht weiter und sagt lächelnd: „Selbstverständlich. So wird es am besten sein."

Die Schusterin, Vlasta Králová, kehrt den Korridor zusammen, als an ihr vorbei zwei „Freie" von „draußen" gehen. So nennen die Gefangenen diejenigen, die als Zeugen oder Denunzianten in das Gerichtsgebäude kommen. Sie grüßt höflich „Guten Abend",

und zu ihrer Überraschung antwortet die Frau freundlich auf ihren Gruß. Dann gehen sie weiter, bis ans Ende des Korridors, wo jetzt die Untersuchungsrichter ihre Räume haben. In einem von den Zimmern amtiert heute der Volksrichter Doktor Hasal.

Die Vernehmung beginnt. Name, Geburtsdaten, Religion.

„Ich bin römisch-katholisch, bitte."

„Römisch-katholisch? Sind Sie vielleicht Mitglied der katholischen Partei? Ich meine die Volkspartei."

„Nein, ich bin in keiner Partei. Ich wurde von der Gestapo im Jahre 1943 verhaftet, weil ich den Londoner Rundfunk gehört hatte. Zuerst war ich im Pankratzer Gefängnis und dann kam ich ins Konzentrationslager. Ich war in der gleichen Baracke mit den Frauen von Lidice. Wir alle dort, alle Gefangenen, wir haben die Frauen von Lidice wie Heilige verehrt. Eine kurze Zeit vor dem Ende des Krieges, in dem Konzentrationslager herrschte schon Panik, also damals flüchteten wir, weil wir gefürchtet haben, die deutschen Wachen könnten uns verschleppen oder ermorden. Wir versteckten uns im Wald und wollten nur in der Nacht weitergehen. In der Nähe wurde noch gekämpft, wir wußten nicht, wie weit noch die Rote Armee war. Dann hörten wir Stimmen und erkannten die russische Sprache. Wir waren wie verrückt vor Freude, wir umarmten uns und lachten und weinten, wir knieten nieder und dankten dem lieben Gott. Dann sahen wir sie. Einer von ihnen war ein Politruk oder ein Kommissar, der war ein Jude, und er sprach ziemlich gut Deutsch und auch Tschechisch. Dem sagten die Frauen von Lidice, wer sie seien und baten ihn um Schutz. Er übersetzte es den Rotarmisten, es waren auch Offiziere dabei. Und dann geschah etwas, zuerst glaubte ich es gar nicht. Wie soll ich es Ihnen sagen, Herr Richter. Es ist für eine Frau so furchtbar peinlich. Aber es muß gesagt werden. Die Russen stürzten sich auf uns und..."

„Und? Warum sprechen Sie nicht weiter? Beruhigen Sie sich doch! Möchten Sie ein Glas Wasser haben?"

„Nein, danke. Ich werde es sagen, ich muß. Die Rotarmisten haben uns alle vergewaltigt, die Frauen von Lidice und mich auch. Auf eine viehische Art, Herr Richter! Nicht einmal Tiere könnten so gemein sein wie diese Rotarmisten! Dann haben sie dort Wachen zurückgelassen, in dem Wald bei uns, und sind weitermarschiert. Gegen Früh kamen einige Männer. Es waren KZler, und unter ihnen war auch Herr Zápotocký. Der Kommunist Zápotocký aus Kladno. Dem erzählten die Frauen von Lidice diese schreckliche Sache und baten ihn, mit den Rus-

sen zu verhandeln, daß die Rotarmisten bestraft werden und daß wir weitergehen können. Zápotocký war ganz außer sich, das war ehrlich, er hat nicht gespielt. Sofort ging er mit einem von den Bewachern den Russen nach. Dort, irgendwo in der Nähe, war die Kommandantur. Wir haben gewartet und gewartet, und er kam nicht zurück, und wir hatten Angst, daß die Rotarmisten noch einmal zurückkommen könnten, und wir hatten Durst und Hunger. Erst gegen Abend kam einer von den KZlern zurück und riet uns, sich ruhig zu verhalten und nett zu den russischen Wachen zu sein, um möglicherweise so rasch wie möglich verschwinden zu können. Zápotocký hat nichts ausgerichtet bei den Russen. Buchstäblich hinausgeworfen hat man ihn aus der Kommandantur. Die russischen politischen Kommissare waren es, oder wie sie heißen. ‚Frauen von Lidice? Jede Frau ist Beute unserer tapferen Landesverteidiger', haben sie ihm gesagt. Sie müssen auch mit Herrn Zápotocký sprechen, Herr Untersuchungsrichter, der kann doch darüber aussagen."

„Später. Jetzt müssen Sie aussagen. Was wissen Sie noch über diese Sache?"

„Sache, Herr Richter? Die Vergewaltigung der Frauen von Lidice ist doch keine Sache, sondern eine ungeheure Gemeinheit! Von mir rede ich gar nicht, obwohl ich auch diese — diese häßliche Krankheit von den Russen ..."

„Waren Sie beim Arzt?"

„Im Allgemeinen Krankenhaus war ich, jede Woche muß ich hingehen wegen Injektionen. Dort sind immer viele Frauen, die von den Russen vergewaltigt worden sind. Hier, in Prag und ..."

„Es wird vieles den Rotarmisten auf den Buckel geschoben. Die besoffenen SS-Männer ..."

„Ich muß doch wissen, wer mich vergewaltigt hat, wer mich für mein ganzes Leben ... Und die Frauen von Lidice — Doktor Stránský hat mir versprochen, daß Sie etwas tun werden, Herr Untersuchungsrichter!"

Doktor Hasal schaut die aufgeregte, immer wieder laut aufschluchzende Frau wohlwollend an und nickt ernst. „Selbstverständlich wird etwas getan."

Der Schreiber nimmt ein neues Blatt Papier und spitzt mit seinem Taschenmesser den Bleistift. Schöne Schweinerei ist das. Kein Wunder, daß Emil I die Sache für wichtig hält. Wenn die Öffentlichkeit erfahren würde, daß die Frauen von Lidice von den Rotarmisten vergewaltigt wurden, und daß Zápotocký auf der Kommandantur verprügelt wurde, dann adieu, du lieber

kommunistischer Sieg bei den Wahlen. Er wirft einen raschen Blick auf Doktor Hasal. Nerven hat dieser Kerl, daß muß man ihm lassen. Wie er diese dumme Frau anschaut! Wie ein Beichtvater. Und dabei ...

„Schauen Sie, Herr Richter, die Deutschen sind Barbaren, aber alle auch nicht, und — ich meine, wir dürfen nicht dulden, daß die Leute glauben, die Deutschen hätten die Frauen von Lidice vergewaltigt. Überall in den Internierungslagern müssen dafür Deutsche büßen, auch Frauen und Kinder, das geht doch nicht! Die Wahrheit siegt, das war doch der Wahlspruch unseres Präsidenten Masaryk, und wir sind sein Volk, also müssen wir ..."

„Sie haben vollkommen recht. Wahrheit muß Wahrheit bleiben. Sie sehen so blaß aus, ist Ihnen nicht gut?"

„Das ist von der Aufregung, Herr Richter. Wenn man jeden Tag mit dem Gedanken aufstehen muß, du hast eine schmutzige, häßliche Krankheit, und wenn man jeden Abend mit solchen Gedanken einschlafen muß ..."

„Jaja, ich verstehe Sie vollkommen. Sagen Sie, möchten Sie nicht eine Tasse Kaffee? Ich habe immer Kaffee in der Thermosflasche mit. Da, sehen Sie?"

„Das ist sehr lieb von Ihnen, Herr Richter, aber ..."

„Kein Aber, genieren Sie sich doch nicht. Echter Bohnenkaffee hat noch niemandem geschadet."

Und schon gießt er in den kleinen Behälter, der als Verschluß der Thermosflasche dient, die schwarze, angenehm duftende heiße Flüssigkeit.

„Zucker habe ich aber nicht, ich trinke den Kaffee bitter, so schmeckt er am besten."

„Ich bin also so frei, Herr Richter. Sie sind ein guter Mensch, das sieht man gleich. Helfen Sie der Wahrheit, und Gott wird es Ihnen vergelten."

„Ist schon gut. Trinken Sie jetzt. Na? Zu bitter für Sie, was?"

„Ein bißchen. Aber stark ist er. Danke vielmals, Herr Richter."

„So, jetzt können wir weitermachen. Also, wo sind wir stehengeblieben? Lesen Sie mir den letzten Satz des Protokolls vor, bitte!"

„Und wir sind sein Volk, also müssen wir ..."

Die Frau sitzt jetzt auf einmal steif da, unnatürlich steif. Die Finger ihrer rechten Hand wandern zitternd zum Hals, sie trägt eine hochgeschlossene, schwarze Bluse, mit vielen viereckigen weißen Knöpfen vorne. Ihre Finger bemühen sich, die oberen

Knöpfe beim Hals zu öffnen, offensichtlich ringt sie nach Luft, sie reißt einen Knopf ab und gleichzeitig will sie sich mit der linken Hand an dem Schreibtisch anhalten, aber das gelingt ihr nicht mehr. Sie sackt in sich zusammen, ihr ganzes Gesicht zuckt im Krampf, die weit aufgerissenen, entsetzten Augen starren Hasal an.

„Was haben Sie denn? Herzkrämpfe?"

Ruhig nimmt Doktor Hasal den kleinen Behälter von dem Schreibtisch, schraubt ihn auf die Thermosflasche und steckt sie in seine Aktentasche. Dann steht er auf, umgeht den Schreibtisch und schaut rauchend zu, wie die Frau samt dem Stuhl auf den Fußboden fällt. Er schaut zu, wie sein Opfer stirbt. Der Schreiber ist aufgesprungen, aber er geht zum Fenster und bleibt dort mit dem Rücken zu der Sterbenden stehen. Gräßlich. Selbstverständlich mußte es sein, aber eine Schweinerei ist es doch. Dieser Kerl, dieser Hasal, das ist kein Mensch, das ist ein Teufel.

Doktor Hasal telephoniert. „Den Gefängnisarzt! Hieher, auf Zimmer 231. Eine Frau hat einen Herzanfall erlitten. Wie? Doktor Hasal hier. Schicken Sie den Arzt sofort und lassen Sie die dumme Fragerei."

Er wendet sich zu dem falschen Gerichtsschreiber und sagt: „Wenn der Rummel anfängt, dann verschwinden Sie unauffällig."

Die Zeugin ist tot. Die Kronzeuginnen, die Frauen von Lidice, werden schweigen. Der Justizminister Stránský hat genau so gute Arbeit geleistet wie Doktor Hasal. Die Frauen von Lidice kann man nicht beseitigen, wie diese Zeugin, man kann aber diese neuen Heiligen der Tschechen überzeugen, daß auch ein Heiliger Pflichten hat, wenn er auf seinem Piedestal der gelenkten Verehrung bleiben will. Und die Frauen von Lidice haben sich schon an ihre Rolle der Heiligen so gewöhnt, daß sie ihretwegen nicht nur zu schweigen bereit sind, sondern auch zu lügen. Die deutschen Barbaren haben uns vergewaltigt. Die Wahlen sind nicht mehr in Gefahr. Ein bißchen Kaffee mit einem bißchen Gift hat sie gerettet.

Mit einem Blatt Papier wischt Doktor Hasal der Toten die Mundwinkel ab, knüllt es zusammen und steckt es in die Hosentasche. Als er sich eine neue Zigarette anzündet, kommt der Gefängnisarzt mit zwei Aufsehern in den Raum. Flüchtig besieht der Arzt die Tote, die Aufseher zeigen auch nicht besonderes Interesse.

„Was ist passiert?" fragt der Arzt. „Wer ist das?"

„Anzeigen wollte sie jemanden wegen Kollaboration. Eine KZlerin war sie, dort auf dem Tisch liegt ihr Ausweis. Sie klagte über Atemnot und bekam Herzkrämpfe, und bevor ich aufgestanden bin, um ihr zu helfen, ist sie schon auf dem Fußboden gelegen."

„Klar. Beim Herzschlag dauert es nie stundenlang", sagt der Gefängnisarzt. „Das sind die Folgen der Haft bei den deutschen Barbaren. Ein Opfer der deutschen Mörder, klar. Genossen, lassen Sie die Tote abholen."

„Wird besorgt. Die Deutschen werden sie abholen und sie werden dafür einen Sonderlohn bekommen."

„Brauchen Sie mich noch?"

„Wozu? Der Fall ist klar."

Doktor Hasal nickt kurz dem Gefängnisarzt zu, der schon bei der Tür ist und geht dann auch. Langsam und sehr ernst. Der Arzt und die Aufseher unterhalten sich laut über diesen Fall. Die gefangenen Deutschen werden an der Toten vorbeidefilieren müssen und nachher ... auspeitschen? So billig wird es diesmal nicht sein. Abzählen, und jeder Zehnte wird hin sein müssen.

Niemand ist zu sehen, der Mann von der Kommission ist schon verschwunden. Aber da taucht vor Doktor Hasal von irgendwo ein Gespenst auf und vertritt ihm den Weg. Es ist die Schusterin. Mit einem Besen in der Hand steht sie da und schielt noch mehr als sonst und zittert und stottert vor Aufregung.

„Bitte, bitte, sind Sie Herr Doktor Hasal, bitte?"

„Was wollen Sie?"

„Ich habe nämlich — ich war mit Ihrer Frau eingesperrt, als noch die Revolution war und ..."

Doktor Hasal schaut sich um. Niemand ist auf dem langen Korridor, nur irgendwo unten hört man tierisches Geschrei. Die Deutschen werden mit Schlägen und Fußtritten vorwärtsgetrieben, die Tote abzuholen.

Eine Sekunde glaubt Doktor Hasal eine gewissen Ähnlichkeit mit der toten Zeugin in dem Gesicht dieses komischen Gespenstes zu sehen. Unsinn natürlich. Ausgerechnet jetzt muß dieses Frauenzimmer — nein, besser jetzt, als später.

„Kommen Sie", und er schiebt Vlasta in die Tür, bei der sie stehen. Es ist ein kleiner Verhandlungssaal, mit einem lebensgroßen Farbdruck des Präsidenten Beneš an der Stirnwand und vier Bänken für Zuhörer. Doktor Hasal schließt die Tür und wirft den Rest der Zigarette in die Spuckschale, die in einer Ecke steht.

„So, jetzt erzählen Sie!"

„Sie werden bestimmt sehr traurig sein, Herr Doktor, aber ich muß es Ihnen doch sagen. Ihre Frau ist dort in dem Kommissariat gestorben. Am 10. oder 11. Mai war es, ich weiß es nicht genau. Sie hat mir Papiere gegeben, Dokumente sind es, glaube ich. Ich war bei ihr, als sie ..."

Sie dreht sich um, hebt den Rock und greift in die dort extra angefertigte Tasche, in der sie ihre Schätze hat. Die Tasche ist aus alten Socken zusammengeflickt und in ihr sind außer Karla Hasalovás' Dokumente und einem Knäuel Papiergeld, reichsdeutschem Geld, das keinen Wert mehr hat, zwei Knöpfe, ein Stückchen Seife, ein ramponierter Kamm, ein leeres Fläschchen und ein Schuhlöffel, den sie hier im Gefängnis in einem Abfallkorb gefunden hat. Sie glättet den Rock, dreht sich wieder um und gibt Doktor Hasal die Papiere.

„Wie heißen Sie? Warum sind Sie hier?"

„Vlasta Králová heiße ich, Herr Doktor. Mein Mann ist Schuster, und wir haben niemandem etwas getan. Ich wurde bei dem Begräbnis meiner Mutter verhaftet."

Doktor Hasal schwingt sich auf den Richtertisch hinauf und bleibt dort sitzen. Das ist kein Zufall, das ist ein ganz großes Glück. Jetzt erst ist Karla endgültig tot. Bis jetzt hat er immer fürchten müssen, daß sie irgendwo in einem Internierungslager ist, hier in Prag, oder auf dem Land. Und diese Parodie auf eine Frau ist keine andere, als die Frau des Schusters, der damals mit der Ziege zu Alena auf den Petersplatz kam, der den großen *Unbekannten bei sich hatte, für den sich das Innenministerium* so interessierte.

„Haben Sie den Tod meiner Frau jemandem gemeldet?"

„Woher denn, Herr Doktor! Ich bin froh, daß man mich in Ruhe läßt. Herr Doktor, darf ich Sie etwas fragen?"

„Sie möchten entlassen werden, nicht wahr?"

„Ich bin wirklich unschuldig, Herr Doktor, und ich — ich werde ein Kind haben und mein Mann weiß es gar nicht, und er ist allein zu Hause mit der Cilka, mit unserer Ziege meine ich."

„Ich werde sehen, was sich machen läßt, falls Sie wirklich unschuldig sind. Noch diese Woche werde ich der Sache nachgehen."

„Herr Doktor", stammelt Vlasta. „Das wollen Sie wirklich für mich tun? Sie sind so gut, Sie sind ..."

Es flimmert ihr vor den Augen, sie sieht nichts durch die Tränen. Oder doch etwas. Sie sieht das Flugblatt des Generals

Prchala dort in dem Klosett oben, sie sieht einen Mann mit einem Revolver in der Hand an sich vorbeigehen. Und nachher war der Aufseher tot. Sie wischt sich die Tränen ab und sieht ein gutmütig lächelndes Gesicht. Nein, das war er damals nicht, so kann sich kein Mensch verstellen.

„Ein Kind erwarten Sie also? Ihr erstes? Freilich müssen Sie von hier fort, wenn Sie schwanger sind. Sie müssen viel an die Luft und eine bessere Kost haben. Warten Sie, vielleicht habe ich etwas bei mir — nein, die Butterbrote habe ich schon aufgegessen, aber Kaffee hätte ich da. Prima Bohnenkaffee, wollen Sie kosten?"

Vlasta Králová läßt den Besen, den sie noch immer in der Hand hielt, fallen, und ergreift mit beiden Händen die rechte Hand ihres Wohltäters. „Lassen Sie mich Ihre Hand küssen, Herr Doktor!"

Beinahe hätte sie ihm alles gesagt, das von dem Schuß und von dem Aufseher und von ihrem Verdacht. Um Verzeihung müßte sie ihn bitten. Wie konnte sie nur so schlecht von ihm denken! Sie sagt aber nichts, denn ihre Gedanken eilen nach Hause. Sie sieht ihren Mann, sie sieht die Cilka und sie sieht sich an Mutters Grab und sie sieht ihr Kind.

„Da, trinken Sie! Trinken Sie auf das Wohl Ihres Kindes!"

Wenn sie Jan erzählen wird, wie sie hier am Karlsplatz aus diesem vornehmen Behälter Kaffee getrunken hat — weißt du, was der Herr Doktor gesagt hat? Trinken Sie auf das Wohl Ihres Kindes hat er gesagt, wirklich. Und so habe ich getrunken.

Zuerst ist nichts. Dann aber zieht sich der Magen zusammen, es ist noch kein Schmerz, es ist ein abwehrender Druck in dem Magen und dann hier, beim Herzen, und auch da, in den Schläfen. Die Nase gehört nicht mehr zu ihrem Gesicht, aber sie fühlt sie doch noch, eiskalt muß die Nase sein. Was ist das? Was ist das nur?

In den Augen des Mannes, der noch immer auf dem Richtertisch sitzt und mit den Fingern der rechten Hand in einem Loch auf dem Tisch herumbohrt, es ist ein Loch, in dem einmal das Kreuz, bei dem die Zeugen geschworen haben, steckte, in diesen Augen liest sie die Antwort. Das ist der Tod. Vergiftet hat er sie, und sie muß sterben und mit ihr das Kind, das noch gar nicht geboren wurde. Und Jan und Cilka ...

Mehr weiß sie nicht mehr. Der Tod arbeitet rauh, aber rasch. Sie liegt neben ihrem Besen, die schielenden Augen sind jetzt

aus Glas. Sie schauen ihn aber noch immer an, sie sehen, diese gebrochenen Augen, den Mörder fest an, auch dann noch, als er die Mundwinkel der Toten mit demselben Papierfetzen abwischt, mit dem er die Spuren des Giftes auf den Lippen der Zeugin für die Deutschen und gegen die Rote Armee beseitigte. Auch die Träne, die über die Nase langsam, aber noch lebendig gleitet, wischt er fort. Bei einem Herzschlag weint man nicht.

Begraben wurde sie unter dem Namen Vlasta Šustrová, denn sie war nirgends registriert, und niemand wußte, daß sie Králová hieß. Niemand fand ihren Tod verdächtig, es starben ja so viele in den Gefängnissen.

Sechs Leichen lagen in der Totenkammer bei dem alten Galgenhof. Fünf auf dem Fußboden, eine auf der Bahre. Das war die Zeugin, die KZlerin, die mußte einen Ehrenplatz bekommen. Draußen, auf dem Hof, lag ein Haufen aus Blut, zerbrochenen Knochen, zerschossenen Köpfen und Bäuchen und Wehrmachtsstiefeln, Frauenschuhen und Kindersandalchen. Das waren die deutschen Barbaren, die für den Tod der KZlerin büßen mußten. Der jüngste von ihnen war noch nicht einmal zwei Jahre alt.

Ein Schatten schlurft durch den Galgenhof mit einem klirrenden Schlüsselbund, in der Uniform des Gefängnisaufsehers. Mit der Taschenlampe leuchtet er in die Ecken, es ist sein Pflichtgang, auch die Toten hier sind noch Gefangene und müssen bewacht werden. Bei der Zeugin bleibt er stehen, beugt sich zu ihrem Gesicht herunter und bleibt so. Zuerst riecht er nichts, nur die Kälte der Leiche, dann aber... Gleich neben der Zeugin liegt auf dem Fußboden die tote Schusterin. Er hat sie gut gekannt, dieses geduldige, gutmütige Wesen. Auch zu ihr beugt er sich herunter – zwei Frauen starben in einer Stunde an einem Herzschlag im gleichen Stockwerk.

Wieder riecht er zu dem toten Mund, diesmal länger. Kein Irrtum. Es ist derselbe Geruch. Abgestandener Kognak riecht so, wie bittere Mandeln. Das war also der Herzschlag der Zeugin, das sind die Herzschläge des Doktor Hasals. Warum mußte aber die Schusterin sterben? Wußte sie von dem Mord an der Zeugin?

DAS VOLKSGERICHT

Die Zuschauer haben Taschen mitgebracht, mit Wurst, Schinken und Semmeln, mit Bierflaschen, mit den schmackhaften, aber

penetrant stinkenden Olmützer Käserln, mit Schokolade und Bonbons, mit Äpfeln und Birnen. Der große Verhandlungssaal des Gerichtsgebäudes am Pankratz ist jetzt täglich überfüllt. Beliebt sind vor allem die Plätze an den Seiten, nicht in der Mitte, denn von den Seiten kann man am schnellsten auf den Hinrichtungshof gelangen. Man muß sich nach dem Urteil beeilen, denn dieser Hof wird geschlossen, sobald die Leute wie Sardinen in ihrer Büchse dicht zusammengedrängt sind und den Hauptspaß, die Hinrichtung, sehen die Zuspätkommenden nicht. Nur zwei Paradehinrichtungen fanden auf dem Platz vor dem Gefängnis statt, leider nur zwei. Der Prager deutsche Bürgermeister Pfitzner und der deutsche Staatsanwalt Blaschtowitschka wurden öffentlich gehängt, es war ein großartiges Theater, aber einige westliche Journalisten nörgelten an diesen Dingen herum.

Die Volksgerichtsverhandlungen dauern nicht lange. Es gibt nur Belastungszeugen, falls sich ein Entlastungszeuge in den Saal wagt, wird er von den Zuschauern wüst beschimpft und oft vertauscht er seinen Platz vor dem Richtertisch mit einem Plätzchen in den mörderisch überfüllten Gefängniszellen. Der öffentliche Ankläger hat eine leichte Arbeit, der Vorsitzende des Volksgerichts ebenfalls. Nichts mußte bewiesen werden, an kein Gesetz mußte man sich halten. Die Zeitungen hetzten und verlangten die Höchststrafe, der Prager Rundfunk schien nur ein einziges Wort zu kennen, wenn er über die Volksgerichtsprozesse sprach: Rache. Rache an den deutschen Mördern, Rache an den Kollaborateuren.

Die ersten Reihen sind immer für die Frauen von Lidice reserviert. Die Wandlung dieser einfachen Häuslerinnen und Arbeiterinnen in rachsüchtige Furien ist vollkommen. Sie sitzen da im stolzen Gefühl ihrer Würde, sie wissen, daß sich das Volksgericht nach ihrem Willen richten muß. Der Staatsprokurator apostrophiert sie öfter während der Verhandlung, der Vorsitzende schielt zu ihnen hin, ob sie mit seinen hohlen Haßtiraden zufrieden sind. Ihre Anwesenheit im Gerichtssaal bedeutet nur ein mögliches Urteil: das Todesurteil.

Vor dem Richtertisch steht eine Frau, die statt eines Gesichtes eine dunkelblaue Maske hat und statt der Haare eine trokkene Blutkruste. Man hat sie in der Untersuchungshaft derart gemartert, daß sie kaum stehen kann. Das Haar hat man ihr, stellenweise samt der Kopfhaut, abgeschnitten. Dem einfachen Kleid nach ist sie keine „Kapitalistin“. Das Verhör ist im Gange, ist aber nicht besonders spannend.

„Sie wurden mit einem Mann gesehen, der hohe Stiefel trug. Es war also ein SS-Mann."

Die Angeklagte bewegt heftig verneinend den armen Kopf und will etwas sagen, aber schon brüllt der Staatsprokurator.

„In der Zeit der höchsten Gefahr für unsere Republik, in der Zeit der Okkupation unserer Heimat durch die deutschen Bestien, paktierten Sie mit SS-Mördern, und Sie haben jetzt noch die Frechheit, es zu leugnen? Wollen Sie vielleicht behaupten, daß die Zeugen, die darüber ausgesagt haben, lügen?"

Die Zeugen sind eine Hausmeisterin und ein Mann, der wegen einiger Diebstähle hier im Pankratzer Gefängnis saß und darum jetzt ein politisch Verfolgter ist. Beide rekeln sich zufrieden auf ihren Sitzen, machen aber empörte Gesichter.

„Haben Sie zu Ihrer Verteidigung noch etwas zu sagen, Angeklagte?"

Die Angeklagte öffnet den Mund, aus dem fast sämtliche Zähne herausgeschlagen sind, aber nur ein klägliches Heulen bringt sie heraus.

„Das Volksgericht zieht sich zur Beratung zurück."

Ehrenaufseher in schwarzen Uniformen der SS packen die Angeklagte und schleppen sie aus dem Saal hinaus. Weit müssen sie nicht mit ihr gehen, die Beratung wird nur einige Minuten dauern, das wissen sie. Die Herren Richter machen in Wirklichkeit eine Zigarettenpause. Das Publikum an den beiden Seiten rüstet zu einem Sturm auf den Galgenhof. Die Wurst oder die Flasche Bier, die man gerade in der Hand hält, wird rasch in die Tasche gesteckt, einige rennen schon jetzt hinaus, kommen aber wieder zurück, der Gang vor dem großen Gerichtssaal ist nämlich überfüllt. Das bedeutet eine interessante Verhandlung nachher. Vielleicht würde es besser sein, sich die Hinrichtung der Frau entgehen zu lassen, um den Platz für die nächste Verhandlung zu behalten.

Der Volksgerichtshof erscheint wieder, bis auf zwei Beisitzer, die noch auf der Toilette sind. Als auch die beiden da sind, erhebt sich das Publikum, wobei eine Bierflasche hinunterfällt und donnernd unter die Bänke rollt, was einige Zuhörer zu belustigtem Kichern veranlaßt.

„Im Namen des tschechoslowakischen Volkes", beginnt der Vorsitzende. „Die Angeklage Marie Bláhová wurde, laut Antrag des Staatsprokurators, den der Volksgerichtshof voll billigte, als Volksfeindin zum Tod durch den Strang verurteilt. Ihr Vermögen verfällt zugunsten der Republik. Gegen dieses Urteil ist

keine Berufung möglich und darum ist dieses Urteil mit sofortiger Wirkung rechtskräftig. Das Urteil wird auf dem dritten Hof des Staatsgefängnisses in einer Stunde vollstreckt."

Die Zuschauer trampeln, applaudieren und rufen bravo, die Stammgäste der Hinrichtungen sind schon draußen. Die Frauen von Lidice beraten, ob sie auf den Galgenhof gehen sollen oder nicht. Da es aber draußen regnet, begeben sie sich in einen Raum, der hier für sie immer reserviert ist und stärken sich mit ausgesuchten Delikatessen, mit denen sie, vor allem aus den amerikanischen Spenden, überhäuft sind. Früher bedeutete für sie Blümchenkaffee und am Sonntag ein Stück Rindfleisch einen Genuß, jetzt wissen sie nicht mehr, was sie essen sollen, nichts ist für sie gut genug.

Unten, in dem Kellergang, der zu dem Galgenhof führt, warten die drei Kinder der verurteilten Volksfeindin auf den Abschied für immer. Nur die Älteste, ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen in einem Männerrock statt eines Mantels, begreift schon, worum es geht. Der sechs Jahre alte Bub und das vierjährige Mädchen stehen mit offenem Mund da und bestaunen die Aufseher und die Herren vom Volksgerichtshof. Gerade wird ein alter Mann an ihnen vorbeigeführt. Stramm und aufrecht versucht der Alte zu gehen, aber seine unförmig geschwollenen Füße in den riesigen, ungeschickt angefertigten Hausschuhen, versagen bei jedem Schritt. Anhalten und stützen an der Mauer kann er sich nicht, seine Hände sind gefesselt. Direkt bei den Kindern muß diese kleine Prozession mit dem alten Mann stehenbleiben, denn der Vorsitzende spricht gerade mit der zum Tode verurteilten Frau.

„Der Abschied von Ihren Kindern wird Ihnen nicht gestattet. Ihre Kinder werden aber dafür bei der Hinrichtung zuschauen dürfen, damit sie wissen, wie schändlich ihre Mutter endete. Abscheu müssen sie vor Ihnen empfinden für ewige Zeiten."

Die Frau sinkt vor ihm auf die Knie, das älteste Mädchen, das die Rede des Vorsitzenden gehört hat, schreit: „Mutter, Mutter, was will man mit dir tun? Das dürfen die doch nicht! Mutter, ich will zu dir, Mutter!"

Auch die beiden kleinen Kinder schreien und weinen jetzt, die Frau wird aufgehoben und weitergeschleppt. Das große Mädchen will ihr nach, aber ein Mann stößt sie grob zur Seite und sagt: „Kusch, du Dreckstück!" Sofort aber lächelt er einem ungefähr gleichaltrigen Mädchen zu, das ihm fröhlich zuwinkt. Das ist der Ehrenhenker und das ist seine Tochter, die gleich

hinter den Ehrenplätzen der Frauen von Lidice auf dem Galgenhof bei den Hinrichtungen stehen darf.

Laut plaudernd kommt eilig der Gefängnisarzt mit einem Journalisten. „Haben Sie einen Regenschirm? Es gießt draußen ganz schön. Na, hoffentlich wird es nicht lange dauern."

Der große Gerichtssaal füllt sich rasch wieder. Die Zuschauer hocken auch auf dem Fußboden, andere stehen an den Wänden zusammengedrängt. Eine Gruppe links und eine Gruppe rechts scheint sich gut zu kennen, die jungen Mädchen und die jungen Burschen unterhalten sich laut untereinander und rufen sich Scherze und Witze zu. Die Stammgäste wissen, daß es sogenannte Krawallmacher sind, Kommunisten und Sozialdemokraten, die zur Aufgabe haben, Stimmung zu machen. Ganz hinten sitzt auf einem Rucksack ein großer Mann, der aber ein Krüppel ist. Er kam auf Krücken angehumpelt, das linke Bein zog er hinter sich. Über dem linken Auge hat er eine schwarze Binde und außerdem trägt er eine Brille mit dunkelblauen Gläsern. Ab und zu zittert er am ganzen Körper und lallt etwas, blöd lächelnd.

Die Vorbereitungen für die nächste Verhandlung lassen vermuten, daß es ein „größerer Fall" sein soll. Der Prager Rundfunk ist da, die Techniker basteln gewichtig an den Mikrophonen herum und legen die Kabel. Auch Journalisten sind schon auf ihren Plätzen, und die Leute von der Filmwochenschau bauen ihre Kamera vor den Richtertisch. Das Volksgericht betritt durch eine Seitentür den Saal, die Leute stehen lärmend auf, um es zu begrüßen, die meisten bleiben aber auch nachher stehen und rekeln sich die Hälse nach dem Angeklagten aus, den man aber nicht sieht, denn gerade schlendern die Frauen von Lidice langsam zu ihren Plätzen. Sie haben Zeit, ohne sie darf die Verhandlung nicht beginnen. Endlich sitzen sie aber und jetzt sieht man den Angeklagten. Viele sind enttäuscht, der Angeklagte ist ein alter Mann, in einem vom Alter grünlichen schwarzen Mantel, mit riesengroßen Hausschuhen. Sein Kopf mit dem dichten weißen Haar sieht wie eine Schneekugel aus, das Gesicht sehen die Zuschauer nicht.

Der Vorsitzende zieht den gläsernen Wasserkrug und das Glas näher zu sich, klappt den Deckel mit dem Akt auf und überzeugt sich, ob die Glocke in erreichbarer Nähe ist.

„Die Volksgerichtsverhandlung gegen den Angeklagten Tomáš Vorel ist eröffnet. Angeklagter, treten Sie näher zu dem Richtertisch. Sie heißen also Tomáš Vorel, sind 76 Jahre alt, Witwer, ehemaliger Kirchendiener."

„Aha", ruft jemand und einige lachen.

„Sie sind beschuldigt, vor der Revolution, während der Revolution und nach der Revolution Deutsche in dem Haus, wo Sie als Hausmeister tätig waren, versteckt zu haben, ihnen also Unterkunft und Verköstigung gegeben zu haben. Sie sind weiter beschuldigt, durch glaubwürdige Zeugen diese Deutschen mit einem Gewehr in der Hand gegen Revolutionsgardisten, die sie abführen wollten, verteidigt zu haben. Weiter sind Sie beschuldigt, den Präsidenten Doktor Beneš beleidigt zu haben und abfällige Äußerungen über die Revolution gemacht zu haben."

„Pfui! Pfui! Auf den Galgen mit ihm!" brüllen die Zuhörer und drohen mit den Fäusten.

„Ruhe, bitte!" ruft der Vorsitzende, aber er lächelt dabei verständnisvoll. „War Ihnen bekannt, Angeklagter, daß die Hilfe für Deutsche unter Todesstrafe stand? Wie? Nein? Sie müssen direkt in das Mikrophon sprechen. Haben Sie nicht gehört, wie der Prager Rundfunk wiederholt für die Hilfe an Deutschen die Todesstrafe angekündigt hatte?"

„Nein, das habe ich nicht gehört, ich habe kein Radio."

„Aber Sie wußten, daß die Deutschen am 5. Mai Prag von allen Seiten überfielen und die wehrlose tschechische Bevölkerung niederzumetzeln begannen?"

„Ich habe nur gesehen und gehört, wie die Deutschen, schuldig oder unschuldig, von unseren Leuten massakriert wurden."

Der große Gerichtssaal gleicht nach diesen Worten einem Irrenhaus. Das Publikum tobt, trampelt, brüllt, wiehert und heult, man sieht Stöcke und Regenschirme, und einige versuchen, den Kordon der Gerichtswachen zu durchbrechen, um sich auf den Angeklagten zu stürzen. Und wie eine schwarze Klagemauer stehen vorne die Frauen von Lidice. Hochaufgerichtet, tief beleidigt.

„Angeklagter", donnert der Vorsitzende und läßt die Glocke noch einmal bimmeln. „Sie stehen hier vor dem Gericht des Volkes und haben dessen Würde zu wahren. Wenn Sie sich nicht ordentlich benehmen werden, wird das Gericht in Ihrer Abwesenheit weiterverhandeln. Wir werden mit einem Kollaborateur Ihres Schlages fertig, darauf können Sie sich verlassen!"

Der ganze Saal applaudiert frenetisch und jetzt erhebt sich der öffentliche Ankläger, der Staatsprokurator Doktor Drábek.

„Ich bitte das Hohe Volksgericht, mir zu erlauben, einige Fragen an den Angeklagten zu stellen. War Ihnen bekannt,

Angeklagter, daß die Deutschen, denen Sie so großartig geholfen haben, Wehrwölfe waren?"

„Wehrwölfe? Studenten waren es, lungenkranke deutsche Studenten."

„In der Voruntersuchung haben glaubwürdige Zeugen ausgesagt, daß diese, wie Sie sagen, lungenkranken deutschen Studenten aus den Fenstern heimtückisch auf unsere Leute geschossen haben."

„Das ist nicht wahr! Sie haben keine Waffen gehabt, das weiß ich doch, das kann ich . . ."

„Wollen Sie damit sagen, daß die Zeugen gelogen haben, Angeklagter? Die Deutschen haben übrigens selbst zugegeben, daß sie der Organisation der Wehrwölfe, die lange vor dem Ende des Krieges von der Gestapo geschaffen wurde, angehört haben."

„Das konnten Sie nicht gesagt haben, ich habe diese Studenten schon als Kinder gekannt, ich . . ."

Ein Mann, der links vor dem Richtertisch vor einem kleinen Tischchen sitzt, steht auf und sagt scharf: „Angeklagter, ich rate Ihnen, sich hier nicht frech zu benehmen. Außerdem ist es in Ihrer Lage besser, ein reumütiges Geständnis abzulegen."

Der Krüppel begreift zuerst nicht, was dieser Mann hier zu suchen hat. Erst als er später von dem Gerichtsvorsitzenden als Verteidiger des Angeklagten angesprochen wird, lallt der Krüppel etwas Unverständliches. Ein Verteidiger? Ein Komplice der Mörder dort vorne ist er.

Inzwischen marschieren selbstbewußt vier Revolutionsgardisten in den Saal und machen ihre Aussagen als Zeugen. Den Angeklagten nennen sie „der Alte" und schildern mit vielen Kraftworten, durch suggestive Fragen des Vorsitzenden unterstützt, wie der Kirchendiener sie und andere Tschechen mit seinem Gewehr bedroht hatte und wie er auf die Republik und auf den Präsidenten Beneš geschimpft hatte. Die Deutschen waren Wehrwölfe, klar, sie haben es selbst zugegeben.

Der Kirchendiener kann sich nicht mehr auf den schmerzenden, von Rheumatismus entstellten Füßen halten, aber niemand hilft ihm. Er taumelt und versucht, sich mit einer Hand an der Mikrophonstange festzuhalten, sofort aber wird er von einem Techniker des Prager Rundfunks so grob weggestoßen, daß er umfällt. Das Publikum steht sofort auf, um besser zu sehen, es ist ein Mordsspaß, wie der Alte auf allen vieren wie ein Käfer herumkriecht. Endlich schwingt der Vorsitzende die Glocke und

zeigt verdrossen mit dem Finger auf die Anklagebank. Zwei Gardisten, die Zeugen, die noch immer mit den Händen in den Hosentaschen hier grinsend und gaffend herumstehen, wollen dem Angeklagten auf die Beine helfen, was ihnen auch gelingt, aber in diesem Moment steht eine von den Frauen von Lidice auf.

„Wir protestieren! Wir mußten auch bei den langen und grausamen Verhören bei der Gestapo stramm stehen! Erleichterungen für einen Volksfeind beleidigen und entwürdigen das Andenken an unsere armen und tapferen, von den deutschen Mördern erschossenen Männer, Brüder, Väter und Söhne!"

Eine Sekunde ist es still, dann brüllt der große Saal. „Recht hat sie! Kein Mitleid für Volksfeinde! Soll er krepieren, es ist nicht schade um ihn! Nein, so leicht krepieren darf der Hund nicht! An den Galgen muß er!"

Der Krüppel humpelt auf seinen Krücken zu einer zweiten Tür, als ob er hinauswollte. Das sind doch keine Menschen mehr. Hyänen sind es. Fanatisierte Bande. Und natürlich schon wieder die Frauen von Lidice, diese falschen Heiligen, diese rachsüchtigen Megären. Können sie aber dafür? Sind sie nicht so geworden, wie es Beneš und Stránský und die Kommunisten für ihre Zwecke wollen und brauchen? Jemand wirft ihm seinen Rucksack nach, der Krüppel hockt sich wieder hin. Gerade ihm gegenüber, an einer Seitentür rechts, steht ein Mann in einem zerknitterten Arbeiteranzug, mit einer Schildmütze, die tief in die Stirn gezogen ist, und mit einem offenen, angeschmutzten Hemd. Krawatte hat er keine, auf seiner Nase sitzt eine große Brille. Der Krüppel duckt sich sofort. Diese Vorsicht war aber nicht notwendig. Emil Hršel betrachtet gespannt die Szene vorne an dem Richtertisch.

Der alte Mann wird von zwei Aufsehern hochgerissen, aber er sackt wieder zusammen, sobald sie ihn loslassen. Der Vorsitzende brummt ärgerlich, aber schließlich wendet er sich servil an die Frauen von Lidice.

„Ich bitte um Verständnis für das Volksgericht. Es handelt sich nicht um eine Erleichterung für den Angeklagten, sondern um den ungestörten Gang des Volksgerichtsverfahrens."

Das Publikum murrt protestierend, die Frauen von Lidice sind beleidigt und sie zeigen es deutlich.

„Es waren keine Wehrwölfe, diese Deutschen", beginnt der Kirchendiener sofort, als er auf der Anklagebank sitzt. „Ich ersuche, sie zu verhören, die Studenten."

„Sie haben hier keine Anträge zu stellen", unterbricht ihn sein Verteidiger zornig.

„Deine Wehrwölfe sind schon längst abgemurkst, du alter Trottel", schreit jemand aus dem Publikum.

„Sie wollen also kein Geständnis ablegen, Angeklagter? Nein? Ich erkläre also das Beweisverfahren für geschlossen und erteile das Wort dem Herrn ..."

In dem Moment tritt der Verteidiger vor. Mißmutig und widerstrebend meldet er, daß sich eine Entlastungszeugin draußen befindet.

„Jetzt erst meldet sich eine Zeugin? Warum haben Sie nicht ..."

„Ich habe soeben diesen Zettel von einem Aufseher bekommen. Diesen Zettel hat die Zeugin geschrieben. Eine gewisse Anna Vernerova."

„Gut. Herein mit der Zeugin. Der Angeklagte und vor allem der Westen darf dem Volksgericht nicht den Vorwurf machen, daß hier einseitig verhandelt wurde."

Der ganze große Saal steht. Viele steigen auf die Bänke und auf die Stühle und schwenken drohend Stöcke und Regenschirme. Als die Zeugin durch die Tür tritt, beginnt ein ohrenbetäubendes Gebrülle und Gepfeife.

Einen Augenblick stutzt das alte Fräulein Anna, dann aber trippelt sie mutig weiter. Als würde sie aus einer längst versunkenen Welt auftauchen, so sieht sie aus in ihrer Pelerine, ihrem Hütchen mit dem Sträußchen aus verblaßten Veilchen und den hohen, brüchigen Schnürschuhen. Das Publikum benimmt sich jetzt wie in einem Zirkus beim Auftritt eines Clowns. Gelächter, Zurufe, Händeklatschen, man amüsiert sich köstlich. Sogar die Frauen von Lidice schmunzeln verstohlen.

Das Fräulein Anna erblickt ihren alten Freund, und bevor sie von den Aufsehern erwischt wird, eilt sie zu ihm hin, lächelnd, und sie reicht ihm ihr mageres Händchen in dem geflickten Zwirnhandschuh. „Herr Vorel, mein Gott, Sie sind ja krank, Herr Vorel!"

„Zeugin, es ist verboten, mit dem Angeklagten zu sprechen! Kommen Sie vor den Richtertisch, aber sofort, sonst müßte ich Sie bestrafen. Wie heißen Sie also, Frau ..."

„Ich bin keine Frau, ich bin ledig, Herr Richter. Ich heiße Anna Vernerova und – ach, Herr Richter, sehen Sie denn nicht, daß der Herr Vorel krank ist? Und ganz unschuldig ist er, er hat ..."

„Sie haben hier nur die Fragen des Volksgerichts zu beantworten und sonst den Mund zu halten, verstanden?"

Die arme Alte nickt. Jemand schiebt sie zu dem Mikrophon hin, das Publikum flüstert und kichert.

„Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt?"

„Nein, Herr Richter, aber ich kenne den Herrn Vorel schon lange — und ich habe erst heute erfahren, daß er seinen Prozeß hat ..."

„Wie haben Sie es erfahren?"

„Jemand hat es erzählt, im Milchgeschäft, wissen Sie, daß es der Rundfunk gemeldet hat. Aber Herr Vorel ist kein Volksfeind, er war immer zu jedem ..."

„Schweigen Sie jetzt und antworten Sie nur, wenn Sie gefragt werden, sonst werde ich Sie wegen Verletzung der Würde des Volksgerichts zur Verantwortung ziehen. Waren Sie dabei, als der Angeklagte die Revolutionsgardisten mit seinem Gewehr bedroht hat?"

„Nein, aber ..."

„Was wollen Sie also hier? Führen Sie die Frau ab!"

Das alte Fräulein flattert in ihrer vom Regen schweren Pelerine bis zu dem Richtertisch und ruft verzweifelt mit ihrem brüchigen Stimmchen: „Bei dem Herrn Erzbischof Beran war ich, der kennt doch den Herrn Vorel!"

Emil Hršel hebt die linke Hand zu seiner Schirmmütze und schaut den Beisitzer an, der ihn fast ununterbrochen beobachtet hatte. Der weiß, was er zu tun hat. Ein Wink, und das Mikrophon wird vor die Zeugin gestellt. Der Krüppel begreift jetzt sofort. Die Anklage gegen den Erzbischof ist wichtig, die Katholiken sollen erfahren, wie herzlos er ist. Übrigens, das stimmt.

„Der Herr Erzbischof hat nie Zeit für mich gehabt, und auf keine schriftliche Bitte habe ich von ihm Antwort bekommen. Aber wenn Sie ihn fragen würden, Herr Richter —"

„Das ist in Ordnung, daß der Erzbischof nicht geantwortet hat. Der hat anderes zu tun, als sich um Volksfeinde zu kümmern."

„Aber — Herr Richter, der Herr Erzbischof —", plötzlich weiß sie, was wichtig ist, was sie jetzt sagen muß. „Die Tochter des Herrn Vorel, Frau Jitka, die wurde doch hier, in diesem Gericht, von den Deutschen zum Tode verurteilt und hingerichtet."

Das Publikum ist überrascht und zeigt es ungeniert. Aber schon erhebt sich der Staatsprokurator.

„Das ist eben das Abscheuliche, das Gemeine, Zeugin! Die Deutschen haben die Frau hingerichtet, und der Angeklagte, an-

statt das Andenken an diese Tote zu ehren, nimmt ihre Mörder in Schutz!"

„Pfui! Ein feiner Vater ist das! Macht Schluß und auf den Galgen mit dem Lumpen! Schmeißt die Alte hinaus! Auch sie gehört aufgehängt, wenn sie Mitleid mit einem Volksfeind hat!"

Der öffentliche Ankläger spielt glänzend den Entrüsteten. Pathetisch zeigt er mit beiden Händen in den Saal und ruft: „Haben Sie es gehört, Angeklagter? Zeugin, haben Sie es gehört? Hören Sie die Stimme des Volkes? Meine hochverehrten, schwergeprüften, tapferen Frauen von Lidice, an Sie wende ich mich jetzt mit einer einzigen Frage, denn ich verzichte auf eine lange Schlußrede. Verdient ein Mann, der das Andenken seiner eigenen Tochter derart beschmutzt, die Todesstrafe oder nicht?"

Die Frauen von Lidice spielen auch nicht schlecht. Sie heben ihre immer vorbereiteten schneeweißen Taschentücher zu den Augen, und ihre Schultern zucken. Hinter ihnen tobt ein Höllenlärm. Todesstrafe, Todesstrafe, Todesstrafe — skandiert der ganze Saal.

„Das Volksgericht zieht sich zur Beratung zurück."

Diesmal entsteht bei den Ausgängen ein lebensgefährliches Gedränge und auch Raufereien. Alle wollen auf den Galgenhof, alle wollen dabei sein. In diesem Wirrwarr wurde die Zeugin ganz vergessen. Sie setzt sich erschöpft auf den nächsten Stuhl hin, sie weiß nicht, daß es einer von den Ehrenplätzen der Frauen von Lidice ist. Diese sind auch draußen, ein amerikanischer Journalist und ein Pressephotograph haben sie um ein Interview gebeten.

Vor einem fast leeren Saal wird das Urteil verkündet. Tod durch den Strang, Verfall des Vermögens. Das Urteil wird in einer Stunde vollstreckt.

Wie ein Hühnchen trottet Fräulein Anna dem Verurteilten nach. Niemand jagt sie fort, die Aufseher finden sie sehr komisch und wollen eine Hetz haben. Der Pflichtverteidiger unterhält sich mit dem Gefängnisarzt über Tischtennis und nachher über ein sowjetisches Filmlustspiel. „Tränen habe ich gelacht, tatsächlich!"

Der Galgenhof ist so überfüllt, daß die Aufseher mit dem Verurteilten nicht weiterkönnen. „Platz da, verdammt noch einmal!" schreien sie. „Macht Platz, wir bringen die Hauptperson!"

Jetzt sieht Herr Vorel den Galgen. Er steht in einer Ecke auf einem hohen Podium, beinahe wie ein Kreuz sieht er aus. Die Zuschauer stehen, nur die Frauen von Lidice sitzen in der ersten Reihe im Halbkreis. Der Ehrenhenker wartet unter dem Podium

mit seinen zwei Gehilfen, alle in den schwarzen Uniformen der SS und mit weißen Glacéhandschuhen. Der Staatsprokurator Drábek raucht genießerisch eine Zigarette, der Gerichtsvorsitzende spricht mit seiner Frau, die sehr wichtigtuerisch vorne placiert ist. Der Gerichtsarzt hält eine Uhr in der Hand, denn er muß den Todeseintritt konstatieren. „Fangen Sie schon an, es wird gleich wieder gießen", flüstert er ungeduldig dem Henker zu.

Sie fesseln ihm die Hände auf den Rücken, und dabei fällt seine Brille herunter. „Meine – meine Brille", sagt Herr Vorel.

Fräulein Anna hebt die Brille auf, aber die Gläser sind zerbrochen. Sie hält sie in der ausgestreckten, zitternden Hand, sie will immer noch nicht glauben, daß das alles Wirklichkeit ist, es muß doch Gnade kommen, von dem Präsidenten oder von dem lieben Gott.

Keine Gnade kommt. Sie schleppen und ziehen ihn über die hohen Stufen auf das Podium, die Zuschauer sind ganz still, nur die kleine Tochter des Henkers kichert heiter.

Wie eine Schlange sieht der Strick aus, den der Henker zusammengerollt auf seinem linken Arm trägt. Seine Gehilfen stoßen Herrn Vorel bis zu dem Galgen. Da, auf einmal spricht er. Sehr fest, sehr klar.

„Frauen von Lidice, ich habe sehr oft und sehr viel an Sie gedacht, als Sie im Konzentrationslager waren, und ich habe für Sie gebetet. Genauso gebetet wie für meine eigene Tochter, die in diesem Gefängnis auf ihren Tod warten mußte. Ich habe aber vergeblich gebetet, der Himmel war taub, meine Tochter mußte sterben, und Sie, Frauen von Lidice, sind jetzt die Schande unserer Nation! Ich dachte, wer so viel gelitten hat wie Sie, der würde niemals mehr hassen können und an die Rache denken, aber Sie –"

Die schmutziggraue Schlange schlingt sich um seinen welken Hals, die Gehilfen ziehen den Strang langsam hoch.

Etwas plumpst klatschend auf das Pflaster, direkt vor das alte Fräulein. Es ist einer von den Hausschuhen, die sie für seine geschwollenen Füße genäht hat. Sie bückt sich, um den Hausschuh aufzuheben, sie wird aber schwindlig und muß auf dem Pflaster kauern bleiben. In einer Hand hält sie die zerbrochene Brille, in der zweiten den noch warmen Hausschuh.

Die Zuschauer sind schon fort. Es regnet nämlich sehr stark.

DER SCHRIFTSTELLERVERBAND

Die Zensur der Büchermanuskripte wurde nicht aufgehoben. Dieselben zwei tschechischen Nachrichtenoffiziere, die während des Krieges Leiter der Zensurstelle bei dem Reichsprotektor waren, versehen diese Posten auch jetzt weiter. Herr Kostka und Herr Šolta wurden zwar während der Revolution für einige Tage in Haft genommen, aber diese beiden Doppelspieler wußten, daß ihnen nichts geschehen wird. Dafür sorgten nicht wenige prominente tschechische Schriftsteller, die für die Deutschen unter verschiedenen Pseudonymen Hetzartikel gegen anständige Tschechen schrieben und deren Manuskripte die zwei Hauptzensoren gut aufgehoben hatten. Sie umzubringen, hätte nicht geholfen, die Manuskripte hätten trotzdem gesprochen und sicherlich einigen hoch auf den Galgen geholfen. So wurden die beiden Herren zu einseitigen Spionen und geschickten Widerstandskämpfern gemacht, denen es jahrelang gelungen war, die Deutschen über ihre wirkliche Tätigkeit zu täuschen.

Die Kommunisten als alte erfahrene Strategen wußten, daß der Zulauf der Ängstlichen und der Profitler zu ihrer Partei wenig nützlich wäre, wenn sie nicht auch die käuflichen Prominenten vor die rote Karre einspannen würden und — vor allem — die Anständigen. Die Zensur hieß natürlich nicht Zensur, sondern ganz harmlos und einfach die Prüfstelle. Kein Verlag durfte allerdings ohne Genehmigung dieser Prüfstelle ein Manuskript in die Druckerei schicken, denn dazu brauchte er Papier, und das Papier wurde noch immer bewirtschaftet. Sobald ein Manuskript der Prüfstelle vorgelegt wurde, trat der Verbindungsmann der Kommission in Aktion, der selbstverständlich aber unsichtbar blieb. Über jeden Schriftsteller besaß die Kommission einen nicht gerade dünnen Akt, in dem alles stand, was die kommunistische Spionage vorsorglich zusammengetragen hatte. War der Autor im Sinne der Kommission in Ordnung, konnte sein Manuskript in die Druckerei gehen. Die anderen warteten und warteten, was aber nicht verdächtig erschien, denn es wurden im Laufe der Zeit Tausende Manuskripte eingereicht. Die vergeblich Wartenden intervenierten, sie versuchten bei der Prüfstelle herauszubekommen, ob sie nicht von einem gehässigen Kollegen angeschwärzt worden waren, dazu lächelte man aber

nur wohlwollend. „Politische Zugehörigkeit spielt gar keine Rolle, die Prüfstelle befaßt sich nur mit der künstlerischen Seite des Buchmanuskripts, denn sie hat die Aufgabe, das hohe Niveau der Literatur zu wahren."

Die von niemandem gewählte Beneš-Regierung zeigte sich großzügig. Der Schriftsteller darf nicht mehr, um zu leben, hastig und mit finanzieller Not kämpfend schaffen, sondern, wie in der herrlichen Sowjetunion, Gelegenheit bekommen, sich vollständig sorgenlos und unabhängig von der Freigebigkeit oder dem Geiz seines Verlegers nur seiner Arbeit widmen. Eines Tages prangten auf den ersten Seiten aller Zeitungen spaltenlange Artikel, die verkündeten, daß die Regierung den demokratischen Schriftstellern und Dichtern das Schloß Dobříš zur Verfügung stelle. Nicht nur umsonst, völlig kostenlos, dürfen sie in diesem Märchenschloß wohnen, sondern sie bekommen auch eine nicht kleine Summe, die nicht von dem Ertrag des Werkes abgezogen werden wird. Zahlreiche Bilder zeigten den riesengroßen Park, der das Schloß umgab, die prunkvollen Wohnräume, das Musikzimmer, das Diskussionszimmer und selbstverständlich auch die große, hochmoderne Küche, die mit Lebensmitteln aller Art verschwenderisch ausgestattet war, und nicht kantinenmäßig, sondern individuell und nach Wunsch die Speisen für die einzelnen Bewohner zubereiten sollte. Die Werktätigen in den volkseigenen und verstaatlichten Betrieben veranstalteten sofort Versammlungen, bei denen Kommunisten und getarnte Kommunisten der mütterlichen Kommunistischen Partei überschwenglich dankten, denn nur ihr Verdienst war es, daß das Schloß Dobříš eine neue Heimat für die geistig Schaffenden wurde.

Der Vorsitzende des tschechischen Schriftstellerverbandes wurde plötzlich, ohne Wahl, der Schriftsteller Jan Drda, der bis jetzt eigentlich nur durch einen Riesenskandal bekannt war. Sein Roman „Das Städtchen in Gotteshand" entpuppte sich als ein Plagiat. Außerdem war es kein Geheimnis, daß der notorische Alkoholiker Drda fleißig mit den Deutschen kollaboriert hatte. Jetzt aber war er Genosse, und sein neuer Roman „Die stumme Barrikade" spukte in jedem Schaufenster jeder Buchhandlung. Das Buch war nicht ganz ungeschickt geschrieben, denn Drda war nicht ganz untalentiert, und darum wirkte es. Die Deutschen wurden als dumme Barbaren geschildert, als heimtückische Mörder ohne Intelligenz und Bildung, die endlich in Prag bei der Revolution dank der herrlichen Sowjetarmee ihre gerechte Strafe bekamen. In dem Buch war alles, was die Kommunistische Partei

und die Beneš-Clique brauchte. Von einem tapferen tschechischen Jungen, der mit bloßen Händen einen Tigerpanzer unschädlich gemacht hatte, bis zu einer schießenden alten Wehrwölfin und einem abscheulich ermordeten tschechischen Kindlein. Dieses Buch war sozusagen der Vorfahre der späteren Tatsachenberichte in den deutschen Illustrierten oder wenigstens ein Muster, wie man lügen und hetzen soll.

Die Fortsetzung dieses Machwerks schrieb im Auftrag der Kommunistischen Partei der wirklich begabte, bis jetzt völlig unpolitische Schriftsteller Václáv Řezáč. „Nástup" (Antreten) hatte zum Thema die Besetzung des Sudetenlandes nach dem Krieg. Die Bezeichnung „Sudetenland" war verboten, Sudetenland hieß jetzt offiziell das Grenzgebiet. Dagegen blieb der Name Sudetendeutsche, „sudetaci", und die waren in diesem Tatsachenroman durchwegs Lumpen, Schurken, Giftmörder, Feiglinge, kurz und gut ein abscheuliches Gesindel. Bis auf einen, der, natürlich, ein Kommunist war und dem deswegen die Hitler-Sudetendeutschen nach dem Leben trachteten. Auch dieses Buch war für das Ausland bestimmt, für den Westen vor allem, damit man erfahre, daß man den Tschechen nicht zumuten könne, mit diesem Mordgesindel in einem Land zu bleiben, und darum die Vertreibung gerecht und notwendig wäre.

Jan Horák wartete vergeblich auf eine Einladung in das Schriftstellerschloß Dobříš. Sehr gerne wäre er aus Prag verschwunden, denn die Hinrichtung seines Schwiegervaters wollte ihm nicht aus dem Sinn. Er schlief wenig und schlecht, er hatte Angst vor dem Schlaf, vor den Träumen, in denen Jitka um ihren Vater weinte, in denen der alte Kirchendiener wieder da war. Die Kommission schien ihn vergessen zu haben oder seine Dienste nicht mehr zu brauchen. Die Kollegen mieden ihn, darum saß er meistens zu Hause. Eines Tages, als er sich bei einer Flasche Wein mit einem Gedicht an den Generalissimus Stalin plagte, rief das sonst immer schweigende Telephon. Der Herr Professor möge heute noch, aber erst abends nach 8 Uhr, in das Unterrichtsministerium kommen. Zu wem? Das wird er von dem Portier erfahren.

Jedes Kind wußte schon damals in Prag, daß die Portiere und Diener in den Ministerien und Ämtern durchwegs Spitzel waren und mehr wußten und mehr Macht hatten als mancher Ministerialrat. Jeder versuchte darum, sich mit ihnen gut zu stellen, und so sah man nicht selten, wie ein Abgeordneter oder ein hoher Beamter einen Portier ehrerbietig grüßte. Jan Horák wurde

gnädig empfangen, was ihn aufatmen ließ, denn jede Vorladung erfüllte jeden mit einem Schreck, weil niemand wissen konnte, ob einer harmlosen Vorladung nicht die Verhaftung folgen würde. Das alte Waldsteinpalais auf der Kleinseite, in dem das Unterrichtsministerium residierte, sah am Abend düster und bedrohlich aus. Von den Wänden auf der breiten Treppe sahen von riesengroßen Gemälden Herren mit steifen Halskrausen herunter, es sah aus, als würden ihre bleichen Köpfe auf einer Schüssel liegen. In den Gängen gab es keine Teppiche, die Schritte hallten unangenehm, obwohl Horák auf Zehenspitzen ging.

Die Zensoren Kostka und Šolta hielten es nicht für notwendig aufzustehen, als der Schriftsteller eintrat. Auch in diesem Raum war alles noch genauso, wie er es noch von seinen Besuchen während des Krieges, vor seiner Verhaftung, kannte, nur der deutsche Chef, Doktor von Hoppe, fehlte. Der starb im Pankratzer Gefängnis, nach einem für einen Häftling seltenen Genuß guten starken Kaffees.

„Wir haben etwas für Sie, Herr Horák“, begann Major Kostka lächelnd, aber ohne dem Besucher einen Platz anzubieten. „Sie waren doch in dem Pankratzer Gefängnis inhaftiert, und im Petschekpalais bei der Gestapo waren Sie auch. Sie wurden mehrmals verhört, Sie wissen, wie es dort war, nicht wahr? Wir brauchen, aber sehr schnell, ein gutes Manuskript darüber. In Ichform, eigene Erlebnisse, packend, die Gestapohunde müssen plastisch beschrieben werden. Wollen Sie den Auftrag übernehmen?“

„Sehr gerne. So eine Art Tagebuch also?“

„Genau das. Ein Tagebuch, das blätterweise aus dem Gefängnis geschmuggelt wurde.“

„Gut. Ich wollte ohnehin meine Haft in Romanform beschreiben, aber nachdem jetzt so viele ähnliche Bücher erschienen sind —“

„Dieses Buch wird man mit keinem Buch vergleichen können“, unterbricht ihn der forsche Šolta, ein hübscher, aber durch und durch falscher Kerl. „Setzen Sie sich, Herr Horák. Die Beratung wird vielleicht länger dauern. Vor allem aber, Sie müssen sich verpflichten, über dieses Gespräch jedermann gegenüber zu schweigen, und zwar schriftlich. Egal, ob Sie das Manuskript verfassen werden oder nicht.“

„Warum sollte ich nicht? Meine Erlebnisse —“

„Es geht nicht um Ihre Erlebnisse. Es geht um die Erlebnisse des Genossen Julius Fučík, den die deutschen Barbaren am

Plötzensee hingerichtet haben. Der schrieb dieses Tagebuch, verstehen Sie? Und dieses Buch wird unter seinem Namen erscheinen. Den Titel haben wir schon: ‚Eine Reportage, die unter dem Galgen geschrieben wurde.‘ Was haben Sie denn? Gefällt Ihnen der Titel vielleicht nicht?"

„Doch, im Gegenteil, sehr gut sogar, aber –"

„Es gibt kein Aber in dieser Sache, Herr Horák. Die Partei will durch dieses Buch das Andenken des großen Journalisten Julius Fučík ehren. Fučík war ein Held und ein Märtyrer, ein strahlendes Beispiel für die Jugend. Ein Kommunist, der die Partei mehr liebte als sein eigenes Leben. Fučík war –"

Fučík, genannt Jula, war eine stadtbekannte Figur in Prag. Ein hübscher Peripherietyp, ein Boheme, ein Mädchenjäger und Säufer, ein Lügner und ein Prahler. Er schrieb witzige, nicht schlechte Artikel für kommunistische Blätter und verfaßte schmissige Liedertexte und Chansontexte für das getarnte kommunistische Kabarett „Das befreite Theater". Fast immer mit leeren Taschen und in einem nicht gerade blitzsauberen Hemd verbrachte er die meiste Zeit in den Kaffeehäusern, in denen die kommunistische und halbkommunistische Intelligenz, die in allen Sparten der Kunst tonangebend war, zusammenkam. Als die Deutschen die Tschechoslowakei besetzen, wurde er, obwohl er Mitglied der illegalen Kommunistischen Partei war, nicht verhaftet und trieb sich weiter ungestört herum. Schon damals munkelte man in Prag, daß er unter verschiedenen Namen für die Protektoratszeitungen antikommunistische Artikel schriebe. Auf einmal aber verschwand er spurlos, und die Kommunisten verbreiteten durch die Flüsterpropaganda, die tadellos funktionierte, daß Fučík von der Gestapo gesucht werde. Jan Horák erinnert sich heute noch sehr gut daran, wie er einige Wochen vor seiner Verhaftung mit einem Herrn mit einem langen Vollbart vor der Hauptpost in der Heinrichsgasse zusammenprallte und wie ihm dieser bestimmt nicht unauffällige Mann fröhlich auf die Schulter klopfte und ihn in ein kleines Lokal gegenüber der Hauptpost einlud. Es war Jula, der beim Bier sofort losschwatzte, er wäre tatsächlich gesucht, doch durch den Bart und die dunkle Brille so gut getarnt, daß ihn niemand erkenne. „Ich bin ausgehungert nach Nachrichten, Jan. Was machen die Genossen? Was macht Doktor Vančura? Was machst du? Illegale Flugblätter? Bravo, dreimal bravo, Jan! Wo werden diese Dinge gedruckt? Aber vor allem, was macht deine reizende Frau? Auch Maulwurfarbeit?"

In Pankratzer Gefängnis erfuhr Jan Horák, daß Fučík ein

Gestapospitzel war. Nach seiner Verhaftung führte ihn die Gestapo durch Prag spazieren und besuchte mit ihm verschiedene Lokale. Jula bezeichnete seinen Begleitern Personen, die gegen die Deutschen arbeiteten und die er kannte.

Die Legende vom Judaskuß wurde gespensterhafte Wirklichkeit. Wen Julius Fučík brüderlich umarmte und auf russische Art auf die Wange küßte, der war verloren. Trotz dieser großen Dienste für die Gestapo wurde dieser Spitzel im Gefängnis Plötzensee hingerichtet. Oder gerade darum.

„Also — unzweifelhaft war Fučík eine hervorragende Persönlichkeit", beendet Šolta seinen Vortrag und ordnet dabei gewichtig die Unterlagen, die diese „hervorragende Persönlichkeit" in das grellrote Licht rücken sollen. „Der Aufseher vom Pankratzer Gefängnis, der die Aufzeichnungen des Genossen Fučík blätterweise hinausschmuggelte, den Aufseher, den haben wir. Ein Deutscher ist er, und diese Tatsache schließt jeden Zweifel an der Echtheit der Aufzeichnungen aus. Das heißt, natürlich ist ein jeder Deutsche ein Schwein, der Aufseher selbstverständlich auch, aber wenn ein Deutscher, ein Feind unseres Volkes — Das ist eine Bestätigung, daß Fučík dieses Tagebuch wirklich selbst schrieb und —"

Major Kostka hüstelt, und Šolta versteht sofort. Wozu eine verwickelte und unwahrscheinliche Begründung, entweder wird dieser Kerl das Manuskript schreiben oder nicht.

Als Jan Horák wieder draußen ist, geht er so schnell, als hätte er Angst, etwas Wichtiges zu versäumen, aber an der zweiten Ecke dreht er sich um und geht noch schneller zum Waldsteinpalais zurück. Nein, diesen Auftrag kann er nicht übernehmen, dazu kann er sich nicht hergeben. Aus einem Spitzel kann man nicht einen Heiligen machen. Jan Horák, der große Schriftsteller, soll diesen Schwindel unterstützen? Jan Horák, der der Nachfolger Karel Čapeks sein sollte? Das Geld wird er ihnen vor die Füße werfen, den zwei perfid lächelnden Lumpen dort oben in dem Palais. Lieber die Straße zusammenkehren als —

Aber dann, was dann? Wovon soll er leben? Über die Grenze gehen? Zu den Deutschen, die seine Jitka hingerichtet haben? Er geht weiter, wie gehetzt, einmal schnell und einmal langsam, ziellos.

Das Haus, vor dem er plötzlich stehenbleibt, mein Gott, wie kam er hieher, das ist doch das Haus seines Schwiegervaters. Wenn der noch leben würde, bei dem hätte er jetzt Zuflucht gefunden. Man müßte wenigstens mit der Alten sprechen, mit

Fräulein Anna. Sprechen muß man mit jemandem, jetzt sofort, allein kann man jetzt nicht sein. Schon will er die alte Glocke aus dem Schlaf reißen, da bemerkt er weiße Flecke auf dem Gehsteig. Papierblätter. Blätter — das fingierte Tagebuch des „Helden" Fučík. Unsinn. Flugblätter sind es. Reklame wahrscheinlich oder politisches Zeug. Mechanisch hebt er eines von den Blättern auf und überfliegt die gedruckten Zeilen unter der Straßenlaterne.

„Jeder Verräter trägt das Kainszeichen an der Stirn, das nur mit Blut abzuwaschen ist. Jeder, der mit den Kommunisten, den Unterdrückern unseres Volkes, paktiert, wird einmal die Belohnung dafür bekommen. Wir zahlen Höchstpreise."

Als hätte er sich an dem vom Nebel feuchten Papierfetzen verbrannt, so hastig wirft er das Blatt fort, doch das Flugblatt wirbelt herum und bleibt an seiner Hose kleben. Horák zerreißt es in kleine Stücke, jetzt sind die Zeilen verschwunden, jetzt kann man sie nicht mehr lesen — aber die Worte stehen wie eine Kette vor seinen Augen. „Jeder Verräter trägt das Kainszeichen an der Stirn."

„Hast gesehen?" flüstert ein Bursche, der kniend an seinem Fahrrad herumhantiert. „Auf den hat das Flugblättchen gewirkt wie ein Schluck Schnaps auf einen Säugling."

„Weißt, wer das war?" sagt, auch im Flüsterton, sein Kamerad. „Das war der ehemalige Gentleman Jan Horák. Komm, gehen wir weiter. Mindestens noch hundert Stückchen müssen wir heute placieren."

DER UNSICHTBARE KRIEG

Die unsichtbare Armee, die der mächtigen Kommission gegenübersteht, erinnert irgendwie an Hitlers letzte Karte, an den von den Tschechen vielbelachten Volkssturm. Es ist aber die erste Karte des Herrn Novák, der Tamara und ihrer Freunde, und diese Karte ist genauso wenig lächerlich, wie es der Volkssturm war. Die Verzweiflung kann die gleiche Kraft haben wie der Mut. Diese Armee im Dunkeln vereinigt die Gegensätze. Offiziere und Dirnen, Greise und Halbwüchsige, Mädchen und Matronen, Intellektuelle und Hilfsarbeiter, Polizeibeamte und ehemalige Kriminelle. Sie ist überall, diese Armee, und sie ist nirgends. Die Leitung dieser unsichtbaren Kampfeinheit operiert nicht mehr mit dem kommunistischen Dekadesystem, das im

zweiten Weltkrieg viele Menschenleben kostete, sondern mit auf drei Personen reduzierten Zellen. Nicht zehn Personen auf einmal können mehr „in die Luft gehen", sondern nur drei. Nur drei unsichtbare Soldaten kennen sich, dann reißt die Kette, und kein Martern auf der Kommission kann weitere Namen aus dem Verhafteten herauslocken. Was man nicht weiß, kann man nicht sagen.

Jeder in Prag weiß, daß es diese Armee gibt, viele versuchen sie zu finden, aber sie bleibt für die, die ihr ehrlich beitreten möchten, genauso unauffindbar wie für die Feinde. Bevor ein neues Mitglied aufgenommen wird, muß es genau überprüft werden, aber ohne zu wissen, daß es eine Prüfung besteht. Die Methoden der Prüfung werden immer wieder umgeändert und gewechselt, mehr als zweimal wird eine und dieselbe Art der Prüfung nicht angewendet. Langsam kristallisieren sich einzelne Kampftruppen dieser unsichtbaren Armee. Die Werber, die Prüfer, die Helfer, die Briefträger, die Käuzchen, die Richter, die Horcher, die Vollstrecker, die Provokateure und die Melder. Das schwierigste Problem ist die Schulung und die Zusammenkünfte. Es ist beinahe unmöglich, daß drei Personen mehr als dreimal zusammenkommen können, ohne den Verdacht der Kommission zu erwecken. Die Zellen müssen also so zusammengesetzt sein, daß sie nicht verdächtig wirken, was allerdings kein leichtes Problem ist. Die Berufe und die gemeinsamen Interessen müssen genau zusammenpassen. Wenn ein Offizier in einem Kaffeehaus bei einem Schachbrett einen Partner braucht und der Kellner ihm einen Chauffeur bringt, der ein guter Schachspieler ist, dann können die beiden ohne weiteres einige Worte zwischen zwei Schachzügen tauschen, und sie können sich bei diesem Spiel öfter treffen. Der Kellner kann auch ohne weiteres ab und zu bei dem Tisch stehenbleiben und die Herren fragen, ob sie noch einen Kaffee oder etwas anderes wünschen. Das ist ganz natürlich und darum nicht verdächtig.

Eine neue Sprache entsteht, die Sprache der Losungsworte. Das erste Gebot: Es ist strengstens verboten, jemals etwas Schriftliches bei sich oder zu Hause zu haben. Alle Namen, Adressen, Telephonnummern und Nachrichten müssen auswendiggelernt werden. Die Instruktoren bedienen sich bei den Schulungen der Methode der Mnemotechnik, die dem Gedächtnis hilft.

Es gibt aber auch so auffallende Methoden, daß sie unauffallend wirken. In einer kleinen alten Druckerei unter dem Lau-

renziberg, in der billige Gebetbücher und langweilige Romane über brave und fromme Leutchen gedruckt werden, erscheint um Mitternacht in der Setzerei eine tote Nonne. Anwesend sind der Inhaber der Druckerei, ein alter Mann, der mehr schlecht als recht durch sein Handwerk genährt wird, und seine zwei Gehilfen, die keine Kommunisten und keine Sozialdemokraten sind und darum froh sein müssen, in diesem armseligen Laden arbeiten zu dürfen. Wie lange noch, das wissen ohnehin nur der liebe Gott und die Kommunisten. Jung sind sie auch nicht mehr und die Gescheitesten auch nicht. Die tote Nonne verkündet, daß sie in der Nacht Ruhe brauche, da sie ungestört für ihre Sünden Buße tun müsse. Seit hundert und mehr Jahren liege sie eingemauert hier, in dem Kellergewölbe unten, wo früher ein Kloster stand. Die Nonne beschreibt noch den Weg, wo ihre Gebeine ruhen, und entschwindet.

Die drei Menschlein sind zuerst verdonnert, aber dann rappeln sie sich auf, beten ein Vaterunser für die Seele des Gespenstes und durchstöbern die alten Chroniken, die in der Wohnung des Buchdruckers, in demselben Haus, sorgfältig aufbewahrt sind. Tatsächlich, sie finden einen Bericht über das Leben der sündigen Nonne, die, weil sie heimlich ein Kindlein geboren hatte und es umbrachte, nicht in die geweihte Erde eines Kirchhofes begraben werden durfte. Vermutlich aber war es so, daß das Kloster, um einen Skandal zu vermeiden, die arme Nonne mit dem Säugling einfach in dem Keller des Klosters begrub.

Da die tote Nonne streng verboten hatte, über ihr sündiges Leben und ihre Buße zu sprechen, erfuhr von ihrem nächtlichen Besuch außer der greisen Frau des Buchdruckers niemand. Die tote Nonne brauchte in der Nacht Ruhe, sollte sie sie also in Gottes Namen haben. Es mußten aber böse Mächte am Werk gewesen sein, die der reuigen Sünderin die Erlösung nicht gönnten, denn in der Setzerei und in der Druckerei, beide befanden sich im Keller, ging es sehr lebhaft zu. Es polterte dort in den Nächten, es krabbelte und ächzte, und die tote Nonne wurde noch einigemal gesehen, verzweifelt herumirrend. Vergeblich beteten die vier Hausbewohner, vergeblich ließen sie eine Messe für eine arme Seele im Fegefeuer lesen. Als auch das nicht half, vertraute sich die Frau des Buchdruckers ihrem Beichtvater an. Dieser Priester, ein fanatischer Tscheche und Verehrer des Jan Hus, dessen Kult die Kommunisten eifrig und geschickt propagierten, versprach im Beichtstuhl, der toten Nonne die ewige Ruhe finden zu helfen, und er hielt Wort, wenn auch anders, als es sich

die gute Greisin vorgestellt hatte. In der Nacht hörten die Hausbewohner Schüsse irgendwo unten in dem Keller, und die tote Nonne erschien seitdem nicht mehr. Die Kommission fand bei dieser Jagd nach den Gespenstern einen Haufen frisch gedruckter antikommunistischer Flugblätter, die Gespenster erwischte sie aber nicht. Die Gebeine der toten Nonne wurden tatsächlich gefunden, aber auch ein unterirdischer Gang, der bis zur Moldau führte. Diesmal befahlen die Männer von der STB (Staatssicherheit) strengstes Stillschweigen, doch schon am nächsten Tag wußte in Prag jedes Kind die Geschichte der toten Nonne, die dann noch einigemal erschien, diesmal in einem mutigen antikommunistischen Blättchen.

Die Kommission ist bei Tag ein stilles, kaum von jemandem betretenes Haus. In dem Park gegenüber spazieren Pärchen, in den parkenden Autos sitzen zeitunglesende Herren, den Straßenkehrern scheint die Gegend um die Kommission nie genug sauber zu sein, Männer schlendern dort mit Vorliebe mit ihren Hunden, die Laternen sind immer wieder reparaturbedürftig. Alle diese unauffallenden Leute sind Bewacher der Kommission. Niemand kann diejenigen, die die Kommission betreten oder hinausgehen, beobachten, niemand kann ihnen nachgehen, ohne selbst beschattet zu sein.

Der Herr über Leben und Tod ist noch immer Emil Hršel. Manchmal verläßt er tagelang das Gebäude der Kommission nicht, dann wieder sieht man ihn tagelang nicht. Auch viele, die in der Kommission arbeiten, wissen nicht, wie ihr Chef aussieht, niemand darf sich auf den Gängen aufhalten, wenn er in sein Büro geht. Die Gardisten tragen nicht mehr die schwarzen Uniformen der SS und die braunen der SA, entweder wurden sie der STB eingegliedert oder tragen Zivilanzüge und arbeiten an allen möglichen Stellen für die Kommission.

Der blonde Volodja ist Kommandant der Wachstube, Petr Schleier ist sein Stellvertreter. Die beiden sind unzertrennlich, jeder hält sie für Freunde, nur Emil Hršel nicht. Hršel gibt nichts auf Worte, er verläßt sich niemals auf das, was ihm gezeigt wird, er beobachtet hartnäckig, registriert jede Kleinigkeit in seinem Gehirn und kombiniert. Die bunte Vergangenheit des Volodja ist für ihn kein Geheimnis, aber auch über Petr Schleier weiß er alles, was er zu wissen braucht. Nur eines nicht, und das ist die Sache mit der Erschießung der Gardistin Alena.

Einmal, in der Nacht, wird Petr hinauf in den ersten Stock gerufen. In dem Sitzungssaal der Bank des Juden Petschek finden

die Nachtverhöre statt, bei denen auch den Verhörenden manchmal physisch übel wird. Emil selbst ist nur sehr selten dabei, er läßt sich nur von Zeit zu Zeit berichten, ob der Verhörte schon „weich" geworden ist. Nie hat er selbst jemanden geschlagen oder gemartert, und es wirkt grausam komisch, wenn er den blutverschmierten armen Teufel, der mit Wasser begossen wird, damit man weitermachen kann, höflich fragt, ob er nicht irgendeinen Wunsch hätte.

Der Sitzungssaal ist ganz dunkel, als ihn Petr betritt, nur der Häftling steht im schmerzend grellen Licht eines Scheinwerfers. Mit dem Rücken zu dem Saal, vor einer Spiegelwand, die seine Gestalt und sein Gesicht erbarmungslos deutlich zeigt. Im Halbkreis um einen runden Tisch sitzen die Verhörenden, abseits, an *einem kleinen Tischchen Emil II, der gefürchtetste Mann in der* ganzen Kommission. Der führt heute das Verhör.

Petr muß an die grauenhaften Kasematten am Spielberg in Brünn denken, die er einmal mit seiner Schulklasse besichtigen durfte. Auch dort bekam er Gänsehaut, als er die Marterwerkzeuge sah und als er sich die Szenen, die sich dort abspielten, vorstellte. Damals ging er in die Volksschule, so zehn Jahre war er, aber bis heute sieht er die Zangen, die Ketten, die Rattenlöcher, die Bänke, die Stahlruten und die Näpfe, in denen einmal das Essen war und ein andermal das Blut der Häftlinge. Neben dem Tischchen, an dem Emil vor einem Akt sitzt, liegen auf einer Bank Hundspeitschen, Stahlruten, Holzstöcke und je zwei und drei zusammengebundene dünne Bambusstäbe. Emil II hat das Hemd auf der Brust offen, sein krauses Haar klebt von Schweiß.

„Bist du es, Petr?" flüstert jemand. Vier junge Burschen, ehemalige Gardisten und jetzt in der Wachstube tätig, haben heute „Schlachtdienst". Abwechselnd müssen sie die Verhörten prügeln, denn diese „Arbeit" ermüdet und verlangt frische Kraft. Der Hauptschläger ist, wie immer, Emil II. Er läßt es sich nicht nehmen, obwohl er das Verhör führt, aufzuspringen und die raffiniertesten und grausamsten Hiebe selbst zu geben.

„Die Spiegel her!" brüllt Emil II heiser. Anders als brüllend kann er bei den Verhören nicht sprechen, darum ist er jede Nacht ohne Stimme.

Petr läuft mit zwei Wachleuten eilig in die linke Ecke des Saales, um die großen Spiegel, die an Bretterwänden befestigt sind, zu holen. Der Verhörte wird in diesen Spiegelkäfig geschoben, der drei Wände hat. Zu der vierten Seite werden zwei große

Reflektoren geschoben, mit den Lichttrichtern schräg noch oben gerichtet. Der Reflektor am Plafond wird tiefer heruntergezogen. Wieder so lautlos und eilig laufen die Burschen an ihre Plätze zurück. Einer reicht Zigaretten herum, rauchen darf man hier, und es wird viel geraucht.

Der Häftling steht noch immer mit dem Rücken zu dem Saal. Nicht einmal mittelgroß ist er, mager, bloßfüßig, in einer zerdrückten grauen Hose und einer großen, schwarzen Strickjacke. An dem Kopf hat er einen schmutzigen Verband.

„Wir machen weiter!" kommandiert Emil II. „Wollen Sie jetzt sagen, wo Sie sich mit der Frau treffen sollten? Beeilen Sie sich aber, unsere Spieglein mit der feierlichen Beleuchtung zusammen wirken schädlich auf die Augen, davon werden Sie sich bald überzeugen. Umdrehen!"

Die Wachleute haben sich auf den Fußboden hingehockt, nur Petr steht noch. Er muß den Jungen dort anschauen, es ist nicht Neugierde, es ist ein Zwang. Jedesmal ist es so, wenn er hier Dienst hat, jedesmal glaubt er, sich selbst in der Spiegelscheibe zu sehen. Wenn Volodja einmal reden wird...

Der Junge dreht sich um, Petr schrickt zusammen und tritt dem Nebenmann auf die Hand. „Gib doch acht, Mensch! Was hast du? Was blödelst du?"

Der Verhörte ist ein Mädchen. Die Strickjacke ist vorne zerrissen, Emil II hat sie vorhin gepackt und hin und her geschüttelt, bis ihm nur Fetzen in der Hand geblieben sind. Auch das Hemd ist zerrissen, und zwei Strähne wie rote Bänder laufen bis zum Gürtel. Das Mädchen blutet aus dem Mund und aus der Nase. Das Gesicht sieht wie eine zusammengeknüllte Maske aus, die Augen sind geschwollen, die linke Gesichtsseite ist viel größer und dunkelblau von Schlägen.

Emil II haut mit einer Stahlrute auf das Tischchen, springt auf, will aufbrüllen, aber seine Stimme macht auch einen Sprung und versagt. Gierig trinkt er ein Glas Wasser, aber was er herausbringt, ist nur ein Krächzen im hohen Diskant. „Die Antwort!"

„Ich kenne keine Frau", sagt das Mädchen undeutlich, hebt die mit einem Strick gefesselten Hände zum Gesicht und versucht, sich das Blut vom Mund abzuwischen.

„Mensch, mit der wird der Emil II nicht fertig", raunt einer von den Burschen. „Die läßt sich lieber erschlagen, dieses Luder."

„Wie lange dauert es schon?" fragt Petr und wirft die Zigarette fort. Ein Loch in sein Jackett hat er sich eingebrannt, so gebannt sah er das Mädchen an.

„So zwei Stunden. Dreimal ist sie schon hingefallen, einmal mußte sie der Arzt mit einer Injektion zu sich bringen. Den Schädel hat sie, glaube ich, kaputt."

Die Tür zum Korridor wird zu einer kleinen Spalte aufgemacht, und jemand ruft leise den Namen Šlajer. „Ist der Šlajer da? Schnell, herkommen!"

Schmideder heißt der robuste Mann, der Petr durch die Gänge führt. Er hat in der Kommission sein eigenes Büro und jederzeit Zutritt zu dem Chef. Petr fragt nicht, Schmideder sagt nichts. Sie gehen durch zwei große Räume, in denen eifrig Schreibmaschinen klappern. Petr hat keine Zeit, sich die Mädchen, die hier arbeiten, anzuschauen. Eine hübsche Schwarzhaarige hebt den Telephonhörer und sagt: „Sie sind da. Dürfen sie hinein? Gut, danke." Sie zeigt mit der Gabel auf Petr und sagt etwas lauter: „Nur Sie sollen hinein."

Einige Sekunden später steht Petr dem Chef der Kommission gegenüber. Nie konnte er sich nachher erinnern, wie lange ihn Emil schweigend betrachtet hatte. Wieder hat er das Gefühl, in dem Spiegelkäfig zu stehen, er muß die Augen schließen, so stark ist die Vorstellung, geblendet zu werden. Auf einmal sitzt er in einem tiefen, bequemen Klubfauteuil, ohne zu wissen, wie er hinkam, und der Chef stellt eine Flasche und ein Glas auf den Tisch.

„Trinken Sie, Sie sehen ganz miserabel aus. Ist Ihnen schlecht?"

„Nein — das heißt . . ."

„Das heißt ja. Die Nachtverhöre können Sie nicht verdauen, nicht wahr? Ich übrigens auch nicht. Manchmal aber muß es sein. Wie weit sind sie dort?"

Langsam kommt Petr zu sich. Herrgott noch einmal, das kann doch nicht wahr sein. Mit dem Chef an einem Tisch zu sitzen — aufpassen muß man auf jedes Wort, verdammt aufpassen.

„Na, wie ist es dort im Sitzungssaal? Ich weiß, was Sie jetzt denken. Sie glauben, ich will Ihnen eine Falle stellen, das habe ich aber gar nicht notwendig. Die dort unten hat noch nichts zugegeben, nicht wahr? Ich werde das Verhör bald unterbrechen und Sie werden das Mädchen hinunter, in den Keller, bringen. Sie ist in dem Saal ‚Madame Roga' untergebracht. Sie waren noch nicht unten, darum wollte ich Sie vorher sprechen. ‚Madame Roga' heißt der Saal nach einer Lettin, die war nämlich unser erster Häftling. Die ist noch immer dort, sie liegt gleich links bei der Tür. Spricht nur ihre Muttersprache und ein bißchen

Deutsch, also plaudern Sie ein wenig mit ihr. Deutsch. Die neben ihr heißt Milada, die war Privatsekretärin bei dem alten Meinl, Firma Meinl. Neunzehn Jahre alt, nicht häßlich, will sich bei uns anbiedern. In Wirklichkeit ist sie ein Spitzel und hat auch mit der Gestapo gearbeitet. Die Alte, die unter dem Fenster liegt, ist diejenige, die die Attentäter auf den Heydrich erkannt hatte und die Belohnung dafür kassierte. Die muß nach Pankratz überstellt werden, die kommt vor das Volksgericht, die wird noch einmal eine Belohnung bekommen. Sie spekulieren, warum ich Ihnen diese Dinge erzähle, nicht wahr? Sie müssen mit dem Milieu vertraut sein, Sie dürfen auf die Häftlinge nicht wie ein Neuling wirken. Sie wissen alles, das macht immer Eindruck. Lassen Sie die Weiber ruhig rauchen, die Zigaretten hier können Sie mitnehmen. Nicht viel, jede kann drei oder vier Stück bekommen. Was haben Sie übrigens gegen Volodja?"

Emils Stärke sind solche plötzliche Fragen, die mit dem vorherigen Gespräch gar keinen Zusammenhang haben. Der Partner erwartet den Schuß von links, der kommt aber von rechts. Eine einfache, aber gute Methode.

„Sie antworten nicht, also haben Sie etwas gegen ihn. Das ist jetzt aber unwichtig. Das Mädchen, das in dem Spiegelkäfig ist, wird unten von einem Arzt untersucht, und Sie werden sie in den Baderaum bringen. Jeder Häftling darf nach einem Nachtverhör baden. Bleiben Sie bei ihr und versuchen Sie, aus ihr etwas herauszubekommen. Sie bekommt eine bestimmte Injektion, die sie vermutlich munter machen wird. Vielleicht, Sie sind ja ein netter, junger Kerl, vielleicht wird sie Ihnen etwas sagen. Jede Kleinigkeit ist für mich wichtig. Sie müssen sich alles, was Sie hören werden, Wort für Wort gut merken. Nachher werde ich Sie wieder rufen lassen. Warten Sie jetzt draußen."

Wieder ist es Schmideder, der Petr bis zu der schmalen, steilen Kellerstiege begleitet, die von zwei Männern mit Maschinenpistolen bewacht ist. Niemand spricht ein Wort. Petr zeigt unaufgefordert den Passierschein, den ihm Schmideder von dem Chef gebracht hatte. Ohne Passierschein hat keiner von den Angestellten der Kommission Zutritt zu dem Geheimgefängnis, nicht einmal Emil II. Dann hört man Schritte. Zwei Burschen aus dem Sitzungssaal bringen das Mädchen. Sie schleift die Füße hinter sich und hängt auf ihren Armen wie eine kraftlose Puppe.

„Du wirst sie tragen müssen", sagt Schmideder kurz.

Petr hebt das Mädchen hoch und hätte sie beinahe wieder fallen gelassen, so überrascht ist er, wie leicht sie ist. Nur Haut

und Knochen. Unter der Stiege sind wieder zwei Bewacher. Der eine pfeift ein Signal, von irgendwo erscheint ein dritter mit einer Maschinenpistole und geht vor Petr. Wie in einem Gefängnis sieht es hier überhaupt nicht aus. Die Türen sind aus ungehobelten Brettern und haben einfache Riegel, wie bei einem Ziegenstall. Die Luft ist heiß und trocken, überall ist es still.

Auch der Saal der Madame Roga sieht nicht wie eine Gefängniszelle aus. Unter dem schiefen Kellerfenster steht eine Reihe Feldbetten mit Strohsäcken. Nur drei sind besetzt. In einer Ecke ist ein Toiletteraum, vor ihm eine Waschmuschel mit fließendem Wasser. Früher war es der Luftschutzraum der deutschen Kriminalpolizei.

Keine von den drei Frauen hat geschlafen. Nur die Lettin liegt ausgestreckt auf ihrem Bett. Die junge Milada hockt mit gekreuzten Beinen wie ein Türke auf ihrem Strohsack, und die Alte wäscht etwas in der Waschmuschel.

„Mein Gott, ist sie tot?" schreit Milada auf.

Der junge Mann, der Petr herbrachte, plumpst auf den Strohsack zu ihr, gibt ihr einen Klaps auf das rosafarbene Höschen, das mit einem Büstenhalter ihren Schlafanzug bildet, und zischelt ihr mit einem breiten Grinsen zu: „Nein, dickes Fröschchen, tot ist sie nicht, bloß über die Stiege heruntergefallen und darum ein bißchen kaputt. Dir kann so etwas nicht passieren, was?"

Die Alte hilft Petr das Mädchen auf das Bett unter dem Fenster zu legen, bringt einen Rest eines Handtuches und wischt der Halbbewußtlosen das Blut vom Gesicht ab. Petr hört hinter sich Milada kichern und girren, nicht das geringste Interesse zeigt sie für ihre arme Zellengenossin. Dafür bemüht sich die Lettin aufzustehen, und als es ihr gelingt und sie neben Petr steht, zuckt er zusammen. Nur ihre Augen leben noch, alles andere, die Hände, das Gesicht, die Haare, alles scheint schon tot zu sein. Sie trägt ein graues Kostüm, bestimmt war es einmal elegant, heute ist es ein widerlicher schmutziger Fetzen. Es ist das einzige Kleidungsstück, seit Anfang Mai hat sie es nur ausgezogen, wenn sie probierte, es sauber zu machen.

„Das war ein Spiegelverhör, nicht?" sagt sie. „Emil II hat eine schlechte Mann. Er vergessen Gott, aber Gott nicht vergißt ihn."

„Der haben sie ihren Vater, ihren Schwager und ihre zwei Brüder erschossen", flüstert die Alte. „Hier, dort draußen, vor zwei Monaten. Seitdem will sie nicht essen. Man hat sie hinausgerufen, ein Sonntag war es, nachmittag, und man hat ihr gesagt,

daß sie sich von ihren Verwandten verabschieden soll, denn die werden jetzt frei sein. Damals war diese Zelle überfüllt, auf jedem Bett zwei. Volodja hat sie abgeholt, sie hat geweint vor Freude, und auf einmal haben wir Schüsse gehört, und Volodja brachte sie zurück, die Roga. Wir haben ihr alle zugeredet, weine doch, weine dich aus, aber sie war wie aus Stein. Sie versteht nicht Tschechisch, darum hat sie es noch schwerer als wir. Wenn ich nur schon im Pankratzer Gefängnis wäre! Alles ist besser als dieser verfluchte Keller hier."

Milada lacht gurrend und äußert den Wunsch, etwas Scharfes oder Süßes trinken zu wollen. „Ein Schnäpschen, ein Schnäpschen wäre nicht schlecht", trällert sie.

„Das ist die Richtige, die dort. Mit einem achtzigjährigen Mann hat sie ein Verhältnis gehabt, mit dem Meinl. Aus Karpathorußland ist sie, ich glaube, sie ist entweder eine Jüdin oder eine Zigeunerin. Mit allen Männern hier treibt sie sich herum, schwanger war sie auch schon, aber der Doktor ..."

„Gibt es hier keine Aufseherin?" fragt Petr, ärgert sich aber sofort über sich selbst. Die Frau darf nicht merken, daß er Verschiedenes nicht weiß.

„Nein, lauter Männer bewachen uns. Der Oberste ist ein junger Jude, in einem Konzentrationslager war er angeblich. Wir glauben aber, daß er auch ein Häftling ist, wie wir. Schlecht ist er nicht, aber boshaft wie ein Affe. Rennt immer hier in einem roten Trikothemd herum, auch mit dem hat Milada ..."

„Zigarette haben nicht, bitte?"

Madame Roga versucht zu lächeln, und sofort zeigt sich auf ihrer trockenen Oberlippe ein rotes Pünktchen. Ihre Lippen sind so spröde, daß sie bluten, wenn sie sie auch nur ein wenig bewegt.

„Freilich, natürlich", und Petr hält ihr höflich eine Zigarettenpackung hin.

„Sie sollten lieber Ihre Suppe essen, Madame Roga", brummt die Alte. „Die Suppe war heute wirklich gut, Erbsensuppe mit Gemüse und viel Maggi. Das Essen ist hier nicht schlecht, das kann man nicht sagen", erzählt sie, als würde sie wissen, daß Petr hier ein Neuling ist. Vielleicht aber will sie nur einen guten Eindruck machen. Die Burschen hier sind ja alle Spitzel, die alles denen dort oben zutragen. „In der Früh Kaffee mit Milch und Zucker, wie in einem Kaffeehaus, in Porzellantassen. Vormittags kommt manchmal der junge Jude fragen, was wir essen möchten. Und das Mittagessen ..."

„Achtung!" ruft der Bursche und rutscht vom Bett herunter. Milada schlüpft unter die Decke, die Lettin versucht, aufrecht zu stehen. Der Arzt erscheint in der Zelle und mit ihm zwei Bewacher. Selbstverständlich mit Maschinenpistolen. Oberflächlich untersucht er das Mädchen, greift ihr in den Mund und zieht einen Zahn heraus, der an einem Fleischfaden hing. Gähnend gibt er ihr in den Unterarm eine Injektion und eine hinter das linke Ohr, und ohne ein Wort zu sagen geht er wieder.

Die Wirkung der Injektionen ist bald sichtbar. Das arme Geschöpf öffnet die Augen, aus denen ununterbrochen Tränen rinnen — die Nachwirkung des Spiegelverhörs — und greift nach Madame Rogas Hand. „Ich habe — ich habe nichts gesagt", haucht sie glücklich.

„Die darf jetzt ins Badezimmer", ruft Milada. „Ich helfe Ihnen. Ich ...", kokett spreizt sie die Brüste in dem verschwitzten Büstenhalter und schwatzt weiter. „Komm, du darfst baden, das ist doch fein! Und ich ..."

Weiter kommt sie nicht. Der Bursche, der mit ihr schäkerte, verwandelt sich in einen harten Mann der Kommission. „Halte das Maul! Du bleibst da, und wenn du nicht parierst, da kannst du auch eine Injektion bekommen. Zuerst mußt du aber die Treppen hinunterfliegen."

Das Badezimmer ist eigentlich eine Waschküche mit einem in einem Herd eingelassenen Kessel und einem emaillierten Wasserbehälter, der dreimal so groß wie eine normale Badewanne ist. Stufen aus roten Ziegeln führen in einen von den Höfen hinauf, die Tür hat kein Schloß, und die beiden Fenster sind nicht vergittert. Eingehüllt in weiße Dampfschwaden, hocken vor dem Herd einige bis zum Gürtel nackte Männer. Bärtig, mit Haaren, die monatelang keine Schere gesehen haben, auf dem Rücken haben sie hakenkreuzförmige Narben. Deutsche Soldaten sind es, die hier als Wäscherinnen dienen müssen. Nie fragt sie jemand, wie sie heißen, man ruft sie einfach „SS-Hunde". Prügeln darf man sie jetzt nicht mehr, das hat Emil I vor einigen Wochen verboten, als er konstatierte, daß von den 40 Soldaten nur noch 27 lebten. Diese „SS-Hunde" dürfen sich in dem Hof frei bewegen, flüchten können sie ja nicht.

In dieser Waschküche erfährt Petr Šlajer, daß es so etwas wie eine Gegenkommission gibt und daß die Kommission das Mädchen verdächtigt, Mitglied dieser Agentenbande zu sein. Ihre Eltern wurden nach der Revolution als Kollaborateure ermordet, weil ihr Vater Schuldiener in einer deutschen Volksschule war.

Die deutschen Soldaten betteln um Zigaretten, Petr gibt ihnen einige, und sie wollen sich sofort großzügig revanchieren. In einer Ecke haben sie hinter einem Haufen kleingehacktem Holz eine „Bar". Zu ihrem Dienst gehört auch das Geschirrwaschen, und in den Körben, in denen das Geschirr gebracht wird, gibt es immer halbleere Bierflaschen, aber oft auch Reste von Wein und Schnäpsen. In diesem sonderbaren Gefängnis hat niemand etwas dagegen, wenn sich die „SS-Hunde" einen Rausch antrinken. Nur auf eines gibt es sofortige Todesstrafe, und das ist der Besitz eines auch noch so kleinen Stückchens Papier oder eines Bleistiftes. Das wissen alle Häftlinge, und sie fürchten sich vor diesen Gegenständen mehr als vor einem Spiegelverhör. Nichts Schriftliches kann aus der Kommission hinausgeschmuggelt werden. Diese Häftlinge sind entweder Todeskandidaten, die hier erledigt werden, oder zukünftige, ganz große Agenten der Kommission. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Eine Flucht ist gänzlich ausgeschlossen. Dieses Gefängnis mitten in Prag wird nach dem Westen die besten kommunistischen Agenten einschleusen, und hier wird die Endstation für die in eine Falle gegangenen antikommunistischen Agenten sein.

Petr hat nichts erreicht. Das Mädchen schwieg genauso wie dort oben in dem Spiegelkäfig. Der Chef nickt nur mit dem Kopf, als er ihm seinen Bericht erstattet. Hršel wußte ohnehin schon alles. Unter den „SS-Hunden", die nur Deutsch verstehen, hat er einige Tschechen, die ausgezeichnet die Rolle der deutschen Soldaten spielen. Was Emil Hršel mit Petr weiter vorhat, das behält er vorläufig für sich.

DIE KLEINEN KÖNNEN GANZ GROSS SEIN

Heute ist es kein Geheimnis mehr, daß es in der Tschechoslowakei mehrere Spionageschulen für Kinder gibt, genauso wie in der Sowjetunion und in allen Vasallenstaaten der roten Pest. Die Existenz dieser kleinen, dafür aber um so gefährlicheren Agenten wurde das erstemal im Westen nach dem Koreakrieg bestätigt, doch die „Fachleute" auf dem Gebiet der Spionage lächelten nur überheblich. Kinder als Spione, das ist doch zum Lachen. Und doch, viele amerikanische Mütter weinten um ihre Söhne, die die Opfer dieser kleinen Spione wurden. Im Jahre 1953 besuchte Prag eine Gruppe von koreanischen Kindern, Buben und Mäd-

chen, von denen der älteste 16 Jahre alt war, die kleinsten waren zehnjährig. Zierliche, reizende kleine Puppen, behängt mit Blumen, süß lächelnd, so sahen sie auf den Bildern aus. Und doch waren alle diese Kinder heimtückische Mörder und geschickte Agenten, und sie erzählten darüber seelenruhig im Prager Rundfunk. Sie mußten schon vor Beginn des Krieges in Korea verschiedenes lernen, vor allem die englische Sprache. Englisch sprechen war nicht nur unwichtig, sondern auch streng verboten für diese kleinen Spione, dafür aber mußten sie Englisch verstehen. Eines der Hauptfächer der Spionageschule für Kinder in Nordkorea war das Üben eines raschen Würgegriffes und der Umgang mit einem Dolch oder mit einem scharfen Messer. Ihre Tätigkeit begann erst im Krieg. Sie spielten, wie andere Kinder in diesem Alter die Rolle eines Indianers oder einer Puppenmutti spielen, die Rolle der Mörder und Spione. Man glaubte, sich verhört zu haben, als man die Worte des Dolmetschers im Prager Rundfunk hörte, der die Erzählung einer zwölfjährigen koreanischen Spionin übersetzte. „Die amerikanischen Imperialisten (gemeint sind die amerikanischen Soldaten) waren meistens dumm, und darum glaubten sie uns und hatten keinen Verdacht. Wir erzählten ihnen, daß wir unsere Eltern auf der Flucht verloren haben, und sie glaubten uns, denn wir waren zerlumpt und ausgehungert und wir froren. Wir durften uns in ihren Zelten wärmen, und wir hörten alles und verstanden alles, was sie sprachen. Die Imperialisten wußten natürlich nicht, daß wir Englisch verstehen. Unsere Kuriere, auch Kinder wie wir, brachten alles, was wir hörten, weiter. Einmal nahm mich ein junger amerikanischer Soldat in sein Zelt, gab mir Schokolade und weißes Brot und auch eine Decke. Als er einschlief, erdolchte ich ihn und flüchtete."

Alle diese kleinen Spione und Mörder, die Prag besuchten, um der tschechischen Jugend als Beispiel gezeigt zu werden, wurden vorher in Moskau persönlich durch Stalin ausgezeichnet. Die meisten Zeitungen der „freien Welt" brachten über diese kleine Episode keine Zeile, einige Zeitungen witzelten darüber. Die Gefährlichkeit der kleinen Agenten begriff man im Westen nicht, oder man wollte nicht begreifen.

Prag liegt scheinbar friedlich unter einer weißen Schneedecke, unhörbar tänzeln und wirbeln in der Luft kleine silberne Sterne. Die Straßen sind nur spärlich beleuchtet, man muß mit dem elektrischen Strom sparen, denn die Arbeit in den Kohlengruben stockt immer wieder. Die Ursache ist einfach. Die Facharbeiter

wurden durch unerfahrene Parteitreue ersetzt. Das blutbefleckte Gesicht der Stadt Prag aus den Maitagen ist einer von Angst verzerrten Fratze gewichen. In den gemütlichen Prager Kaffeehäusern, wo früher sorglose Gäste Zeitungen lasen und Musik hörten, sitzen schlitzäugige Fremde, und überall treiben sich Zigeuner herum. Das Sudetenland soll mit Chinesen und Zigeunern besiedelt werden. Die eingefangenen Zigeuner hören sich die Ansprachen der Funktionäre an, essen sich satt und verschwinden nachher. Die verpflanzten Chinesen sehen welk aus, sie können sich nicht an das Klima gewöhnen, und die Arbeit kommt nicht vom Fleck. Diese Aktion der Neubesiedlung der Grenzgebiete mißlang total.

Man holte also Slowaken und versprach ihnen große Häuser und Felder und Ställe voll von Kühen und Pferden, aber sie fanden nur verwahrloste Behausungen, ohne Möbel, ohne Türen und Fensterstöcke, und in den Ställen tummelten sich nur Ratten und Mäuse. Die Slowaken wollten wieder heim, genau wie die Chinesen, doch die Papierwirtschaft der Ämter verzögerte ihre Abfahrt, und so kamen sie von allen möglichen Weltrichtungen nach Prag und warteten dort auf die Erledigung der vielen Formalitäten.

Ganze Rudel von Kindern sieht man, von denen niemand weiß, wem sie gehören und woher sie kamen. Man weiß nur, daß sie stehlen, und zwar alles, was sie erwischen können. Zigeunerkinder sind unter ihnen, aber auch die Kinder der verschiedenen Besiedler des Sudetenlandes. Sie sprechen ein Kauderwelsch aus allen möglichen Sprachen, und bald bilden sie unter sich Banden, die sich nicht mehr mit dem Stehlen begnügen.

Petr Šlajer weiß nicht, daß er einen Schatten bekommen hat, und dieser Schatten ahnt ebenfalls nicht, daß er selbst beschattet wird. Niemandem fällt es auf, daß ein Bub mit einer Schultasche, jetzt, wo es schon dunkel ist, noch langsam durch die Straßen schlendert. Er pfeift einen Schlager aus einem sowjetischen Film, und ab und zu versucht er, mit einem Schneeball einen Briefkasten oder einen Baum zu treffen. Um Petr kümmert er sich nicht, dafür aber läßt er nicht aus den Augen den älteren Arbeiter, der Petr schon eine halbe Stunde nachgeht. Vor einem Automaten wartet der Bub, der Arbeiter besorgt sich dort Wurst und Semmeln. Petr hat inzwischen im Stehen eine Fischsuppe gegessen, dann gehen sie alle drei wieder weiter.

Das Haus in der Husstraße, in dem Petr wohnt, ist ein sogenanntes Garçonnierenhaus, wo meistens Ledige wohnen. Die

Wohnungen sind möbliert und haben nur ein Zimmer, ein kleines Vorzimmer und ein Bad. Auch der Arbeiter scheint in demselben Haus zu wohnen, denn er betritt das Haus und steigt keuchend die schlecht beleuchteten Stiegen hinauf. Der Bub ist nicht mehr zu sehen. Als aber Petr die Tür aufsperren will, löst sich von der dunklen Wand ein kleiner Schatten und huscht zu ihm hin. Der Arbeiter bleibt auf dem Treppenabsatz stehen, wahrscheinlich ruht er sich aus oder er horcht.

„Lassen Sie mich rasch hinein", haucht der Bub. „Schnell, bevor der ... ich bin ... die deutschen Pferde in Dejwitz, erinnern Sie sich noch?"

Der Arbeiter sieht noch gerade die Tür zu Petrs Garçonniere zuschnappen. Den Buben hat er weder gesehen noch gehört. Der schlüpfte nämlich gleich an der Ecke in den Eingang zu den Garagen und rannte über den Hof in den zweiten Eingang.

„Du bist ..." staunt Petr. „Wie hast du mich denn gefunden?"

„Nicht reden, kommen Sie ins Badezimmer und lassen Sie das Wasser laufen."

Bald nach der Revolution entdeckten viele, daß Wände Ohren haben, und da war praktisch das Badezimmer der einzige Ort in der Wohnung, wo man über Sachen reden konnte, die nicht für diese Ohren bestimmt waren. Man ließ das Wasser laufen, setzte sich an den Rand der Badewanne und plauderte, trotz des Dröhnens des Wassers, möglichst nicht laut.

Sie stehen bei der Badewanne, Petr und der Bub, der sich Zdenek nennt, und das Wasser gurgelt und gluckst.

„Ich komme von Fräulein Maja."

„Maja? Wer ist das?"

„Das rothaarige Fräulein doch. Sie sind damals mit ihr am Siegesplatz in Dejwitz an dem Grab der Rotarmisten gesessen, und dann haben wir doch auf Sie im Café Luxor gewartet, als Sie mit den Gardisten fortgehen mußten."

„Sie ist also noch immer in Prag?"

„Ja, und sie will Sie sprechen. Aber Sie werden beobachtet, das wissen Sie doch. Der Kerl, der da gleich Ihnen gegenüber wohnt, der geht Ihnen immer nach oder auch ein anderer. Ich soll Sie zu Fräulein Maja bringen."

„Jetzt gleich?"

„Jetzt gleich, aber wir müssen den Kerl irgendwie loswerden. Aber wie nur?"

Wieder hat Petr Šlajer das Gefühl, in dem Spiegelkäfig zu stehen. Beobachtet wird er also. Und das muß ihm dieser kleine

Bub sagen, er selbst hat es nicht bemerkt. Natürlich kann es nur von Hršel sein, oder von Volodja, diese Beschattung. Nein, auf keinen Fall darf er jetzt zu der Deutschen hingehen. Was geht sie ihn an? Wieso ist sie noch immer frei? Ist sie auch ein Spitzel? Monatelang hat sie nichts von sich hören lassen. Wegen eines Mannes wollte sie nicht fort aus Prag. Wie aber bekommt er diesen Bengel aus der Wohnung, ohne daß es der Nachbar sieht? Oder soll er ihn einfach hinauswerfen? Wenn aber der Bub nicht gelogen hat, wenn das mit der Beschattung stimmt, dann wird man den Buben fangen und verhören. Dabei käme aber alles heraus. Verbindung mit einer Deutschen, Hilfeleistung einer Deutschen — Petr schließt die Augen und atmet laut, so deutlich ist die Vorstellung der heißen Spiegelwände.

„Wenn wir warten würden, bis er einschläft?" flüstert der Bub. „Aber das könnte noch lange dauern, es ist ja noch nicht acht Uhr. Und vielleicht ist er gar nicht allein in der Wohnung, vielleicht ist noch ein Spitzel dort?"

„Wieso weiß das Fräulein, daß ich beobachtet werde?" fährt ihn Petr barsch an.

„Die weiß es doch nicht, nur ich weiß es. Ich habe doch schon öfter vor der Kommission auf Sie gewartet, ich spiele dort Fußball mit kleinen Zigeunern aus der Slowakei, die Zigeunerkinder treiben sich immer um den Wilson-Bahnhof herum und betteln. Der Maja habe ich kein Wort darüber gesagt, die ist ohnehin immer traurig und nervös."

An die Wand wird getrommelt, Petr und der Junge erstarren vor Schreck. Eine schrille Frauenstimme schreit erbost: „Ewig muß das Wasser rinnen! Sind Sie eine Ente oder was?"

Beide atmen auf, Petr drosselt den Wasserhahn, aber jetzt können sie nicht mehr sprechen. Schon will Petr den Buben hinausschieben, da läutet es an der Tür. Die Nachbarin? Oder jemand von der Kommission? Schnell zieht er den Mantel aus, schließt die Badezimmertür und geht aufmachen. Draußen steht die Hausmeisterin.

„Guten Abend, Herr Šlajer. Ich habe da einen Fragebogen, schon wieder einen Fragebogen, die Nationalausschüsse können nichts anderes, als mit Fragebogen anständige Leute belästigen. Darf ich zu Ihnen hinein, damit wir die Sache gleich erledigen?"

Die Hausmeisterin hat keine Ahnung, daß Petr in der gefürchteten Kommission tätig ist. Angemeldet ist er als Student. Diesmal geht es in dem Fragebogen wieder einmal um die Wohnungen. Trotz der Ausrottung der Deutschen in Prag ist die Woh-

nungsnot gestiegen, denn alles drängt sich nach der Hauptstadt, in Prag ist man an der Quelle, und so kann man am besten ein fettes Pöstchen erwischen. Außerdem weiß ein jeder, daß man in einer Großstadt nicht so auffällt wie in einem Städtchen oder in einem Dorf. Viele flüchten auch nach Prag, weil sie in ihrem Wohnungsort durch persönliche Feinde als Kollaborateure, Staatsfeinde oder Volksfeinde denunziert werden.

„Die anderen Mieter habe ich schon fast alle abgelaufen, nur Sie und den dort gegenüber habe ich nicht zu Hause angetroffen. Warten Sie, jetzt haben wir die Frage Nummer 8: Haben Sie die Wohnung durch den zuständigen Nationalausschuß zugewiesen bekommen? Ja? Haben Sie die Bestätigung, Herr Šlajer? Ist gut, schreiben Sie zu der Frage Nummer 8 auch die Nummer von dem Wisch dazu. Kartoffel habe ich zugestellt, hoffentlich brennen sie nicht an. Mein Alter kümmert sich nur um die Zeitungen, um die Politik, aber was auf dem Herd steht, das weiß er nicht. Wo sind Sie jetzt? Frage 10: Namen der Eltern und Großeltern, des Ehegatten oder der Ehegattin, der Kinder und der Geschwister. So ein Blödsinn! Was die nicht alles wissen wollen wegen einer dreckigen Garçonniere. Frage 11: Ist jemand von den Verwandten des Mieters als Kollaborateur, Staatsfeind oder Volksfeind interniert, in Haft oder verurteilt? Nicht Zutreffendes soll gestrichen werden."

Die Hausmeisterin schwatzt noch in dem winzig kleinen Vorzimmer, als Zdenek vorsichtig die Badezimmertür öffnet und für alle Fälle Versteck hinter einem Kleiderschrank sucht. Sehr wohl fühlt er sich nicht, der ehemalige Gardist kommt ihm zu unentschlossen vor. Vielleicht hat er die Absicht, ihn der Kommission zu übergeben, auch damit muß man rechnen. Vor allem aber — jetzt wird es sich zeigen, ob er handeln will. So oder so. „Gute Nacht", hört er jetzt zweimal sagen, und Petr kommt in das Zimmer zurück.

„Ist die Hausmeisterin bei dem Mann gegenüber? Also ziehen Sie rasch den Mantel an, Herr Šlajer", flüstert Zdenek. „Jetzt können wir verschwinden, die Frau wird mit dem Fragebogen eine Weile bei ihm bleiben müssen. Da haben Sie den Mantel, und stecken Sie den Schlüssel zuerst in das Schloß, damit die Tür nicht laut zuschnappt. Und jetzt..."

Auf dem Hof hat Petr das Gefühl, eine große Dummheit gemacht zu haben. Noch könnte er umkehren, aber die Neugierde oder was es ist, ist stärker als die Warnung der Vernunft. Der Junge trabt vor ihm, ohne sich umzusehen. Niemand braucht

zu wissen, daß er zu ihm gehört. Auf dem Hof stehen einige Lastwagen, in den Garagen, die keine Türen haben, stehen ramponierte Jeeps und zwei oder drei Motorräder. In einer Garage hantiert jemand, auf dem Rücken liegend, an einem Tatra-Wagen und verflucht alle Heiligen samt der Mutter Gottes, weil er irgend etwas nicht finden kann.

„Wohnen Sie in diesem Haus?" spricht Petr ein Mann in einem blauen Monteuranzug an. „Ich wollte nämlich — sagen Sie, gibt es hier keine freie Bude?"

Petr schüttelt den Kopf und eilt weiter, nur keine überflüssigen Redereien und Zeitverlust in dieser Situation. Der Mann, der eine Pelzmütze tief in die Stirn gezogen hat, tritt zurück, um Petr den schmalen Weg zwischen zwei Lastautos freizugeben — und schon liegt Petr auf der Nase. Den Stiefel des Monteurs hat er übersehen.

„Hoppla", lacht der Monteur auf. „Glatteis — na, das kann jedem passieren."

Wenn man den Kopf in einem Sack hat und einen Knebel im Mund dazu, wenn man die Hände in der Schraube der harten Pratzen eines Unsichtbaren hat, dann nützt der Revolver in der Hosentasche wenig. Die Männer beeilen sich nicht sonderlich, als Petr schon in dem Lastauto liegt, der eine bringt dem Fluchenden in der Garage eine Zange und der andere raucht ruhig seine Zigarette zu Ende. Der Lastwagen trägt die Aufschrift der bekannten Prager Wurstwarenfirma „Maceška". Dann klettert der Mann in dem Monteuranzug auf den Führersitz, und der Wagen beginnt zu rattern.

Als Petr begreift, daß er sich selbst nicht befreien kann, wird er von einer wilden Wut gepackt, die er aber durch kein Zeichen äußern kann. Er, Petr Šlajer von der Kommission, läßt sich von einem Bengel überlisten und wie ein Kalb in ein Auto verfrachten. Was wollen die von ihm?

„Du mich auch, Genosse", hört er den Chauffeur auf einer Kreuzung jemandem zurufen. Sie müssen jetzt am Masaryk-Bahnhof vorbeifahren, entlang der Mauer, man hört eine Lokomotive pfeifen und die Räder eines Zuges stampfen. Ob der verdammte Bub auch hier in dem Auto ist? Petr schlägt wütend mit den Füßen auf den Boden des Autos, der Magen hebt sich ihm, der Knebel verursacht Übelkeit.

„Was ist denn? Bist du ein Roß, daß du mit den Hinterhaxen so um dich herumhaust?" lacht jemand neben ihm. „Wenn du vernünftig bist, werde ich dir den Lutscher in dem Maul ein biß-

chen lockern. Aber zuerst — damit du bequemer liegst — deinen Revolver werde ich vorläufig in Muttis Wäschekasten geben, falls du nichts dagegen hast. So, und jetzt schlaf schön, oder soll ich dir vielleicht ein hübsches Wiegenlied singen?"

Der Knebel sitzt jetzt nicht mehr so fest, der Kopf steckt nicht mehr in dem Sack, nur die Augen hat er mit seinem eigenen Taschentuch verbunden. Petr versucht zu erraten, welche Richtung der Wagen fährt. Es geht aber nicht. Wenn er glaubt, jetzt müssen sie über eine Brücke über die Moldau fahren, halten sie offensichtlich an einer belebten Straßenkreuzung. Zum Teufel noch einmal, das muß jetzt Vysocan sein, oder nicht? Nein, in Vysocan können sie noch nicht sein. Dann gibt er es auf und versucht, darüber nachzudenken, was er tun wird, wenn sie an Ort und Stelle sein werden.

In Kobylis, in einer ungepflasterten Gasse, in der zwischen kleineren und größeren Obstgärten ländlich aussehende Häuser stehen, ist die Fahrt zu Ende. Der Lastwagen hält, der Chauffeur springt herunter und klopft an ein Fenster. Gleich danach erscheint ein Mann mit einer langen Pfeife im Mund vor dem Haus und knurrt: „Diese Sauerei mit dem Schnee, man kann den Besen überhaupt nicht aus der Hand geben. Mach, mach, Mensch, warm ist es gerade nicht. Soll ich helfen?"

Eine große Kiste mit der Aufschrift „Maceška hat täglich frische Wurst" wird aus dem Lastauto gehoben und in das Haus getragen, in dem vorne ein kleiner Wurstladen ist. Der Chauffeur fährt gleich weiter, einer von den Männern bleibt im Haus.

„Gleich in den Keller hinunter mit der Wurst", sagt der Mann mit der Pfeife. „Mach Licht, Alte!"

Das erste, was Petr sieht, sind Säcke mit Kartoffeln und ein rostbraunes Weinfaß, auf dem in einer Bierflasche eine brennende Kerze steckt. Noch immer kauert er in der Kiste, in der er hergebracht wurde. Der gewölbte Raum ist ein Keller, die Luft ist hier trocken und feucht zugleich, und es riecht nach Erde und Wurstwaren. Die Personen, die außer ihm hier sind, kann er nicht sehen, aber er hört sie tuscheln.

Der Mann mit der Pfeife, offensichtlich der Inhaber des Wurstladens oben, beugt sich zu Petr nieder. „Durchgerüttelt bist du, was? Warte, gleich wird es besser sein. Den Knebel brauchst du jetzt nicht mehr, hier kannst du brüllen, bis du die Lunge kaputt haben wirst, hier hört dich höchstens unser Kater, mein Junge. Und — für alle Fälle — schau dir gut meine Hände an, Karlchen oder wie du heißt! Mit diesen Pfoten habe ich schon manchen

wirklichen Ochsen narkotisiert. Also — wollen wir so tun, als ob wir gute Freunde wären? Willst du etwas trinken? Einen Schnaps oder ein Glas Wein? Du wirst nämlich noch warten müssen, aber es wird nicht lange dauern."

„Wo bin ich denn?"

„Bei deinen Freunden oder bei deinen Feinden, das hängt nur von dir ab."

Wieder unterhalten sich die Männer in dem Keller flüsternd. Petr hat sich so weit gefaßt, daß er wieder überlegen kann. Diese Sache ist wirklich heikel. Vielleicht will ihn die Kommission auf die Probe stellen, ob er den Mund halten kann. Es kann aber auch die Gegenseite sein. So oder so, er wird verdammt aufpassen müssen, um sich nicht zu verplappern. Das beste wäre, weg, nur weg von Prag. Das hätte er schon längst tun sollen. Vorläufig kann er aber nicht einmal aus diesem Loch fort.

Die Flamme der Kerze schlägt nach links, das ist das einzige, was darauf deutet, daß eine Tür aufgemacht wurde. Schritte hört man keine. Petr wird unter den Schultern gepackt und auf einen Stuhl hingesetzt. Die Tür muß noch immer offen sein, die Flamme kämpft noch immer mit dem Luftstrom. Der Mann mit der Pfeife legt Petr eine Binde vor die Augen, die er fest zuzieht, und bleibt hinter ihm stehen.

„Es geht nicht anders", hört er eine Stimme in dem schwarzen Dunkel hinter der Augenbinde. Die Stimme ist leise und monoton. Verstellt selbstverständlich. Man weiß nicht, ob es eine Männerstimme oder eine Frauenstimme ist. „Wie heißen Sie?"

„Antworte!" stößt Petr der Mann mit der Pfeife an.

„Wenn Sie nicht wissen, wer ich bin, warum haben Sie mich dann gefangen?" braust Petr trotzig auf.

„Die Fragen stelle ich, nicht Sie. Wie heißen Sie also?"

„Šlajer."

„Deutsch oder tschechisch geschrieben? Šlajer oder Schleier?"

„Tschechisch."

„Jetzt, nicht wahr? Früher war es deutsch? Wo arbeiten Sie denn?"

„Ich bin Student."

„Früher waren Sie es, das stimmt. Wo sind Sie aber jetzt beschäftigt?"

„Das geht Sie nichts an."

„Peter Schleier", sagt die Stimme jetzt deutsch. „Es ist Ihnen nicht egal, ob Sie vernünftig sind oder nicht. Sie erschweren sich und auch mir diese Situation durch ihren unnützen Widerstand.

Sie wissen ganz genau, daß man jeden zum Sprechen bringen kann. Bei Ihnen, in der Kommission, hat man verschiedene wirksame Methoden dazu."

Das Mädchen aus dem Spiegelkäfig erscheint hinter der Augenbinde. „Ich habe nichts gesagt." Wie sie dabei gelächelt hat! Die hat nichts gesagt. Aber vielleicht schon morgen wird sie sprechen, oder sie wird für immer schweigen müssen.

„Wer sind Sie?" fragt Petr. Er muß den Satz noch einmal anfangen, seine Zunge ist vor Angst trocken und schwer beweglich.

„Stellen Sie keine Fragen und vor allem keine naiven Fragen. Ist in dem Gefängnis der Kommission seit zwei Tagen ein junges Mädchen?"

„Was werden Sie mit mir tun, wenn ich nicht antworte?"

„Sie haben schon geantwortet, Herr Schleier. Das Mädchen ist also dort. War sie schon verhört?"

Fragen, Fragen, Fragen. Keine Schläge. Nur ab und zu ein Druck auf die Schulter. Die Zeit bedeutet nichts, die Zeit ist vergessen. Und die Spuren draußen sind längst mit neuem Schnee bedeckt. Niemand weiß, wo Peter Schleier ist. Nicht einmal er selbst...

Obwohl, laut der gleichgeschalteten Presse, das Heute in der Volksdemokratie das Morgen bedeutet, gibt es noch ein Gestern, und das sind zum Beispiel die Bettler. Um die kümmert sich die STB (Staatssicherheit) nicht, nur die SNB-Männer, die neue uniformierte Polizei, jagt sie manchmal von den Hauptstraßen fort. Der Staat hat für die Bettler gar nichts übrig. Keine Unterstützung, keine Unterkünfte, keine Krankenhäuser, sogar keine Registrierung und darum auch keine Fragebogen. Sie wohnen überall und nirgends, die Bettler. In der Waggonkolonie in Vrsovic, in verlassenen, baufälligen Fabriksgebäuden an der Peripherie, unter den Brücken und in Kellern. Nicht alle diese Bettler sind alt, es gibt unter ihnen auch junge Menschen, die aber entweder mit einem echten oder mit einem vorgetäuschten Gebrechen behaftet sind. Sicherlich gibt es unter ihnen untertauchte Kollaborateure, und zum erstenmal nennt man in diesem Zusammenhang mit diesen dunklen Gestalten einen Namen, der später zum Schrecken aller übereifrigen Kommunisten wird: Stefan Bandera. General Bandera. Banderovci nennt man seine Leute, und man erzählt sich, wenn man unter sich ist, die unwahrscheinlichsten Geschichten über diesen Banditenführer. Gegen die Deutschen hat er im Krieg gekämpft, der Bandera, aber auch

gegen die Russen. Ein Ukrainer soll er sein, ein ehemaliger Student oder so etwas, ein Bombenschmeißer und ein toller Kerl überhaupt. Für Bandera ist der Krieg nicht beendet, auch jetzt kämpft er weiter. In Polen sind seine Banden, seine Partisanen beunruhigen die Ukraine, in Rumänien gibt es Banderovci, in der Slowakei und sogar auch in Prag. Der läßt sich nicht fangen, der General Bandera, wie der General Wlasow.

Wenn irgendwo auf dem Land ein Raub geschieht, dann waren bestimmt Banderas Leute die Täter. Jeder will Bandera irgendwo schon gesehen haben, obwohl niemand weiß, wie er aussieht. Und wo sind die Banderovci in Prag? Natürlich getarnt, unter den Bettlern. Darum läßt man die Bettler in Ruhe, aus Angst vor der Rache dieser sagenhaften Banden.

Der letzte Waggon der Kolonie ist ein ehemaliger prunkvoller Waggon erster Klasse. Heute ist er aber genauso eine schäbige Ruine wie seine anderen ausgedienten Kollegen. Seine mit rotem Plüsch bezogenen Sitze sind verschwunden, dafür aber sieht es in dem Waggon geräumiger aus. Möbel gibt es hier nicht. Das wichtigste Stück ist ein kleiner Ofen, dessen Röhre durch das Dach hinausschaut wie ein Schornstein. An den Wänden hängen Kleider, ein Krug und ein großer Wäschetopf. Unter den Fenstern, die zum Glück noch ihre Glasscheiben haben, liegen zwei Strohsäcke. Auf dem Klapptischchen stehen zwei Suppenteller.

„Ist er blond?“ fragt ungeduldig eine Mädchenstimme.

„Warten Sie, Karo-Sieben, eins, zwei, drei — Karo-Bub — ja blond ist er“, antwortet eine Frauenstimme im waschechten Prager Dialekt.

„Dann kann es nur Václav sein.“

„Warten Sie, jetzt müssen Sie mit der linken Hand drei Karten herausziehen und mit der rechten Hand auch drei Karten. So, und jetzt mischen Sie diese Karten und legen Sie sie nebeneinander mit dem Rücken hinauf.“

Wenn sie bloß schon gehen würde, denkt Zdenek verdrossen und gähnt übertrieben laut. In Wirklichkeit ist er gar nicht schläfrig, aber er möchte ohne dieses dumme Geplapper dieser beiden Frauen mit seinen Gedanken allein sein. Gelobt hat man ihn heute, daß er den Gardisten erwischt hat. Was wird mit diesem Schleier wohl geschehen? Haben sie ihn tatsächlich zu Fräulein Maja gebracht? Als sie damals nicht nach Hause gekommen ist, da ist er sie suchen gegangen. Zu der Hexe dort in dem Laden mit den Rosenkränzen und mit den Gipsfiguren. Dort war sie aber nicht, und die Alte erlaubte ihm nicht mehr, wegzu-

gehen. Auch die hat er nachher nicht mehr gesehen, seitdem er hier in der Wagenkolonie mit der Kartenlegerin zusammenwohnt. Alles ist so spannend, viel spannender als ein Wildwestfilm. Plötzlich kommt jemand, wie zum Beispiel diesmal der Scherenschleifer, und sagt ihm, was er tun soll. Den Gardisten beobachten und ihn überreden, mit ihm zu gehen. Der Scherenschleifer ist bestimmt ein Spion, und die Kartenlegerin gehört auch zu den Leuten, die gegen die Kommission kämpfen. Sie sagt zwar nie etwas, aber so etwas spürt man, wenn man die richtige Nase dazu hat, nicht wahr?

„Also gute Nacht und — richtig, bedanken darf man sich für das Kartenlegen nicht, sonst würden die Wünsche nicht in Erfüllung gehen."

Die Waggontür wird zugeschlagen, und die Klinke wird mit einer Kette gesichert. Die Kartenlegerin stellt die Laterne, die über dem Klapptischchen hängt, neben ihren Strohsack und zieht sich ächzend die hohen Schnürschuhe aus. Eine Weile hört man nichts, nur das Rascheln des Strohs in dem Lager. Sie wälzt sich immer mehrmals herum, bevor sie einschläft.

„Warum hast du die Suppe nicht gegessen?" brummt sie unter der Decke gähnend. „Ich weiß, daß du noch wach bist."

Der Junge setzt sich mit einem Ruck auf. Der schwarze Mantel dort an der Wand, der sieht wie ein Gehängter aus.

„Was hast du denn?"

„Nichts. An meine Mutter mußte ich denken. Ich weiß nicht einmal, wie man sie umgebracht hat."

„Ist besser so. Was man nicht weiß, das tut einem nicht weh. Hast du keinen Hunger? Die Vavrova hat mir für das Kartenlegen auch eine Sardinenbüchse gegeben."

„Nein, ich will nichts essen. Die Sardinen können wir für Weihnachten aufheben. Wissen Sie, was ich möchte? Ich möchte nach Deutschland."

„Auf dich wartet man dort schon, ausgerechnet auf dich. Hier hast du wenigstens etwas zum Essen, dort, in Deutschland, krepieren die Menschen vor Hunger und Kälte."

„Vielleicht ist es gar nicht wahr, was die Zeitungen über Deutschland schreiben. Aber auch wenn es wahr wäre, ich möchte trotzdem hin."

„Viele möchten fort, aber so lange sie hier gebraucht werden, halten sie den Mund und bleiben halt da."

„Sehen Sie, die Schultasche trage ich, aber in die Schule gehe ich nicht."

„Für die Kinder der Kollaborateure gibt es keine Schulen, da kann man nichts machen."

„Aber das ist doch ein Blödsinn! Was kann ich dafür, daß meine Mutter eine Tschechin und mein Vater ein Deutscher war?"

„Geh und frage den Beneš. Und jetzt — gute Nacht."

Die Laterne brennt nicht mehr, ihre Glaswände klirren und knacken, bevor sie abkühlen. Draußen jammert der Wind und pfaucht dann wieder zornig.

Der falsche Zdenek schläft schon. Traumlos, fest. Soldat wollte er werden, wie sein Vater. Und nach dem Krieg Tierarzt. Er ist Soldat geworden, ohne es zu wissen. Ein kleiner Soldat an der unsichtbaren Front.

UNTER DER ERDE

Niemand kann mehr die Villa des Ministerialrates Hladil betreten, ohne daß es die Kommission nicht erfahren hätte. Die Berichte, die direkt in die Hände des Chefs der tschechischen kommunistischen Spionage gelangen und die durchwegs von in Moskau geschulten „Schatten" stammten, besagten immer das gleiche. Hladil hat viele Frauenbesuche, in der Villa werden Orgien gefeiert. Emil Hršel kannte aber das Leben des Ministerialrates bis zum Jahre 1945 ziemlich genau, und darum machte ihn dieser Umschwung im Lebenswandel dieses Mannes mißtrauisch. Die Geselligkeiten könnten eine Tarnung für andere Zusammenkünfte sein. Die gibt es aber nicht, nicht einmal eine Maus kann dieses Haus ungesehen betreten. Der Bucklige mit seiner Ziege ist immer noch dort, als Faktotum für alles, den kann aber Hladil zu keinen heimlichen Botengängen verwenden, ein Buckliger fällt überall auf. Die Weiber und Dämchen, die in der Villa nächtigten, wurden unauffällig ausgehorcht und überprüft, aber sie erzählten alle nur, was getrunken und gegessen wurde. Keine einzige Verdächtige war unter ihnen, bis auf eine. Aber auch beim Spiegelverhör war aus diesem Mädchen nichts herauszubringen, und bevor das Verhör verschärft wiederholt werden konnte, starb sie plötzlich im Gefängnis der Kommission. Der Arzt konstatierte Herzschwäche, aber Hršel ordnete die Sektion der Leiche an. Die Obduktion konnte nur im Haus der Kommission vorgenommen werden, denn nicht einmal die Lei-

chen gab Hršel frei. Sein Verdacht wurde bestätigt. Man fand im Magen der Toten Zyankali. Petr Šlajer stand unter Bewachung, der Mann, der ihm gegenüber wohnte, sagte aus, daß sich Šlajer die ganze Nacht aus seiner Garçonniere nicht entfernt hatte. Einer der letzten, die mit dem Mädchen sprachen, war der Kommandant der Wachstube, Volodja. Emil hatte aber vorläufig keine Lust und keine Zeit, sich mit den Kleinen abzugeben. Daß es auch in der Kommission einen Spitzel gab, beunruhigte ihn vorläufig nicht allzusehr. Wichtig war die Zentrale des unterirdischen Kampfes, wichtig war die spurlos verschwundene Russin, der Mann, der sich Direktor nannte und der ebenfalls unauffindbar war, und der korrekte Doktor Hladil.

Bei einer gemeinsamen Sitzung der Referenten des Innenministeriums und des Polizeipräsidiums gerieten der Polizeirat Donat und der Ministerialrat Hladil hart aufeinander. Seitdem verkehrten sie nicht einmal dienstlich zusammen. Auch das erfuhr Hršel selbstverständlich, aber ein alter Fuchs mißtraut den Augen und den Ohren der anderen. Selbst aber konnte er zu Hladil in seine Wohnung nicht gehen, die Kommission war noch immer ein Staat für sich und hatte offiziell mit dem Innenministerium nichts zu tun. Da war aber jemand, den man in dieses Spielchen einschmuggeln könnte, jemand, der wirklich ein Jemand war, und das war der Sohn des ersten tschechischen Präsidenten, Jan Masaryk. Keiner von Masaryks Kindern war normal. Die Tochter Olga gründete eine Sekte, die Riesengelder verschlang, die die vom Religionswahn befallene Frau von ihrem Vater immer wieder erpreßte, weil sie selbst von verschiedenen Gaunern erpreßt wurde. Masaryk zahlte, weil er einen Skandal fürchtete. Alice, die Vorsitzende des tschechischen Roten Kreuzes, ein trockenes, häßliches Mannweib, stand nur darum nie vor einem Gericht, weil ihr Vater hinter ihr stand. Jan, jetzt Außenminister, volkstümlich Honza genannt, war ein notorischer Säufer, der sich in den schmutzigsten Spelunken am wohlsten fühlte, wo er in dem ordinärsten Prager Jargon gemeine Witze machte. Nach dem zweiten Weltkrieg, nach der Rückkehr aus der Emigration, war dieser Sohn Masaryks nur noch eine vom Alkohol aufgedunsene Ruine. In trunkenem Zustand, wie alle Säufer, leicht beeinflußbar, hat sich Honza Masaryk sehr bald in das rote Netz so verfangen, daß er sich nicht mehr befreien konnte. Er wollte sich aber auch nicht befreien, denn jede Anstrengung war ihm widerwillig. Seine Amtsgeschäfte besorgte der Slowake Vlado Clementis, ein skrupelloser kommunistischer Karrierist.

Honza verabscheute Formalitäten, und so hielt an einem späten Abend sein Wagen vor der Villa des Ministerialrates, und der Herr Außenminister torkelte grölend durch den Vorgarten. In Begleitung von zwei Sekretären seines Ministeriums, die hauptberuflich Mitarbeiter der Kommission waren. Rülpsend schüttelte der Minister jovial dem Hausherrn die Hand, lachte dröhnend, als er die Ziege Cilka in der Halle sah, und fiel gut gelaunt in einen Fauteuil bei dem jetzt schon funktionierenden Kamin.

Seine Begleiter sind, wie sie ungefragt mitteilen, schwer verkühlt, und darum halten sie ihre Taschentücher vor dem Mund und sprechen nur undeutlich. Das bringt den Herrn Minister zu einem derartigen Ausbruch von Heiterkeit, daß er einen Lachkrampf bekommt.

„Hörst, Hladil" — Honza Masaryk hält es für fesch, jeden zu duzen — „das ist direkt zum Stachelschweinekriegen! Verschnupft sind sie, weil sie Mikrophone wittern! Von mir aus kannst du auch im Klosett ein Mikrophon haben, was ich sage, das kann jeder hören, und die Hauptsache ist, ob du etwas für den Geist in dieser Bude hast. Sliwowitz mit einem Stich Pilsner wäre mir momentan — sag, hast du auch Puppen in diesem Schlupfloch? Sonst lasse ich welche bringen. Und was macht die Ziege da? Nein, nein, laß doch das Vieh hier, mich stören Viecher nicht, ich muß sie täglich im Parlament mit Phrasen füttern."

Gute zwanzig Meter von der Villa entfernt leuchtet an der Mauer des unterirdischen Ganges, der bis zu dem Schlößchen des Kaisers Rudolf II. läuft, eine kleine rote Birne. Das bedeutet — nicht weitergehen, in der Villa ist Besuch. Doktor Donat steht unter der viereckigen Platte an der Mauer und lauscht. Gerade sagt Doktor Hladil: „Man lebt nur einmal."

„Verdammt recht hast du, Doktor", sagt jetzt der Minister. „Nur einmal lebt man, und das Blöde ist, daß man nicht weiß, wie lange man noch zu leben hat. Bei uns, in unserer Familie, du weißt ja, mein Vater hat noch mit fünfundsiebzig Jahren wie ein Jüngling — na ja, der hat aber nicht gesoffen. Saufen oder Nichtsaufen, das ist die Hamlet-Frage. Prost!"

Auf einem Klappstuhl sitzt in dem unterirdischen Gang Herr Novák. „Ich könnte dir ganz genau sagen, mein lieber Honza, wie lange du noch leben wirst", lächelt er grimmig. „So lange dich die Kommunisten brauchen werden. Sobald Gottwald auf dem Hradschin sitzen wird, bekommst du das schönste Staatsbegräbnis, das man sich vorstellen kann, du Schwein."

„Für uns ist der Sterbetag nicht so leicht festzustellen, nicht wahr?“ meint seufzend der Polizeirat.

„Trotzdem möchte ich nicht Honza Masaryk heißen. Und die blöden Amerikaner lassen sich durch diesen Namen bluffen! Masaryk!“

„Kennst du schon diesen Witz?“ tönt die Stimme des Ministers durch die Platte. „Im Vorzimmer unseres geliebten Präsidenten Beneš wartet eine Delegation. Eine Stunde, zwei Stunden. Im Zimmer des Herrn Präsidenten ist es still wie in einem Schlafzimmer nach einer langen Hochzeitsnacht. Endlich wagt einer von der Delegation flüsternd zu fragen: ‚Geruht der Herr Präsident vielleicht zu ruhen?‘ ‚Kusch, Ochse‘, sagt darauf der Empfangschef. ‚Der Herr Präsident spricht mit Moskau.‘ Fein, was? Ein altes Witzchen, aber trotzdem wie neu. Unter uns gesagt, Hladil, die Paviane dort in der UNO, die dürfen auch nur so hoch klettern, wie es das Väterchen Stalin erlaubt. Warum auch nicht? Mein Vater war ein Prolet und hat es bis zum Präsidenten gebracht. Im Proletariat ist Kraft, die Intelligenz ist morsch und dekadent. Oder vielleicht nicht?“

Doktor Hladil antwortet nicht gleich, und sofort schlägt die Stimmung des betrunkenen Ministers um. „Ich öffne dir mein Herz und du kannst nicht einmal dein Maul aufmachen, Doktor?“ brüllt er erbost. „Auf einmal bist du vorsichtig? Man munkelt so verschiedenes über dich, Hladil. Angeblich hast du eine Schwäche für englische Zigaretten und so. Westliche Orientierung, was?“

„Die Sorte von Zigaretten bedeutet doch nicht eine bestimmte politische Orientierung, Herr Minister. Aber wollen wir nicht diese Flasche probieren? Die ist nur für Kenner.“

„Ich habe nichts gegen westliche Orientierung, ich bin doch selbst ein halber Amerikaner nach meiner Mutter, aber Moskau macht die bessere Politik, und ein Politiker muß immer dort mitlaufen, wo die bessere Politik gemacht wird. Die Amerikaner bereuen schon heute, daß Deutschland hin ist. Morgenthau war der einzige, der — diese Germanen, diese Bestien! Aber eines Tages werden sie doch ausgerottet werden, die Deutschen.“

„Glauben Sie nicht, Herr Minister, daß Moskau Deutschland braucht?“

„Selbstverständlich braucht Moskau Deutschland, und darum wird auch Moskau Deutschland bekommen. Und dann wird der Morgenthau zum Zuge kommen, darauf kannst du Gift nehmen, Doktor. Die Deutschen sind geduldig wie alle Dummköpfe, aber

eines vertragen sie nicht. Keine Führung wollen sie haben, keine gute Führung, meine ich, obwohl die Deutschen ohne einen Leithammel nicht einmal den Stall finden würden. Bismarck haben sie gehabt, Hitler haben sie gehabt ..."

„Zwei Kommissäre von der Sittenpolizei sind im Pankratzer Gefängnis an Herzschwäche gestorben", sagt Donat. „Wegen einer Sache, die aus dem Jahre 1928 stammt. Damals hatte Honza in der Stefánikgasse in Smichov ein Absteigquartier, unter einem anderen Namen selbstverständlich, Sie kennen den Namen übrigens. Aus dem Mordprozeß, der Mord an der Ungarin Vörösmarty. Der Mörder hat die Wohnung für Honza gemietet, er war damals sehr gut mit ihm. Die Sittenpolizei machte dort eine Hausdurchsuchung, weil sich die Bewohner aus der Umgebung über die wüsten Orgien beschwert hatten. Man beschlagnahmte Photos — ich sag' Ihnen, solche Schweinereien habe ich in meiner ganzen Praxis nicht gesehen. Jetzt hat diese Bildchen das Zentralkomitee, und Honza weiß es. Es hat nichts genützt, daß die zwei von der Sittenpolizei beseitigt wurden."

„Was will eigentlich der Herr Außenminister hier?" und Herr Novák knöpft fröstelnd den Mantel zu. In dem Gang ist es feuchtkalt und zugig. „Morgen müssen wir unbedingt die Aktion ‚Fröhliche Weihnachten' starten. Ich wollte mit Hladil noch verschiedenes besprechen. Hoffentlich geht der Kerl bald. Da — hören Sie es?"

„Briefe bekomme ich, Doktor, Briefe — daß ich mich frage, ob das Innenministerium nicht eine Horde von Saboteuren ist. Nicht Nosek, der Minister ist in Ordnung, auch Bartik ist prima, aber — du zum Beispiel, Doktorchen, was machst du?"

„Seit Wochen führe ich die Registrierung der aus dem an die Sowjets abgetretenen Gebiet geflüchteten Ruthenen."

„Ach was, die sollen krepieren, die Ruthenen. Briefe — anonyme Briefe sind es. Auch Stránský hat schon solche Briefe bekommen. Antisemitische Briefe, kann man sagen, jawohl. Gut, Stránský ist ein Jude, obwohl er es nicht gerne hört, aber ich ... Der Vater war ein unehelicher Sohn eines Wiener Juden, schreiben sie in den Briefen. Mein Vater, verstehst? Verräter des Volkes nennen sie mich, ein besoffenes Individuum. Und was macht das Innenministerium?"

„Aber, Herr Minister, anonyme Briefe hat es immer gegeben. Deswegen bleiben Sie noch immer Jan Masaryk."

„Hoffentlich nicht mehr lange", kommentiert Herr Novák lakonisch. „Wetten könnte ich, daß die anonymen Briefe eine

Aktion meines Freundes Hršel sind. Ich kenne so ungefähr seine Methoden."

„Haben Sie ein Exemplar der ‚Fröhlichen Weihnacht' zufällig bei sich?"

„Nein, ich bin mißtrauisch, was Zufälle anbelangt. Zufälle halfen schon manchem Gescheiten ins Grab. Aber den Text der ‚Weihnacht' kann ich Ihnen beiläufig sagen. Die Karten sind gewöhnliche Weihnachtskarten mit herzigen Weihnachtsbäumchen, verschneiten Winterlandschaften und so weiter. Der Text lautet: ‚Wenn Sie noch die nächsten Weihnachten erleben wollen, dann müssen Sie Ihren Lebenswandel gründlich ändern. Kommunistische Kollaborateure sind Verräter des Volkes, und darum sterben sie plötzlich."

„Glauben Sie, daß es auf die Lumpen wirken wird?"

„Ich hoffe es. Vor allem deswegen, weil einige von den größten Denunzianten tatsächlich plötzlich sterben werden. Die ‚Fröhliche Weihnacht' wird man bei den Leichen selbstverständlich finden."

Die beiden Begleiter des Ministers mußten inzwischen einigemal auf die Toilette gehen. Einer von ihnen warf eine Bierflasche um und brauchte dringend warmes Wasser, um den Fleck wegzubekommen. Der Bucklige schlief schon, der Hausherr konnte den Minister nicht allein lassen, und so blieben die beiden Herren jedesmal ziemlich lange draußen, weil sie sich in der geräumigen Villa nicht auskannten. Flink und gründlich schauten sie überall nach, konnten aber nichts Verdächtiges entdecken. Sogar eine Schachtel öffneten sie, die bei einem Holzhaufen im Keller stand. Dort lag aber nur ein zusammengerollter Igel im tiefen Winterschlaf.

Der Herr Minister änderte das Gesprächsthema und äußerte den Wunsch nach schweinischen Nackttänzen, wie er sich ausdrückte und, als der Ministerialrat bedauerte, momentan keine geeigneten Damen auftreiben zu können, empfahl er sich.

„Weißt du, Doktor, was mein Vater sagte, bevor er zum Abraham ging? Blödsinn natürlich, gesagt hat er es selbstverständlich nicht, damals war er schon total senil. Aber die Legende hat es ihm zugedichtet. ‚Ich werde auch weiter alles sehen und alles wissen.' Dabei war er ein Atheist, er glaubte an kein Leben nach dem Tod, aber das Volk ist halt dumm und glaubt immer das, was es glauben will. Aber merke dir diese angeblichen letzten Worte meines Papas gut, Doktor! Weißt du, warum?"

Zehn Minuten später sitzen Hladil, Donat und Novák unten

in der Küche. Eine Weile schweigen sie, dann fragt Novák plötzlich: „Doktor Hladil, vertragen Sie eigentlich Nebel gut? Das Klima in England ist nicht gerade ideal, aber immer noch gesünder als das der Todeszelle am Pankratz. Die Zeit der Emigration ist wieder da, meine Herren. Was mich anbelangt, ich bevorzuge den Wiener Walzer und ich schwärme für die Grinzingstimmung mit einem kleinen Schwarzsender und anderen Gesellschaftsspielen. Aber ich habe noch Zeit, hoffentlich. Also — die ‚Fröhliche Weihnacht' ..."

Und sie beraten ruhig, als ob es keine vielsagenden Drohworte des Außenministers geben würde.

DIE „FRÖHLICHE WEIHNACHT"

Doktor Hasal befindet sich in gehobener Stimmung. Endlich ist er tatsächlich eine offizielle Persönlichkeit geworden. Noch heute abend fährt er nach Deutschland, als Experte und Berater der Kommission des Doktor Ženatý, die es zur Aufgabe hat, in den Konzentrationslagern, die jetzt Internierungslager heißen, deutsche und tschechische Kriegsverbrecher zu suchen, zu identifizieren und zu repatriieren.

Die Hauptaufgabe seines Mitarbeiters Doktor Hasal kennt aber Doktor Ženatý nicht. Brauchbares „Material" für Spionage soll in den Internierungslagern bleiben. Es gibt nicht nur Tschechen, sondern auch Deutsche, die lieber das unsichere Leben eines Agenten auf sich nehmen als den sicheren Tod auf dem Galgen nach einem Urteil des Volksgerichtes. Eine sowjetische Kommission könnte diese Arbeit nicht leisten, auf die würden die Amerikaner, Engländer und Franzosen sofort aufpassen, Tschechen aber, das kleine und tapfere Völkchen, das immer westlich orientiert war, sind nicht verdächtig. Das „Material" kann sich bei den Alliierten nicht beschweren, einem Kollaborateur und einem Kriegsverbrecher wird nicht geglaubt. Die rote Spinne beginnt also ihre Tätigkeit völlig ungestört, das rote Netz kann sich über die Internierungslager durch die ganze „Freie Welt" ausbreiten.

Wie ein verliebter Student das erste Brieflein seines Mädchens, so liest Doktor Hasal immer wieder die Vollmacht, die seinem provisorischen Reisepaß beigelegt ist. Praktisch gestattet ihm diese Vollmacht alles. Verhöre, Verhaftungen, Beschlagnahmun-

gen, jederzeit Zutritt zu jedem Häftling der Internierungslager. Nur eines trübt seine Freude über seine Macht. Hršel bemüht sich überhaupt nicht mehr, ihm seine Verachtung zu verbergen. Es ist kein angenehmes Gefühl, zu wissen, daß der Chef der Spionage ihn ungefähr so einschätzt wie eine Wanze. Eine Wanze kann man zerdrücken, und niemand wird fragen warum. Aber auch Hršel ist nur ein Mensch und hat wie jeder Feinde. General Bartik zum Beispiel, der sieht sich schon als sein Nachfolger. Doktor Hasal hat ihm darum geschickt und unauffällig, wie er glaubt, verschiedene kleine Dienste erwiesen. Daß sich diese Dienste zufällig alle gegen Hršel richteten, das wissen nur Bartik und er. Hršel ist schlau und hat tausend Ohren, aber allwissend ist er schließlich auch nicht.

Der Koffer ist schon gepackt, nur noch das Necessaire muß präpariert werden. Reiner Alkohol kommt in die Flaschen und Fläschchen und Behälter, Vorräte für alle Fälle, denn Doktor Ženatý und die anderen brauchen nicht zu wissen, daß Doktor Hasal trinkt. Das heißt, sie trinken auch, aber ihm genügt nicht mehr der neunzigprozentige Wodka, nur reiner Alkohol kann noch die Angst verjagen, die allerdings bald wieder frech zurückkomt. Zufrieden setzt sich Doktor Hasal in einen tiefen, bequemen Fauteuil. Die Zweiliterflasche mit dem Rest des Alkohols schillert in Regenbogenfarben vor ihm auf dem Schreibtisch. Sollte etwas schiefgehen — er braucht ja schließlich nicht mehr nach Prag zurück. Die Westler können einen Mann wie ihn immer brauchen. Das, was er weiß, könnte man teuer verkaufen. Auch ein Doppelspielchen wäre nicht schlecht. In dem feisten Bauch der Flasche schwimmen Bilder, die nach jedem Schluck schöner werden. Hasal in New York, in einem eleganten Appartement im neunundsiebzigsten Stockwerk eines Wolkenkratzers. Experte bei Doktor Ženatý? Lächerlich. Hasal ist Berater und Experte der FIBA. Yes, Mister Hasal, Sie kennen also den Major Kaswinow, der in Wien im Globus-Verlag als Journalist getarnt die sowjetische Spionage leitet? Sorry, Mister Brown, zuerst zahlen und dann —

Das Telephongeschrei zerreißt das Bild in der Mitte. Doktor Hasal greift nach der Gabel, seine Hand zittert. Sollte vielleicht in letzter Minute vor der Abreise —?

Der Mann in der Telephonzelle, ein Straßenkehrer mit einer Schildmütze und einem langen Besen, drängt sich dicht zu Peter Schleier. „Sprich jetzt!" zischt er ihm zu.

„Hier Šlajer, Herr Doktor. Ich bin in fünf Minuten bei Ihnen.

Etwas vom Chef soll ich Ihnen übergeben. Wie? Nein, im Gegenteil, gute Stimmung hat er. Also — ich werde zweimal lang und zweimal kurz läuten, ja?"

Der Straßenkehrer bedankt sich laut bei dem jungen Herrn, der für ihn das Krankenhaus anrief. „Also wirklich? Die Operation wird nicht notwendig sein, sagte der Doktor? Ich bin wie neugeboren. Wissen Sie, ich habe eine schreckliche Angst vor dem Messer, und meine arme Alte —"

Doktor Hasal späht durch den Vorhang auf die verschneite Straße. In einer Hand ein Glas und in der zweiten eine Zigarette. Šlajer ist ein harmloser Junge, aber man kann nie wissen. Vielleicht kommt er nicht allein, vielleicht kommen noch zwei mit ihm. Unsinn. Warum sollte er verhaftet werden? Da kommt er schon, der Bursche. Allein. Doktor Hasal atmet auf und geht aufmachen.

Gönnerhaft bietet Doktor Hasal Peter ein Glas Wein an. Den Umschlag, den er brachte, hat er noch nicht geöffnet. Die Kommission benützt diese braunen Umschläge für vertrauliche Mitteilungen an ihre Mitarbeiter. Sie stammen aus den Restbeständen der Gestapo und tragen in der linken unteren Ecke ein Hakenkreuz.

„Wollen Sie noch ein Gläschen? Nein? Eilig haben Sie es? Da kann man nichts machen. Morgen um diese Zeit, stellen Sie sich das vor, werde ich schon im Konzentrationslager liegen." Doktor Hasal lacht, oder vielleicht lacht der Alkohol so laut. „Möglicherweise zwischen Leichen, denn mit Verrätern wird ein kurzer Prozeß gemacht."

Peter Schleier stolpert über ein Tischchen, so rasch will er bei der Tür sein. Mit Verrätern wird ein kurzer Prozeß gemacht. Das überheizte, ungelüftete Zimmer kommt ihm plötzlich eiskalt vor.

„Und angenehme und fröhliche Feiertage also", sagt Doktor Hasal und dreht den Schlüssel in dem Haustor seiner Villa um. Es streckt Peter die Hand entgegen, die Tür ist schon halb offen. Auf einmal stehen zwei da, und bevor Doktor Hasal richtig begreift, was geschehen ist, ist die Tür schon zu, und der Schlüssel verschwindet in der Hosentasche eines von den Männern. Sie tragen blaue Monteuranzüge und über die Schultern an einem Riemen große Taschen mit Werkzeug. Mit groben Stößen treiben sie den Hausherrn vor sich in das Arbeitszimmer. Der eine schwingt sich auf den Schreibtisch, der andere drückt Doktor Hasal in den Fauteuil.

„Setzen Sie sich, Herr Doktor, wir machen auch, als ob wir zu Hause wären", schmunzelt der auf dem Schreibtisch. „Na, was haben Sie denn? Bauchschmerzen? Das kommt vor, wenn man Angst hat, das vergeht aber sofort nach dieser Medizin." Er zeigt Doktor Hasal einen Revolver. „Reisefertig? Paßt ausgezeichnet, wir haben auch alles für Ihre Abreise vorbereitet."

Der andere schlägt Doktor Hasal so kräftig mit dem Handrücken ins Gesicht, daß das Blut aus seiner Nase wie ein Bächlein über sein blütenweißes Hemd rieselt.

„Hast du diese Sprache verstanden, du schmutziger Hund? Oder soll ich die Frage noch einmal mit der Faust wiederholen? Erzähle uns, aber nicht langsam, alles, was du über die Kommission weißt."

Doktor Hasal schaut die Flasche an, aber die verlockenden Bilder sind nicht mehr da, nur ein verzerrtes Bild eines Mikrophons. Das Telephon könnte er blitzschnell erreichen, aber zwischen ihm und dem Apparat ist das schwarze Loch des Revolvers.

„Wer — wer sind Sie denn?"

„Verzeihung, verehrter Herr Doktor, wir haben ganz vergessen, uns vorzustellen. Weihnachtsmänner sind wir, und wir bescheren mit diesem Revolver brave, fleißige Buben, wie du es bist."

„Schau, was der Herr Doktor da hat! Einen Jagdschein! Die Vollmacht für die Kopfjäger. Na, die nehmen wir auf alle Fälle mit, so ein Papierchen können auch wir brauchen. Den Reisepaß brauchst du auch nicht mehr. Für die Fahrt in die Hölle —"

„Aber ich habe —", die Stimme des Doktor Hasal ist dünn und brüchig vor Angst. „Stellen Sie das Mikrophon ab. Ich will — ich weiß sehr viel, tatsächlich, ich könnte — ich kann doch —"

„Mit uns arbeiten? Nein, Hasal, solche Lumpen wie dich brauchen wir nicht. Wer einmal verraten hat, der wird auch das zweitemal verraten. Aber erzählen kannst du immerhin."

„Glauben Sie mir — ich möchte trinken!"

„Aber ohne weiteres. Zeig, was in der Flasche ist! Reiner Spiritus, was? Dieses Zeug schadet der Leber, weißt du es nicht? Aber schließlich, auf die Leber einer Leiche kommt es nicht an. *Weiß Hršel, daß du saufst?*"

Gierig schüttet Doktor Hasal das volle Glas zwischen die klappernden Zähne, und eine Sekunde verliert er fast das Bewußtsein. Sofort aber kippt er noch ein volles Glas um, und jetzt sieht er wieder die Bilder in der Flasche. Das Mikrophon, nein,

Tonbandgerät ist es jetzt, läuft. Und da ist die Gegenspielerin des Hršel. Eine Frau soll es sein, hat einmal jemand gesagt. Der Bartik war es, der General. Eine wunderhübsche Frau lauscht der Stimme des Doktor Hasal. Was der alles weiß! Hastig spricht er weiter, er will sich selbst übertrumpfen. Niemanden schonen, alle verraten. Auch den Bartik? Ja, den Bartik auch. Wie sie ihn anschauen, diese zwei kleinen Agenten! Die gehen ihn nichts an, die haben nichts zu sagen, entscheiden wird die Frau, die in der Flasche so verführerisch lächelt.

„Sonst weißt du nichts mehr? Trink nur und rauche, wir haben Zeit."

Was weiß er noch? Alena — nein, das gehört nicht hieher. Die schielende Frau dort am Karlsplatz — Tatsächlich, die ist jetzt da, in der Flasche.

„Was hast du schon wieder? Ist dir schlecht? Sag, was weißt du über Hršel noch? Du bist doch ein gescheiter, geschickter Kerl. So private Sachen interessieren uns, verstehst?"

Das Ganze kommt Doktor Hasal plötzlich spaßig vor. Sie kommen mit einem Revolver, diese Zwerge, jetzt wissen sie aber, wer er ist. Ein Mann, der so viel weiß, den legt man nicht um.

„Hršel —", beginnt er, aber es fällt ihm nichts ein.

„Kennst du die illegalen Wohnungen von Hršel?"

„Nein, nur eine. Die ist — die ist in der Ostrovní, Ostrovnígasse."

„Nummer?"

„Weiß ich nicht. Drei oder fünf."

„Stimmt es, daß Hršel ein Mädchen hat? Ein bildhübsches Mädchen soll es sein."

„Eine was? Ein Mädchen? Warten Sie — Emil II sagte einmal etwas von einem Luxusweibchen, ja, das hat er gesagt, und Geminder —"

„Was ist mit Geminder?"

„Ist dagegen, sagte Emil II. Gegen das Mädchen. Aber Geminder ist ein deutsches jüdisches Schwein, jawohl, das ist er, meine Herren!"

Krampfhaft versucht Hasal das schaukelnde Bild in der Flasche, das nur aus Farben besteht, zu enträtseln, aber seine Augen schließen sich immer öfter. Dafür öffnet er den Mund und fängt zu schnarchen an.

Die Männer packen das Mikrophon und das Tonbandgerät in

ihre Taschen und decken es mit Werkzeug zu, und dann durchsuchen sie den verpackten großen Koffer. Geld finden sie in einer kleinen Diplomatenmappe, das neue Geld, das nach der Währungsreform so rar ist. Tausendkronenscheine, sauber und neu, Hundertkronenscheine und Hartgeld.

„Eigentlich sollte es kein Raubmord sein", sagt einer von den Männern. „Aber dem Geld hier zu lassen wäre ein Unsinn. Das würde die SNB stehlen oder die Kommission erben. Und unsere Gruppe, du weißt es ja, manchmal kann man sich nicht einmal ein Glas Bier leisten."

„Soll ich ihn wecken?"

„Wozu?"

„Hast du den Umschlag, den der Junge brachte, zu dir genommen? Gib mir die Karte mit der ‚Fröhlichen Weihnacht' her! So, mit der werde ich die leere Flasche dekorieren. Wozu man ihn wecken soll, hast du gefragt? Weil es erstens feige wäre, einen Schlafenden abzuknallen, und zweitens eine zu milde Strafe für diesen widerlichen Kerl. Hallo, Herr Doktor, Tagwache! Schlafen können Sie nachher! Jetzt kommt die Bescherung!"

Lallend und murrend erwacht Doktor Hasal, rülpst ausgiebig und will weiterschlafen. Aber da spürt er etwas an der Schläfe. Hart und kalt ist es —

„Hilfe, Gnade, ich habe Kinder —", kreischt er und bäumt sich auf. Den physischen Schmerz spürt er nicht, nur den winzigkurzen Augenblick der Todesangst.

Der Sonderzug mit den drei Waggons fuhr ohne Doktor Hasal ab. Man rief mehrmals seine Wohnung an, es meldete sich aber niemand. Ein Mitarbeiter der Kommission des Doktor Ženatý raste in einem Polizeiwagen zu Doktor Hasals Villa, und die SNB läutete nicht einmal, sondern erbrach sofort die Tür. Doktor Hasal saß steif in dem weichen, bequemen Fauteuil, und sein Blut war schon schwarz und trocken.

Keine Zeile kam darüber in die Zeitungen. Der Chef der Kommission interessierte sich nur für die Karte mit der „Fröhlichen Weihnacht". Sein Kommentar zu dem Ableben seines Mitarbeiters war kurz. „Ein viel zu schönes Ende hat er gehabt, leider."

Dann aber entschloß er sich, sein bestes Pferdchen, das bis jetzt nutzlos in dem eleganten Ställchen lebte, in das Rennen zu schicken. Die Maja.

AKTION ALCRON

Jede Woche soll ein Zug mit österreichischen Staatsbürgern Prag verlassen. Manchmal hat aber dieser Sonderzug eine Woche oder auch vierzehn Tage Verspätung. Die Ursache dazu findet sich immer. Im übrigen hat der österreichische Konsul gar nichts zu sagen, und er weiß es und sagt darum fast nichts. Die österreichischen Repatrianten werden aus verschiedenen Gefängnissen und Internierungslagern herausgesucht, unter Bewachung nach Prag gebracht und dort noch einmal verhört, worauf sie die Zeit bis zur Abfahrt des Sonderzuges im Haus des Österreichischen Konsulats in der Jungmanngasse am Smichov verbringen dürfen oder, besser gesagt, müssen. Als diese langersehnte Repatriierung angelaufen war, zeigte es sich, daß fast jeder Gefangene ein Österreicher war. Die meisten hatten keine Dokumente, die blieben entweder in ihren Wohnungen, als sie während der Revolution im Mai auf die Straße hinausgejagt wurden, oder wurden ihnen später in den Lagern und in den Gefängnissen abgenommen. Jetzt nützen viele diese Dokumentenlosigkeit also aus. Die Tschechen können die österreichische Aussprache oder den Dialekt kaum von dem berlinerischen unterscheiden, und wenn Frau Huber steif behauptet, sie wäre aus Wien und auch nach einer Tracht Prügel eine waschechte Wienerin bleibt, dann ist ihre Weisheit zu Ende. Die Kommunistische Partei ist aber mit der plötzlichen Vermehrung der Österreicher nicht einverstanden und findet bald nicht nur Rat, sondern auch Tat.

Nach jedem Chaos, sei es das Ende eines Krieges oder ein Massaker einer Revolution, tauchen aus dem Schlamm Gestalten an die Oberfläche, die gut schwimmen können, selbstverständlich immer nur mit dem Strom. Plötzlich sind sie da und spielen eine Rolle, zu der sie gar keine Fähigkeiten haben. Sie haben aber Frechheit und Schlauheit, sich im richtigen Augenblick die richtigen Beziehungen zu verschaffen und sie dann wieder im richtigen Augenblick skrupellos abzuschütteln. Der Mann, der Führer der österreichischen Repatriierungszüge wurde, hieß Dufek oder er nannte sich wenigstens so. Niemand fragte, woher er kam, und jeder glaubte, er wäre von irgendwo geschickt und durch irgendwen für diese Funktion ernannt. In Wien glaubte man, Dufek wäre von dem österreichischen Konsul in Prag auserkoren

worden, der österreichische Konsul glaubte wieder, Wien hätte ihm Dufek geschickt. Das Kapital dieses Mannes und zuerst seine einzige Legitimation war sein scheinbar gutmütig dummes Gesicht des braven Soldaten Švejk. Er schmunzelte und lächelte sich durch jede Situation durch. Sein „Daitsch" klang zwar nicht österreichisch, aber Dufek lebte seinen Angaben nach schon seit seiner Kindheit in Südmähren, wo eben dieses stark nach Tschechisch riechende „Daitsch" gesprochen wurde. Sein Tschechisch war aber der reinste Jargon der Prager Unterwelt, was aber der österreichische Konsul freilich nicht wissen konnte.

Klein, untersetzt, schmierig und immer schlecht rasiert, mit proletarisch geflickten Schuhen und einem „russischen", das heißt schmutzigen Hemd, so drang Dufek ohne weiteres bis zu dem Innenminister Nosek vor, was selten den höchsten Beamten dieses Ministeriums gelang. Bei sämtlichen Nationalausschüssen in Prag war der Name Dufek ein Begriff, und an der Grenze ging immer alles glatt, wenn Dufek mitfuhr. Bald war er wichtiger als der österreichische Konsul selbst, er blieb aber auch weiter liebenswürdig und bescheiden, so daß ihn jeder gern hatte. Wichtiger war aber, daß ihn jeder brauchte, der aus Prag hinaus wollte.

„Da kann nur der Dufek helfen", hieß es damals in Prag. Und Dufek half. Jeder stellte sich vor, er würde irgendwo im Vorzimmer des Konsuls amtieren. Dufek aber kehrte den Hof zusammen, schälte Kartoffeln und wusch sich die Socken. Seine Kunst, Vertrauen zu gewinnen, war sehr einfach. Er konnte dem Hilfesuchenden mit treuherzigem Gesicht zuhören, und er ließ nie jemanden merken, daß er ihm kein Wort glaube. Seine Theorie über den menschlichen Charakter war ebenfalls sehr einfach. Jeder Mensch ist ein geborener Lügner, und er muß auch ein Lügner bleiben, wenn er es zu etwas bringen will, denn die Wahrheit ist nur gut für die Narren. Wenn irgendwo für Unterricht über Psychologie ein Prototyp eines Phlegmatikers gesucht wäre, hätte man sich keinen besseren von dieser Sorte vorstellen können als Dufek. Die Lebensgefahr, in der er sich in seiner neuen Rolle ständig befand, war ihm, wie er sich selbst immer wieder sagte, vollkommen wurscht.

Der Sonderzug, den die Tschechen für die Repatrianten zur Verfügung stellten, war museumsreif. Eine ächzende und krächzende, ewig streikende Lokomotive, ausgeleierte Waggons, die jahrelang, auf einem toten Geleise vergessen, ergeben rosteten. Die Zahl der Repatrianten war verschieden, jedenfalls aber durfte

sie nicht niedriger sein als 150 Personen. Die Tschechen fanden es besonders erheiternd, sich eine halbe Stunde vor dem Abgang aus dem Österreichischen Konsulat einige von den armen Teufeln herauszusuchen, weil sie in ihnen „Kriegsverbrecher, SS-Leute und Gestapospitzel" erkannten. Grölend prügelten sie diese „Erkannten" aus dem Hof des Konsulats hinaus auf die Straße, und diejenigen, die die Mißhandlungen überlebten, wanderten wieder zurück in ein Gefängnis oder ein Lager. Blieben dadurch, zum Beispiel, nur 148 Personen übrig, durfte der Zug nicht abfahren. Das passierte Dufek aber nur einmal, und dann gewann er dieses Spielchen mit Zahlen jedesmal. Immer hatte er Reservepersonen bereit, die nicht auf der Repatriierungsliste waren, die aber plötzlich auf einen von den Namen auf der Liste hörten. „Ja", erklärte er bieder der SNB, „das stimmt schon, daß die ‚Erkannten' Lumpen sind, und daß sie auf den Galgen gehören. Die waren aber gar nicht auf der Liste, woher denn, solche Verbrecher werde ich doch nicht repatriieren!"

Die Liste, die ihm der österreichische Konsul übergab und die durch das tschechische Innenministerium gründlich überprüft wurde, beendete ihr Dasein im Klosett des Österreichischen Konsulats, knapp, bevor die Repatrianten den martervollen Weg zum Bahnhof antraten. Die andere Liste, die Dufek auf dem Wilson-Bahnhof in Prag, an der Grenze und in Wien vorzeigen mußte, sah genauso echt aus wie die in Klosettpapier verwandelte. Wozu gab es leere Formulare und beinahe echte Stempel und Unterschriften? Solche Kleinigkeiten kosteten natürlich etwas, aber Dufek war nie geizig, wenn es sich für ihn lohnte. Die Repatriation war eine ideale Fluchtmöglichkeit aus Prag und aus der Tschechei überhaupt, denn die Bahnhöfe und Ausfahrtsstraßen waren noch immer streng überwacht.

Dufek verdankte seine Nachkriegskarriere seinem ehemaligen Zellengenossen Emil Hršel. Monatelang kehrten sie den Gefängnishof zusammen und vertilgten die Gefängniskost aus einem Napf, nämlich die Zusatzkost, die Dufek immer wieder verschaffte. Hršel, der Politische, war für Dufek, den Kriminellen, damals eine komische, unpraktische Figur, denn sich für Politik einsperren zu lassen, das war einfach unfaßbar. Aber Dufek handelte immer nach dem Losungswort: „Man kann nie wissen", und so half er diesem Mithäftling gönnerhaft, wie er nur konnte. Auch das Ende des Krieges erlebte Dufek, wieder einmal, „ganz unschuldig", wegen eines Diebstahls eingesperrt, ausgerechnet in einer Zelle des Polizeipräsidiums in Prag, wo er, als „politisch

Verfolgter" natürlich, noch während der Revolution Emil Hršel buchstäblich in die Hände fiel.

Er brauchte den jetzt so mächtigen ehemaligen Zellengenossen gar nicht an die aus der Gefängnisküche erbettelten oder erschwindelten zahlreichen Kartoffelsuppen zu erinnern, auch nicht an die gestohlenen Brotwecken, die sie in der Nacht unter der Decke aßen, und auch nicht an die Zigarettenstummel, die aus den entleerten Aschenbechern der Gefängniskanzlei stammten und die, kunstvoll zu ganzen Zigaretten verarbeitet, so fabelhaft schmeckten. „Ich werde schon machen", sagte Hršel nur, und Dufek wurde durch diesen kurzen Satz gemacht.

Doch auch der so praktische Dufek hatte einen Traum, den Hršel vermutlich zu erfüllen geholfen hätte, aber das wollte Dufek nicht, denn im Grunde war ihm das Spionieren nicht angenehm. Nicht aus moralischen Gründen, sondern wegen des zu großen Risikos. In seinem Traum hatte darum die Kommission keinen Platz. Der Traum war ein Gasthaus in Wien, nicht eine vornehme Bude für die Überfressenen auf dem Ring oder in der Kärntnerstraße, nein, eine richtige, gemütliche Gastwirtschaft, am besten in der Gürtelnähe. Ein Plätzchen in der Repatriierungsliste wurde gerne und gut bezahlt, mit brauchbaren Dingen, wie schon vor der Revolution vergrabenem oder verstecktem Schmuck, Pelzmänteln und echten Teppichen, und so stand der Erfüllung des Traumes nichts im Weg. Bis — auf die Weiber. Dufek hatte eine Schwäche für reifere Jahrgänge, keine dünnen Sardinen mit Büstenhaltern Größe eins, sondern fette Stücke, Fasson Nummer 5, wie er sich ausdrückte, das heißt lauter Rundungen, wo es sich gehörte. In Prag hatte er fünf Prachtexemplare davon, in Wien auch so viele. Eine von diesen Feschen sollte in seinem erfüllten Traum die resche Gastwirtin werden, aber die Wahl war halt schwer, und die Anwärterinnen waren unverschämt gefräßig. Sie verschlangen nicht nur die feinsten Delikatessen, die Dufek als kleine Vorschüsse erhielt oder aus fremden Koffern erwarb, sondern auch sämtliche Früchte seiner Tätigkeit, von der Hršel nichts wissen durfte, zum Beispiel Brillantringe, ganze Ballen von Stoffen und kostbare Pelze. Im Bett konnte Dufek nicht nein sagen, und die Bräute wußten es und nützten es selbstverständlich restlos aus.

Den Weg vom Konsulat zum Wilson-Bahnhof, der über die Brücke zum Nationaltheater, durch die Nationalstraße und über den Wenzelsplatz führte, haßte Dufek. Er ging zwar auf dem Gehsteig und nicht auf dem Fahrdamm, wie es die Repatrianten

mußten, und ihm tat niemand etwas, aber trotzdem war ihm alles widerlich. Die gaffenden, schreienden und schimpfenden Leute, die die Repatrianten zwar nicht mehr oft erschlugen, sie aber dennoch anspuckten und mit Schlägen und Ohrfeigen traktierten. Die ärmsten waren die Soldaten, die in Uniformen traben mußten, weil sie nichts anderes hatten als das schäbige Feldgrau. Das war die „Wehrmacht", und die mußte tüchtige „Abschiedsgrüße" bekommen. Man zog den Soldaten die Schuhe aus, falls sie noch überhaupt welche hatten, man riß ihnen den Mantel und das Hemd vom Leibe, und sie durften natürlich kein Wort sagen. Dann mußten sie in der Kälte, im Schnee oder bei Regen vor dem Wilson-Bahnhof stundenlang stehen oder den „preußischen Schritt" üben. Jedesmal hatten die „Abschiedsgrüße" bei den Soldaten schwere Verletzungen oder eine Lungenentzündung zur Folge, und bis der Zug nach Wien kam, lagen immer irgendwo im Gang zwei oder drei Leichen.

Die Zusammensetzung der Passagiere dieser Züge war jedesmal die gleiche. So zwei Drittel wirkliche Österreicher oder wenigstens solche, die in Österreich Verwandte hatten, dann Reichsdeutsche und Sudetendeutsche, denen es gelang, sich in Österreicher zu verwandeln, und außerdem noch Dufeks Leute. Teils Tschechen und Deutsche, die er gegen gute Bezahlung über die Grenze brachte, teils Tschechen und Deutsche, die Agenten der Kommission waren, und schließlich Agenten der neuen Widerstandsbewegung, Novakovci genannt, die selbstverständlich auch nicht umsonst befördert wurden.

An der Grenze, in Böhmisch-Welenitz, mußten die Leute wieder auf einem fast zerstörten Bahnhof warten, da ihr Gepäck von den Grenzlern durchsucht werden mußte. Hier warteten auch jedesmal Hršels Leute, die nach ihren Gegenspielern fahndeten. Fast nie aber gelang es ihnen, jemanden zu erwischen, dazu hatte Dufek einen besonders einfachen Trick. Die Novakovci stiegen zuerst aus, krochen aber, als der leere Zug durchsucht war, in die Waggons wieder zurück, in verschiedene Verstecke, und schlichen sich kurz vor der Abfahrt des Pendelzuges in dem Wirrwarr zu den Viehwaggons, die die Repatrianten über die Grenze brachten. Dazu mußte reine Luft sein, aber dem konnte man nachhelfen, man mußte die Aufmerksamkeit der Leute von der Kommission ablenken. Dazu gab es viele Mittel. Das wirksamste waren die Schnapsflaschen, die Dufek liebevoll in einem großen Koffer immer mitführte, oder eine scheinbare Rauferei oder einen hysterischen Auftritt, den jemand provozierte.

Seit der Begegnung im Polizeipräsidium hat Dufek Hršel nicht mehr gesehen, er kannte auch nicht den sagenhaften Direktor Novák und die Russin Tamara. Es kamen Leute zu ihm, eigentlich in die Wohnungen seiner Bräute, und perfektierten ohne zu feilschen das Geschäft. Die Tante muß über die Grenze oder der Sohn oder sonst jemand. Dufek fragte nie nach Namen, das wäre unnötiger Zeitverlust, denn die Namen waren ohnehin falsch. Trotzdem gab es mit den Namen in der Transportliste vieles Kopfzerbrechen und Scherereien, denn woher sollte Dufek immer wieder neue Namen hernehmen. Seine Phantasie war nicht allzu schillernd, und so begnügte er sich mit einer Idee, die er einmal zufällig bekam, als er bei einer Plakatsäule auf einen Geschäftspartner wartete. Um nicht aufzufallen, studierte er die Plakate, die Theaterprogramme, die Ankündigungen der Filme und der Konzerte. Da gab es eine Menge von Namen, mein Lieber! Der Violinvirtuose Miloš Sádlo. Sádlo ist gut, aber der Vorname muß anders sein. František Sádlo oder Karel Sádlo. So kam es, daß auf der Transportliste mit der Zeit verschiedene prominente Namen zum Vorschein kamen. Kubelik, aber nicht Rafael, sondern Emanuel, die kommunistische Abgeordnete Anežka Hodinova-Spurna, die sogar zwei verschiedene Namen lieferte, und zwar Anna Hodinova und Hedvika Spurna, und auch einige russische Generale schmückten die Liste, deren Namen er aber tschechisierte. Aus Konjev (Pferdeführer) wurde Konev (Kanne) und aus Voroschilov Vorosilovsky, Jan, Metzger von Beruf. Denn ganz ohne Humor war der gute Dufek nicht.

Emil Hršel wußte, was alle klugen Agenten wissen, daß nämlich die Falle der Maus nie nachlaufen darf. Den Novák durch die Kommission suchen zu lassen, wäre völlig unnütz. Dieser Gegenspieler muß selbst in die Falle gehen, und die Maus geht bekanntlich nur in eine Falle, wenn dort etwas Gutes zu finden ist. Die Falle war der Repatriantenzug, und der lockende, fette Brocken sollte Maja sein. So kam es, daß Dufek in einer nicht schönen, eiskalten Nacht aus dem warmen Bett und aus den üppigen Armen einer seiner Bräute brutal herausgerissen wurde, sich blitzschnell anziehen mußte, und in einem Wagen in das berüchtigte Lokal „U Vocilků“ gebracht wurde, wo sich die Prager Unterwelt fröhlich tummelte, ohne zu ahnen, daß sie auch bald Gelegenheit bekommen würde, bei dem Aufbau des Sozialismus mitwirken zu dürfen. Die Damen, fälschlich leichte Mädchen genannt, da sie weder Mädchen noch dem Gewicht nach leicht waren, soffen oder drehten sich bei den Klängen

einer Zweimannkapelle, hier Salonquartett genannt, in den Armen ihrer Beschützer, fleißiger Taschendiebe, kleinerer Einbrecher und Künstler, die allerdings in Wirklichkeit Lebenskünstler und Hungerkünstler waren. Dufek wurde von den beiden Ruhestörern, die ihn unterwegs keines Wortes würdigten, in eine Nische bugsiert, die eine Weinlaube mittels brauner und gelber Papierschnitzel vortäuschen sollte. In dieser Nische saß ein einziger Gast mit einer unwahrscheinlich mageren Dame, die schon öfters neben die Weinkaraffe griff, was sie jedesmal zu einem donnerartigen Heiterkeitsausbruch veranlaßte. Bevor Dufek „Einen schönen guten Abend wünsche ich den Herrschaften" zu Ende sagen konnte, wurde die Dame nicht gerade sanft aus der Nische hinausgeworfen, und die beiden Männer, die Dufek herbrachten, und die hier offensichtlich nicht unbekannt waren, schoben ein Tischchen vor die Nische und begannen ein geräuschvolles Kartenspiel, das durch einige Gläser Bier belebt wurde.

Der Gast in der Nische, der einen roten Schal um den Hals trug, auf der Nase eine randlose Brille hatte und auf dem Kopf eine karierte Schildmütze, war der Chef der Kommission. Dufek war nicht gerade sehr begeistert, so plötzlich seinen Zellengenossen wiederzusehen, denn sein Gewissen war nicht ganz blütenrein. Seine Methode war aber abwarten und unter keinen Umständen Neugierde zeigen. Bescheiden begnügte er sich also mit einem breiten und blöden Grinsen.

„Wann geht der Zug?" begann Hršel, ohne nach dem werten Befinden seines Gastes zu fragen.

„Das kann man nie sagen. Morgen oder übermorgen soll er abgehen."

„Er wird morgen abgehen und zwar ausnahmsweise pünktlich. Also um vier Uhr nachmittags. Du wirst jemanden mitnehmen, aber nur bis zu der Grenze, bis Velenice. Ich weiß, daß du ein Schwein bist, aber du bist kein ganz schlechtes Schwein. Aber auf alle Fälle sag' ich dir — spiel' jetzt nicht den Blöden und hör' gut zu! Geschieht der Person etwas, oder verschwindet sie unterwegs aus dem Zug, dann wird in Velenice der Wetterhahn auf dem Kirchturm pensioniert und du wirst dich an seiner Stelle drehen. Hast du verstanden?"

Dufek trank währenddessen langsam sein Bier aus, ohne das Glas vom Mund abzusetzen. Seine kleinen Augen schielten in das Glas, als müsse er den immer mehr verschwindenden Schaum genau kontrollieren. Sein rundes, braunrotes Gesicht war dabei

noch ausdrucksloser als sonst. Dann fuhr er sich mit dem Ärmel sorgfältig über die Lippen und sagte: „Sehr gut."

Ob sich diese Worte auf das Bier bezogen oder auf die angedrohte Vertretung des Wetterhahnes, konnte man freilich nicht wissen. Noch immer stierte er in das Glas, dessen Wände mit den Resten des Schaumes beklebt und darum undurchsichtig waren. Genauso undurchsichtig war sein Gesicht, über das sein gutmütiges Lächeln wie ein Schleier lag. Auch diesmal bestätigte sich die Richtigkeit der psychologischen Theorie, die behauptet, daß die Großen, gleich, ob im positiven oder negativen Sinne Großen, immer an ihren kleinen Fehlern scheitern, die sie überhaupt nicht merken oder die sie unterschätzen. Dufek war ein Frequentant zahlreicher Gefängnisse, und er zählte sich selbst nicht zu den Makellosen, aber er hatte doch einen sehr feinen Sinn für Ehre, auch wenn es nur die Ehre eines kleinen Gauners war. Im Gefängnis waren sie gleichwertige Zellengenossen, Hršel und er. Mehr, sie waren Kameraden. Damals half er dem Hršel, nach dem Krieg half Hršel ihm. Die Hilfe Dufeks war nicht ohne Risiko, auch wenn es nur einige Ohrfeigen und Fußtritte für den Diebstahl in der Gefängnisküche waren. Hršel dagegen riskierte gar nichts, als er ihn zum Transportführer der österreichischen Repatrianten machte. Im Gegenteil, er profitierte dabei, denn Dufek war in Wirklichkeit in seinem Dienst. Jetzt kam er aber daher und predigte und drohte. Mit welchem Recht? Warum?

Wenn es nicht um Maja gegangen wäre, hätte Hršel bestimmt ganz anders gesprochen. Es war nie seine Art, jemanden vor den Kopf zu stoßen. Aber dieses Mädchen war eine kostbare Ware, sie war der Favorit, der ihm das Rennen gewinnen sollte. Er wußte, daß sich schon jetzt einige um seinen Posten erbarmungslos unter sich bekämpften. Daß Geminder gegen ihn in Moskau hetzte. Daß der Generalsekretär der Partei, Slánský, seine Position bei Innenminister Nosek unterwühlte. Er mußte seinen Gegenspieler, der den Decknamen Direktor hatte, bekommen, wenn nicht die anderen ihn, den Hršel, bekommen sollten. Daran dachte er jetzt und nicht an das verletzte Ehrgefühl seines einstigen Zellenkameraden.

Dufek bemühte sich nicht, seinen Seelenzustand zu analysieren. Sein Gehirn, das jeder schweren Arbeit abhold war, produzierte nur drei Worte: Warte nur, warte! Worauf Hršel warten sollte, das wußte er noch nicht. Das wird sich schon zeigen.

„Möchtest du etwas essen? Ein Gulasch oder Würstel mit Kren?"

„Kann ich mir auch selbst bestellen und bezahlen", und Dufek zeigte seinem Gastgeber seine beiden Zahnprothesen. Aber auch diese kleine Demonstration bemerkte Hršel nicht, denn seine Gedanken waren schon wieder bei der „Aktion Alcron". Maja war für den ehemaligen kleinen Gemüsekrämer Hršel ein Symbol der Vornehmheit, darum mußte die Aktion, bei der sie mitwirken sollte, einen entsprechenden Namen haben. Nach dem größten und elegantesten Prager Hotel Alcron.

Dufek hörte sich die Instruktionen, die er bekam, genauso gehorsam an, wie er sich die Befehle der Aufseher in den Gefängnissen angehört hatte. Was sein muß, muß sein. Rede, Trottel, wenn es dir Spaß macht, ich werde aber machen, was mir Spaß machen wird. Eine Dame ist es also. Na ja, Hršel ist jetzt ein Herr, und zu einem Herrn gehört eine Dame. Nicht belästigen, Gott ja, wozu soll er eine Dame belästigen, wenn er ohne weiteres die feschesten Weiber haben kann? In dem Zug werden diesmal Beamte mitfahren. Was für Beamte es sein sollten, erklärte Hršel nicht. In Eisenbahneruniformen. Aha, Spitzel also, Emil Hršels Spitzel. Niemandem wird etwas geschehen, die Beamten werden nur mitfahren und sonst nichts. Die Dame muß einen Platz gleich beim Eingang in den Waggon bekommen, den Klappsitz beim Fenster, wo sonst in normalen Zügen der Schaffner sitzt, wenn er nichts zu tun hat. Dufek soll sich möglichst viel in diesem Waggon aufhalten und sofort, aber unauffällig die Beamten aufmerksam machen, wenn sich etwas Verdächtiges ereignen sollte. Zum Beispiel wenn ein Mann oder eine Frau auftauchen sollten, die nicht zum Transport gehören. So eine Person muß nicht unbedingt mitfahren, sie könnte auch irgendwo am Bahnhof stehen und winken oder sich sonstwie bei der Dame bemerkbar machen wollen oder ihr etwas zustecken wollen. Alle Repatrianten, die die Dame ansprechen werden, und das wird sich kaum verhindern lassen, müssen in Velenice in den Wartesaal gebracht werden, wo sie ganz genau überprüft werden. Auf keinen Fall darf die Dame den Zug auf irgendeiner Station verlassen. Da die als Eisenbahner verkleideten Beamten nicht in Aktion treten dürfen, muß Dufek selbst die Dame an dem Verlassen des Zuges hindern. Wie ein rohes Ei behandeln, selbstverständlich. Keine schweinischen Witze vor ihr und keine blöde Ausfragerei.

Als Dufek wieder zu seiner umfangreichen Braut — die ihn nicht mehr erwartet hatte, da sie annahm, er wäre „eingenäht"

worden — in das Bett kroch, wollte sie natürlich wissen, was war.

‚Eigentlich nichts", gähnte Dufek, auf den die sechs Gläser Bier, die er genossen hatte, wie ein einschläferndes Wiegenliedchen auf einen Säugling wirkten. „Ein Paket soll ich morgen mitnehmen."

„Ein Paket? Für wen denn? Und deswegen hat man dich mitten in der Nacht geholt? Was soll in dem Paket sein? Du kannst doch nachschauen, oder nicht?"

Dufek gähnte so kräftig, daß seine obere Zahnprothese ihren Platz verließ, weswegen er nur undeutlich sprechen konnte.

„Alles mögliche war ich schon in meinem Leben. Nur neugierig war ich nie. So, und jetzt mach dein Tor zu deinem Bauch zu, ich muß schlafen, denn morgen geht mein Zug."

DIE REPORTAGE UNTER DEM GALGEN

Die Tschechen waren immer Meister der Propaganda. Sie unterdrückten andere und jammerten, sie wären unterdrückt. Beschützer fanden sie immer, auch unter denen, gegen die ihre Propaganda gerichtet war. Einzigartig gelang es ihnen immer wieder, aus einem Nichts eine Riesenaffäre zu machen. Ein hündisches Ergeben hatten sie nur, kaum daß ihre Sprache aus dem „Kuchelböhmisch" zu einer Schriftsprache avancierte, den Russen gezeigt. Rußland war das gelobte Land, nur Rußland konnte die Befreiung des friedlichen „Taubenvolkes", wie sich die Tschechen selbst nannten, erwirken.

Karel Havlíček Borovský, ein gänzlich unbekannter kleiner Journalist, wurde plötzlich weltberühmt, und seine Affäre versetzte dem Thron des Kaisers in Wien einen nicht gerade leichten Stoß. Auch Havlíček sah in Rußland den Retter und dichtete fleißig darüber. Die Wiener Zensur, die zu den anderen Völkern der Monarchie alles andere als mild war, ließ ihn sonderbarerweise ungeschoren. In Wien glaubte man nämlich, und die Tschechen unterstützten geschickt diesen Glauben, die Tschechen wären der Monarchie im Grunde ergeben, sie wären keine Feuerköpfe wie die widerspenstigen Ungarn, sie wären aber überempfindlich wie Mimosen und müßten dementsprechend behandelt werden. Havlíček antwortete auf das stillschweigende Wohlwollen der Zensur mit einem offenen, gemeinen Angriff

auf den alten Kaiser und auf die Monarchie und verlangte nicht mehr und nicht weniger als einen Aufstand der Tschechen gegen die germanischen Unterdrücker. Jetzt allerdings wußte man in Wien, daß man etwas tun müßte, und man tat das Dümmste, was man sich vorstellen kann. Havlíček kam nicht vors Gericht wegen einer Beleidigung der kaiserlichen Majestät, nein, ganz ausgeschlossen, das hätte die empfindlichen Tschechen gereizt, und anderseits hätte der Arme gesundheitlich die Haft vermutlich nicht vertragen. So schickte man dem Herrn Havlíček eine vornehme Kutsche und brachte ihn behutsam nach Brixen, wo er in einer geräumigen Villa Aufenthalt nehmen mußte. Essen und trinken konnte er, was er wollte, Dienerschaft hatte er zur Verfügung wie ein Gast der Stadt.

Dadurch hatten die Tschechen endlich, was sie brauchten. Einen Märtyrer, einen Verbannten. Es begann ein Gejammer in sämtlichen tschechischen Blättchen, der „Gefangene von Brixen" wurde zum Nationalhelden ernannt. Primitive Farbdrucke, die die herzzerreißende Abschiedsszene von seiner Frau und seinem Kind zeigten, bei der sich die „germanische Gendarmerie" saugrob benahm, gingen von Hand zu Hand und tauchten auch in Rußland und in Amerika auf. In Rußland dachte allerdings niemand daran, sich wegen dieses Wirrkopfes aufzuregen, der während seines Besuches in diesem Land verworrene Reden hielt. Deutschland und Österreich müssen weg, alle Slawen müssen sich vereinigen und ganz Europa unter ihre Herrschaft bringen. Man komplimentierte diesen Prediger des Panslawismus hinaus, und damit war die Sache für den großen Freund der Tschechen, das Mütterchen Rußland, erledigt. Nicht so in Amerika. Dort wurde für Havlíček und sein Ländchen, von dem keiner von den Publicitymachern richtig wußte, wo es sich befand, eine großartige Reklame gemacht. Schuld bekamen nicht nur die Österreicher, sondern, und vor allem, die Deutschen, obwohl man in Deutschland über diesen Herrn ungefähr soviel wußte wie ein Hund über Mathematik. Inzwischen spazierte der „Märtyrer und Held" vergnügt in Brixen umher und genoß das sorgenvolle Leben. Das paßte den tschechischen Propagandisten nicht, sie brauchten einen kranken Havlíček, am liebsten allerdings einen toten Havlíček. Als er eines Tages wieder in Prag auftauchte, wurde er sang- und klanglos empfangen, denn ein freier Havlíček war für die Propaganda wertlos. Man vergaß ihn und man ignorierte ihn, und das erboste und verbitterte ihn derart, daß er in seinen Artikeln gegen seine eigenen undank-

baren Landsleute wetterte. Die Tuberkulose, an der er seit seiner Kindheit litt, machte seinem nicht mehr ruhmreichen Leben ein Ende, und nicht einmal seine Nachbarn wußten, daß der verstorbene Havlíček einmal der große Havlíček war. Havlíčeks Leiche war aber ein gefundenes Fressen für die antideutsche Propaganda der Tschechen. Sein Begräbnis wurde zu einer großen Demonstration, der die Polizei mit offenem Mund tatenlos zuschauen mußte, da man die lieben, braven Tschechen nicht reizen durfte. Alle Begräbnisteilnehmer, und Prag trommelte einige Tausend Leute zusammen, trugen Trikoloren, die während der Revolution im Jahre 1945 eine furchtbare Rolle spielen sollten. Denn wer sie nicht trug, der durfte und mußte ermordet werden. Eine tschechische Schriftstellerin schritt schwarz verhüllt hinter dem Sarg und trug auf einem weiß-blau-rotem Polster einen Dornenkranz.

Dieses Begräbnis war wieder ein Stoß gegen den Wiener Thron, das genügte aber den erfinderischen tschechischen Propagandisten nicht. Havlíček hatte seit seiner Rückkehr aus dem Brixener Exil nur wenig geschrieben, was man für eine Hetzkampagne brauchen könnte. Gut, jetzt war er tot, aber warum sollte nicht ein Toter schreiben können? Man verfertigte geschickt in Havlíčeks Stil Epigramme und Elegien, die man dann in seiner armseligen Behausung „zufällig fand", und jetzt konnte der Haß der hysterischen Tschechen hohe Flammen gegen alles Deutsche schlagen. Und so lange schlug diese rot-blau-weiße Flamme, bis die Habsburger Monarchie in Trümmern lag.

Havlíčeks Nachfolger oder der Träger einer ähnlichen Rolle war Julius Fučík, der allerdings nicht in den Fußstapfen dieses Supertschechen und Idealisten ging, sondern, in der ersten Reihe der roten Schreier und Marschierer schreitend, die Tschechen in den Moskauer Stall trieb. Daß er feige war und Gestapospitzel wurde und daß durch seinen Verrat und Denunziationen Hunderte anständige Tschechen hingerichtet wurden, das störte die Propagandisten nicht. Davon wußten die Tschechen nichts, und wer davon etwas zu wissen glaubte — wozu hatte man Volksgerichte und den mächtigen Wald der Galgen oder ein schnell wirkendes Gift? Beneš wußte, daß Fučík ein Verräter war, aber Beneš war selbst ein Verräter und betrachtete Verrat als ein nützliches Mittel für politische Karriere. Jan Masaryk, der Außenminister, wußte, daß Fučík ein versoffener Kerl war, dem eine Flasche Schnaps mehr wert war als Charakter, aber Masaryk war selbst ein notorischer Alkoholiker und verstand darum

Fučíks Standpunkt vollkommen. Die Sozialdemokraten wußten viel über Fučík, sie wußten ganz genau, daß der Gestapospitzel Fučík eine gefährliche Waffe gegen den Kommunismus werden konnte, aber sie brauchten diese Waffe nicht, denn sie kämpften nicht gegen den Kommunismus. Die Volkspartei, diese romtreue Partei, schwieg, denn dieses Schweigen über Fučík versprachen die Kommunisten durch die Nichtenteignung des Eigentums der Kirche zu belohnen.

Und so konnte das Buch „Die Reportage, die unter dem Galgen geschrieben wurde“ nicht nur ruhig, sondern mit einem frenetischen Gebrüll der Kommunisten in West und Ost erscheinen. Ein Tagebuch, das in Todesgefahr in der Todeszelle heimlich geschrieben wurde, das alles enthielt, was dem geschlagenen Deutschland den letzten brutalen Schlag versetzen konnte. Außer Jan Horák arbeiteten an diesem Buch noch drei tschechische kommunistische Schriftsteller, und während unzähliger Debatten und Konferenzen wurde jeder Satz hundertmal umgeformt, bis er wirklich fest und richtig saß. So dumm, um zu verschweigen, daß Fučík in Begleitung der Gestapobeamten durch Prag spazierte und mit ihnen in verschiedenen Lokalen zechte, waren die Propagandisten nicht. Im Gegenteil, dieser Teil des Tagebuches wurde kräftig, aber äußerst vorsichtig, wie der Teig für einen Apfelstrudel, ausgewalzt. Man bedenke, die Gestapo schleppte den zum Tode verurteilten Fučík durch seine geliebte Stadt Prag, und nicht nur, was er essen und trinken wollte, hätte er von der Gestapo haben können, aber Fučík schwieg und verriet niemanden und wählte freiwillig nicht die Freiheit, sondern die Hinrichtung durch die deutschen Bestien. Fast gleichzeitig mit der ersten tschechischen Auflage dieses Buches erschien es auch in allen möglichen Sprachen vor und hinter dem Eisernen Vorhang und machte eine ernsthafte Konkurrenz dem ebenfalls deutschfeindlichen Buch „Der SS-Staat“ von einem gewissen Eugen Kogon, einem Deutschen, der angeblich im Lager Buchenwald allen lockenden Angeboten der SS standhaft trotzte. Allerdings, Kogon lebte und Fučík war tot, und das war ein Plus für sein Buch, denn ein toter Märtyrer und Held ist interessanter.

Der Prager Rundfunk veranstaltete eine Pressekonferenz, bei der es von ausländischen Journalisten nur so wimmelte. Der Held dieser Konferenz, der Autor des berühmten Tagebuches, war nur durch sein riesengroßes Porträt vertreten, das ihn, verwegen lächelnd, als einen bildhübschen Draufgänger präsen-

tierte. Dieses blühende Leben, diesen aufrechten Kämpfer für die bessere Zukunft aller Völker der Welt ermordeten die deutschen Barbaren! Dann wurde ein Mann in den überfüllten großen Saal gebracht, ein unscheinbarer älterer Mann in der Uniform der deutschen Gefängnisaufseher. Er zuckte erschrocken zusammen, als er die Journalisten und Filmleute und Kameramänner sah, denn er verbrachte ganze Monate in Einzelhaft und hat außer den Propagandisten, die ihn für diese Pressekonferenz nächtelang präparierten, niemanden gesehen.

„Dieser Mann", tönte es aus allen Lautsprechern auf den Prager Straßen und Plätzen, und die Leute blieben stehen und lauschten und horchten. „Dieser Mann, den wir Ihnen vorstellen, ist ein Deutscher, ein Sudetendeutscher, und er gehörte während des Krieges der Meute der Bluthunde an, die unseren mutigen Widerstandskämpfer gegen die deutsche Barbarei bewachte und vor allem peinigte. Auch dieser Mann mißhandelte die wehrlosen Widerstandskämpfer, denn er ist ein Deutscher, und jeder Deutsche ist ein geborener Verbrecher. Dann kam aber die große Wandlung, die man auf den Kanzeln der Kirchen vermutlich ein Wunder nennen würde. Wir nicht, denn diese große Wandlung geschah nicht durch den Eingriff eines imaginären Gottes, sondern durch einen Mann aus Fleisch und Blut. Durch unseren großen Märtyrer und Helden, durch den todesmutigen Kämpfer für die durch den Kapitalismus unterdrückten Völker, durch den großen Schriftsteller Julius Fučík."

Der deutsche Gefängnisaufseher blinzelt die Presseleute an, er sieht sie aber nicht. Seine Gedanken — vielleicht kommt es von den fürchterlichen Schlägen auf den Kopf, die er bekam, als die Tschechen in das Gefängnis eindrangen, damals, am 5. Mai — seine Gedanken kennen nur zwei Wege, die sie, ohne seinen Willen, immer wieder gehen. Der eine Weg führt in ein kleines Dorf nicht weit von Theresienstadt, in ein Häuschen, wo seine Frau und seine vier Kinder leben. Sonderbarerweise sieht er sie immer unter einem Weihnachtsbäumchen in der Küche, und alles ist still und friedlich, und der Engel aus Goldpapier an der Spitze des Weihnachtsbäumchens schwebt geheimnisvoll lächelnd in der warmen Luft, die nach Kaffee und nach einem gebratenen Fisch riecht. Der zweite Weg, den seine Gedanken nehmen, führt hieher, in das Pankratzer Gefängnis, und er sieht wieder die Reihen seiner Kollegen, die mit gehobenen Händen mit dem Gesicht zu der Wand stehen. Auch er stand so, als die Genickschüsse knallten, und auch er fiel um,

aber noch bevor einer von den Schüssen ihm galt. Man hatte ihn vorher derart geschlagen, daß er taub wurde. Mit der Zeit hörte er wieder ein wenig, später ganz gut, aber seine Gedanken hatte er nicht mehr in seiner Gewalt. Als man ihn zum erstenmal aus der Zelle holte, glaubte er, daß wieder die Genickschüsse krachen werden, weil aber auch die friedliche Stube mit dem Weihnachtsbäumchen da war, spürte er keine Angst. Ein Arzt untersuchte ihn, und er bekam mehrere Injektionen, die zuerst nur auf seinen eingeschrumpften Magen wirkten. „Kotz nur ordentlich, Schweinehund", klopfte ihn der Arzt mit einer langen Papierschere auf die Schulter. Die Schere schaute er schielend an, weil sie so schön glänzte, wie der Engel daheim. Dann geschah aber etwas in seinem Kopf und er erinnerte sich plötzlich, wie er hieß. Oder hieß er nicht so, und die Männer in dem Zimmer hier wollten es ihm nur einreden? Egal, er bekam etwas zu trinken, was bitterlich schmeckte, aber wunderbar erfrischte, und er wurde gedrillt.

„Erzählen Sie jetzt, wie Sie den Häftling Julius Fučík kennengelernt haben!"

Diese Frage hörte er genauso oft wie seine Antwort auf sie. Ruhig leierte er die gut gelernte Aufgabe herunter, ohne irgend etwas zu sehen oder das Rascheln der Notizblöcke der Journalisten zu hören.

„Herr Fučík war ein politischer Gefangener und war zuerst mit drei anderen in der Zelle 284. Es fiel mir sofort auf, daß er ganz anders war als die Häftlinge sonst. Immer war er fröhlich und zu jedem freundlich, obwohl er doch wußte, daß er bald sterben müsse. Herr Fučík bat mich eines Tages, ihm ein Stück Papier und einen Bleistift zu geben, das durfte ich aber nicht tun, denn das war verboten. Aber er sagte mir, ich werde lesen können, was er schrieb, und ich weiß selbst nicht, warum, aber diesem Menschen konnte ich nichts abschlagen Als ich dann gelesen hatte, was er schrieb, da wußte ich, daß Herr Fučík ein großer Schriftsteller war und daß, was er schrieb, alles wahr war, ich hatte doch Erfahrungen, aber er schrieb es so, so ..."

Hier stockte er, er mußte stocken, das gehörte zu seiner Rolle, die er ganz automatisch und gedankenlos spielte. Dabei trat er verlegen von einem Fuß auf den anderen, auch das war gelernt, und es wirkte vollkommen natürlich. Auch das hilflose Heben der rechten Hand.

„So erschüttert war ich über diese Barbarei, die wir Deutschen — dieser große Mensch wurde so gemartert, und er ..."

Nicht nur dieser Mann spielte Theater, als er schilderte, wie er die einzelnen Blätter des Tagebuches aus dem Gefängnis zu Fučíks tschechischen kommunistischen Freunden schmuggelte, sondern auch viele andere. Dieser arme Teufel mit der unbeholfenen tschechischen Aussprache, der mußte spielen, die Journalisten spielten aber, weil sie wollten. Nicht wenige unter ihnen hatten Berichte über die Moskauer Schauprozesse gelesen, bei denen sich die Angeklagten leidenschaftlich und masochistisch selbst belasteten, sie wußten, daß es Methoden gibt, jeden die ihm zugedachte Rolle spielen zu lassen, aber keiner machte auch nur eine Andeutung über diese Sachen in seinem Bericht über diese Pressekonferenz. Einmal nur, einige Monate später, versagten sämtliche solche Methoden, weil der Wille der angeklagten Person die künstliche Dämmerung in ihrem Gehirn durchbrach. Eine Frau war es, die plötzlich aus der Rolle fiel und das ganze Theaterstück verdarb. Kein starker Mann war es, sondern eine kleine schmächtige Frau rief plötzlich: „Nein, nein, ich weiß jetzt, was ich spreche, die Anklage lügt, nie habe ich so etwas getan, Herr Prokurator! Ich werde jetzt nur das sagen, was ich will!" Diese Frau war die Abgeordnete Milada H., die noch während des Beneš-Regimes wegen Hochverrates vor einem Volksgericht im Pankratzer Gebäude stand. Der Hochverrat war ihr Kampf gegen den Kommunismus, und sie wurde durch ihre eigenen Parteifreunde verraten. Der Beneš-Partei gehörte sie an. Nach ihrer Hinrichtung sickerte durch, daß sie schon als Tote gehenkt wurde. Man erdrosselte sie in der Zelle, weil man fürchtete, sie würde noch unter dem Galgen die Wahrheit herausschreien.

Ungefähr um die Zeit, als diese tapfere und willensstarke Frau *in einer Holzkiste verscharrt* wurde, starb in dem Pankratzer Gefängnis an Entkräftung einer von den deutschen Häftlingen. Hunderte starben damals den Hungertod in diesem Gefängnis. Dieser Häftling, dessen Name einen Tag lang eine große Rolle spielte, war jetzt von allen völlig vergessen. Nie mehr sollte er das Häuschen sehen, wie es ihm während der Präparation versprochen wurde. Vielleicht war es besser so. Denn der goldene Engel lebte nicht mehr und seine Frau und seine Kinder auch nicht.

Und in Hunderttausenden Schaufenstern in der ganzen Welt prangte das Buch „Die Reportage, die unter dem Galgen geschrieben wurde".

DER ZUFALL

Beide Spionageschulen, die erlaubte kommunistische und die unterirdische gegenkommunistische, lehrten die zukünftigen Kämpfer im Dunkeln denselben Satz, der noch wichtiger ist als ein im richtigen Augenblick gut gezielter Schuß. Es ist der Satz vom Zufall. Ein Schriftsteller soll den Zufall in seinem Werk meiden, denn ein Zufall in einem Roman ist das billigste Mittel, die Handlung weiterzubringen. Ein Agent darf mit Zufällen überhaupt nicht arbeiten, er muß aber mit ihnen rechnen. Ein Zufall kann alles zerstören, er kann aber auch helfen. Große Schriftsteller und große Agenten wissen aber, daß es keine Zufälle gibt. Das, was man für einen Zufall hält, ist in Wirklichkeit nur ein Teilchen des Schicksals.

Vor dem Haupteingang zum Wilson-Bahnhof warten frierende Menschen. Nur wenige von ihnen haben warme Winterkleidung, und diejenigen, die halbwegs gute Wintermäntel haben, trauen sich nicht, sie anzuziehen, denn ringsherum stehen murrende Tschechen, denen es nicht gefällt, daß es „diesem germanischen Gesindel" erlaubt ist, gute Sachen zu tragen und sogar Koffer oder Pakete mitnehmen zu dürfen. Besonders abgesehen hat es der tschechische Pöbel auf ein altes Ehepaar, das sich auf die von dem matschig-schmutzigen Schnee nasse Stiege vor dem Bahnhof gesetzt hatte. Wie zwei alte, abgerupfte Spatzen hocken sie da. Der Mann hat einen Trachtenanzug an, von dem die grünen Streifen abgetrennt sind, denn ein Trachtenanzug ist „germanisch" und sein Tragen könnte den Tod durch Erschlagen zur Folge haben. Hut hat er keinen, um den Kopf hat er sich ein Taschentuch umgewickelt. Die Frau, auch grauhaarig und mager, trägt einen kurzen Männerrock, der ihr aber, weil sie sehr klein ist, bis zu den Knien reicht. Auf dem Kopf hat sie sich eine Einkaufstasche aus Strohgeflecht aufgesetzt und die beiden Henkel unter dem Kinn durch ein Stück Spagat zusammengebunden. Die beiden Alten haben weder einen Koffer noch eine Pappschachtel, auch keinen Rucksack, nur eine schmale, lange Papierrolle. Aber gerade diesen Gegenstand finden die Gaffenden sehr verdächtig.

„Die schmuggeln was, sag' ich dir!"

„Klar, Geld wird in der Rolle sein oder Schmuck."

„Wegnehmen, nachschauen und verprügeln, die Germanen!"

„Das sind Österreicher!"

„Na und? Sprechen die Österreicher vielleicht nicht Deutsch?"

Merkwürdig viele SNB-Männer sind heute da, und die scheinen keine Lust zu haben, ihre Landsleute wie gewöhnlich austoben zu lassen. „Die Österreicher wird man in Ruhe lassen!" schreit einer von ihnen. „Sonst..."

„Was — sonst?"

„Maul halten, sonst kannst du ein freies Plätzchen bei uns in der Zelle bekommen, mit Körpermassage dazu."

Auch viele Kinder hüpfen und laufen herum, kleine Zigeunerkinder vor allem, und die lachen den SNB-Männern frech ins Gesicht. „Ich bin gerade so ein Demokrat wie du", schreit ein Zigeunerjunge, dem ein SNB-Mann eine Ohrfeige angedroht hatte. Und wie ein Blitz ist er bei den beiden Alten und entreißt ihnen die Papierrolle. Die Menge quittiert diesen Witz mit lautem Gewieher, und schon greifen zehn, zwanzig Hände auch nach der Rolle, nach dem versteckten Geld, nach den Edelsteinen, nach den echten Perlen. Papierfetzen fliegen herum, aber nichts findet man, gar nichts, die Rolle war aus fest zusammengepreßten Zeitungsstücken.

„Nichts ist das, sagst du? Im Gegenteil, das ist sehr viel, das ist doch Spionage! Alte Zeitungen werden die doch nicht mitschleppen über die Grenze, das ist doch Geheimschrift auf dem Papier, klar!"

Die alte Frau weint, der alte Mann beantwortet stotternd und zitternd die Fragen der neuen Polizei. „Unsere Schuhsohlen sind fast hin, lauter Löcher, mein Herr, darum — nicht wahr — wir stopfen das Zeitungspapier in die Schuhe, schauen Sie selbst! Das wärmt nämlich, aber das Papier wird bald naß, und darum wollten wir einen Vorrat mitnehmen."

Der Transportführer kommt angewackelt, von weitem schon nach Rum duftend. „Der Dufek ist schon da!" raunen sich die Repatrianten erfreut zu. „Der Dufek ist da! Jetzt kommen wir endlich in den warmen Zug!"

Dufek ordnet die Leute zu einer Schlange, immer zwei und zwei. Die SNB-Männer schaffen Platz, die zerlumpte Prozession schiebt sich aufgeregt in die große Bahnhofshalle. Die gutgekleideten tschechischen Reisenden bilden Spalier, sie schimpfen wie gewöhnlich, auch Fußtritte gibt es und Ohrfeigen, aber die Repatrianten gehen mit gesenkten Köpfen weiter. Warum gibt

man diesen Schweinen einen Zug? Warum jagt man sie nicht zu Fuß über die Grenze?

Eine von Dufeks Bräuten schreitet voran, wichtigtuerisch in ihrer Funktion der Helferin des Transportführers. Dufek, an dem jetzt die letzten Paare vorbeigehen, schaut sich nervös um. Wo ist denn diese Person, die er mitnehmen soll, verdammt noch einmal? Überhaupt, wie soll er sie erkennen? Eine Dame — wie soll man eine Dame von den vielen Frauenzimmern da unterscheiden?

Zwischen einem Berg aus teuren Reisekoffern aus echtem Leder — alles „beschlagnahmtes" deutsches Eigentum — kauert ein Junge. Jedesmal ist er da, dieser Bub, der jetzt Zdenek heißt, wenn der Repatriantenzug abfährt. Er schaut und schaut und träumt und träumt — vielleicht kommt die Mutter oder auch der Vater, und dann werden sie alle zusammen mitfahren. Über die Grenze, nach Wien, dort gibt es keine Tschechen, und dort gibt es deutsche Schulen. Da — Zdenek springt wie eine Feder in die Höhe und will mit beiden Händen winken, aber er weiß sofort, daß er das nicht tun darf. Das ist doch — das ist doch das deutsche Fräulein, die Rothaarige, bestimmt ist sie das! Wenigstens ein Zeichen mit dem Finger muß er ihr geben — aber in dem Augenblick hat ihn Maja auch entdeckt, und sie macht mit den Augen „nein", und er versteht. Was will sie aber hier? Sucht sie jemanden? Oder wird sie selbst gesucht?

„Sind Sie Herr Dufek?"

Aha, das ist sie also. Sehr hübsche Beine, die Figur sieht man nicht unter dem schwarzen Mantel, und das Gesicht ist auch unter dem weißen Kopftuch gut versteckt. Schwarz und weiß, wie eine Nonne.

„Kommen Sie, wir müssen ...", und schon hakt er sich bei ihr ein.

„Wer ist denn das? Gehört die auch zum Transport?" vertritt ihm einer von den SNB-Männern den Weg.

„Nein, Brüderlein, das ist meine jüngste Braut, und die will sich von mir erst im Zug ordentlich und ausgiebig verabschieden. Im Gepäckraum, diskret, verstehst? Nicht wahr, Mäuschen?"

Das „Mäuschen" senkt verlegen den Kopf, aber ihr „Bräutigam" klopft ihr ungeniert auf den Rücken und drückt sie mit der zweiten Hand an sich. „Ich dachte schon, du bist mir untreu geworden", schwatzt er. „Dann hätte ich nur die Rumflasche

gehabt, die bleibt mir immer treu, aber sie bleibt leider nicht immer voll."

Kaum sind die Repatrianten in dem Zug und damit, wie sie glauben, halbwegs in Sicherheit, schon beginnt der Kampf alle gegen alle. Um die besseren Plätze. Um mehr Platz in dem Gepäcksnetz, obwohl niemand viel Platz benötigt. Um die Gunst des Transportführers, denn es soll Wurst und Brot für die Reise verteilt werden, und jeder möchte die größte Portion bekommen. Man streitet nur, um zu streiten, denn man hat lange schweigen müssen. Dufeks umfangreiche Braut wird hin- und hergerissen und geschoben, sie soll entscheiden, ob Frau Huber früher auf den Fensterplatz ihre Schachtel gelegt hatte oder die Frau Schmid, sie soll doch einmal aufrichtig und ehrlich sagen, ob es nicht ein Skandal sei, daß das Ehepaar Maier auch für ihre Kinder Sitzplätze beansprucht, wo doch die Kinder ganz gut auf dem Schoß der Eltern sitzen könnten.

Bei dem Klappsitz neben der Toilette, an deren Tür die Repatrianten immer wieder rütteln, obwohl jeder weiß, daß sie versperrt ist und erst, wenn der Zug den Bahnhof verläßt, geöffnet wird, steht das Mädchen in dem schwarzen Mantel und dem weißen Kopftuch und schaut auf den Bahnsteig hinaus. Unter dem Fenster stehen fünf oder sechs Eisenbahner mit ihren typischen Ledertaschen, zwei von ihnen tragen Signallaternen. Der Zug dort gegenüber ist ein Schnellzug nach Preßburg. Praha—Bratislava steht auf der Tafel. Der Zug ist überfüllt, und immer noch kommen neue Reisende. Der Repatriantenzug interessiert jetzt niemanden mehr, viele wissen überhaupt nicht, daß das der Zug mit den abgeschobenen Germanen ist. Die deutschen Soldaten, die mitfahren, hocken in einem Haufen auf dem Fußboden, Dufek wollte es so, die Leute auf dem Bahnsteig sollen sie nicht sehen, sonst könnte doch noch etwas passieren.

Inzwischen rennt Zdenek auf die Straße, springt in einen Wagen der fahrenden Elektrischen, aber sofort springt er wieder herunter, und der Schaffner droht ihm mit der Faust und schreit ihm etwas nach. Nein, lieber nicht fahren, der Weg ist zu lange, und wer weiß, ob die Frau in dem Wohnwaggon ist, sie geht auch in die Häuser aus den Karten wahrsagen, und außerdem hausiert sie mit verschiedenen Sachen. Aber er hat doch eine Telephonnummer bekommen, von dem Mann, der ihm sagte, daß er den Gardisten, den Peter Schleier, bewachen soll. Im Kopf hat er die Nummer, aufschreiben durfte er sie nicht. Die sollte er anrufen, wenn etwas los sein sollte, aber nur, wenn es etwas

wirklich Wichtiges wäre. Und er soll keinen Namen nennen, er soll nur sagen: „Sind die Schuhe für meinen Vater schon repariert, bitte? Kann ich sie heute abend abholen?"

Gerade rattert eine Elektrische vorbei, man hört schlecht in der Telephonzelle, und Zdenek will schon die Frage wiederholen, da hört er aber die richtige Antwort auf das verabredete Losungswort. „Die Schuhe werden heute abend fertig, ich habe sie gerade in der Arbeit."

Leise, als könnte er dadurch verhindern, daß jemand in der Leitung mithört, spricht der Junge weiter. „In dem Repatriationszug mit den Österreichern fährt auch — das Fräulein, die Deutsche. Die mit mir damals ..."

„Also heute abend", unterbricht ihn die Stimme in dem Telephon, von der er nicht weiß, ob es eine Männerstimme oder eine Frauenstimme ist. Es knackt in dem Apparat, und die Verbindung ist unterbrochen.

Was jetzt? Noch einmal anrufen? Zweimal aus derselben Telephonzelle darf man es aber nicht, hat der Mann gesagt, und nach dem Anruf sofort verschwinden. Zdenek zuckt zusammen, denn die Tür der Telephonzelle wird aufgerissen, aber es ist nur eine Frau mit einem Weihnachtsbaum unter dem Arm, und die kreischt wütend: „Was stehst du noch herum, Lausbub, dummer, wie der Heilige auf der Karlsbrücke? Marsch hinaus, andere wollen auch telephonieren!"

Sie schreit noch, als der Junge schon beinahe am Wenzelsplatz ist. Hier ist keine Telephonzelle in der Nähe, die einzige, die dasteht, ist besetzt, und draußen warten einige Leute. Bis zu der Wassergasse laufen? Oder lieber in die Heinrichsgasse und von der Hauptpost anrufen? Oder hat der Mann doch verstanden und darum so schnell aufgehängt? War es aber bestimmt die Maja? Hat er sich nicht geirrt? Zurück, zurück zum Wilsonbahnhof, das wird das beste sein. Vielleicht ist der Zug noch da, vielleicht könnte er doch mit der Maja ein paar Worte sprechen. Die Schultasche, gut, daß er sie hat, die Schultasche, vielleicht werden die Eisenbahner glauben, daß er nach der Schule heimfährt mit einem Zug.

Dufek steht breitbeinig auf dem Bahnsteig und plaudert mit einem von den Eisenbahnern. Die anderen sind schon im Zug, der noch nicht abfahren kann, weil die Strecke angeblich nicht frei ist. Dufek ist es egal, die Hauptsache ist, daß die Person, die Dame, im Zug ist. Wie eine Holzfigur steht sie dort am Fenster, wartet sie vielleicht auf etwas? Auf Emil? Na, seine Sache

ist es nicht. Und er erzählt mit vielen Ausschmückungen, wie es jetzt in Wien aussieht. „Man muß halt höllisch aufpassen. Zum Beispiel, stell dir vor, die linke Seite der Mariahilferstraße ist französisch, und die rechte amerikanisch. Du gehst und glaubst ..."

Die Repatrianten haben sich ihre Plätze gesichert, jetzt aber plagt sie eine neue Sorge, die sie die Streitigkeiten vergessen läßt. Warum fährt man noch nicht? Es ist schon vorgekommen, daß die Repatrianten aus dem Zug wieder hinausgejagt wurden und zurück in das österreichische Konsulat mußten. Warum, das wußte niemand, aber unterwegs wurden die Leute von den Tschechen überfallen, und das armselige Gepäck wurde ihnen abgenommen. Das war schlimm, aber noch schlimmer war die Enttäuschung, man sah sich schon in Wien, frei, ohne Furcht.

Dufeks kurzer Wintermantel, der wie ein offener Regenschirm absteht, ist mit tschechischen Zigaretten vollgestopft. Zwischen dem Futter und dem Stoff ist viel Platz, und seine Braut hat sehr geschickt die Schachteln geordnet. Tschechische Zigaretten kann man in Wien gut verkaufen, Dufek hat feste Abnehmer für diese Ware. Auch seine Mütze ist ein gutes Versteck. Für Schmuck vor allem. Soweit ist alles in Ordnung, wenn das Frauenzimmer nicht hier wäre. Ab und zu schielt er zu Maja hin, direkt unheimlich kommt sie ihm vor, wie sie so unbeweglich dasteht. Die falschen Eisenbahner sind zwar sehr redselig und freundlich, aber bei solchen Kerlen kann man nie wissen.

„Herr Dufek! Herr Dufek!"

Mehrere Repatrianten drängen sich bei einem Fenster und schreien gellend, als würde der Transportführer am Wenzelsplatz stehen und nicht zwei Meter von ihnen entfernt.

„Einer Frau ist schlecht geworden in unserem Abteil, und wir haben kein Wasser! Herr Dufek, kommen Sie doch her, die Frau kann nicht atmen, sie hat etwas mit dem Herzen!"

Auch das noch, zum Teufel. Stirbt die Frau, dann wird er entweder die Leiche bis zu der Grenze mitnehmen müssen, oder sie wird ausgeladen, und das bedeutet wieder eine Verspätung oder auch das, daß der Zug überhaupt nicht heute abfahren wird. Den Zug darf niemand mehr verlassen, er selbst kann auch nicht fort. Aber seine Braut weiß Rat.

„Komm her", ruft sie. „Ja, dich meine ich! Da hast du eine Konserve und hol schnell Wasser! Oben bei den Toiletten ist eine Wasserleitung, oder, warte noch, dort hinten wird eine Pumpe sein! Lauf schnell!"

Zdenek erwischt die ihm zugeworfene Konserve, nickt eifrig und läuft Wasser suchen. Die Pumpe findet er, jetzt muß er aber langsam gehen, das Wasser darf nicht verschüttet werden. Vor allem aber muß er nachdenken. Das offene Fenster ist doch neben dem Fenster, bei dem das Fräulein steht. Er wird aber das Wasser nicht durch das Fenster reichen, nein, er wird auf der anderen Seite des Waggons einsteigen und durch den ganzen Waggon durchgehen. So wird er an Fräulein Maja vorbeigehen müssen. Stolpern könnte er auch, damit er Zeit gewinnt, und gerade vor ihr hinfallen. Aber — was ist dort los, in dem Zug? SNB-Männer und ein ganzer Haufen von Leuten stehen vor dem Waggon, ausgerechnet vor dem Waggon, in den er hinein will. Aber das ist gerade so gut, niemand hat Zeit, sich um ihn zu kümmern. Ungehindert schlüpft Zdenek durch die offene Waggontür. Geschrei, Gedränge. Aber er muß durch, er muß zu Fräulein Maja.

„Hier ist das Wasser", ruft er und hält die Dose mit beiden Händen vor sich.

„Die braucht kein Wasser mehr, die ist schon tot. Aber laß das Wasser da, gib es her, ich habe Durst!"

Die Tote sitzt noch auf ihrem Platz, nach vorne zusammengesunken. Dufek fährt mit dem Finger über die Repatriationsliste. Ihren Namen muß er streichen, das ist alles, was er tun kann. Der Zug wird gleich abfahren, die Tote soll „irgendwo unterwegs" ausgeladen werden, haben die von der SNB gesagt.

„Hau ab, der Zug bewegt sich schon!" schreit jemand.

Weiter, nur weiter. Er kann ja abspringen. Alles schreit durcheinander — endlich fahren wir, endlich fahren wir — und ein alter Mann schluchzt krampfhaft, aber der Bub hört doch, was Maja, ohne die Lippen zu bewegen, sagt. „Niemand soll mich ansprechen. Niemand soll mich erkennen. Sag es der Russin!"

„Die Haxen hättest du dir brechen können!" empfängt ihn keifend auf dem Gehsteig die dicke Braut. „So ein Unglück! Ausgerechnet jetzt muß die sterben! Der arme Dufek!"

Zdenek trottet neben ihr und ist froh, daß sie den Mund überhaupt nicht zumacht. Jeder glaubt, daß er zu ihr gehört. Eifrig berichtet er, was er in dem Waggon gesehen hat. „Gesessen ist sie, die Leiche. Ganz normal gesessen."

„Aber geh! Wirklich? Welche war es denn? Richtig, das war doch die Alte mit der Papierrolle. Die hat sich halt zu aufgeregt vor dem Bahnhof. Weißt was? Wir werden jetzt schnell einen

Kaffee trinken in der dritten Klasse oben. Ich bin ganz durchgefroren und du auch."

Nach ihnen kommen noch zwei Männer zu dem Tisch mit der blau und weiß karierten Decke. Beide lesen Zeitungen. Es ist das „Rudé pravo". Beide lesen sehr eifrig.

DAS GESETZ DES DUNKELS

Die drei gehören irgendwie zusammen. Vorne schlendert der Junge mit der Schultasche auf dem Rücken, hinter ihm ein Mann in einem grünen amerikanischen Mantel, und als letzter ein Mann, der sich auf einen Spazierstock stützt, weil er hinkt. Prag ist nicht mehr die Stadt der Lichter, die früher taghell strahlenden Schaufenster sind alle dunkel, denn man muß mit dem elektrischen Strom sparsam umgehen und außerdem, wer nicht gerade muß, der zeigt sich abends nicht auf der Straße. Die Prager sind froh, daß es keine große Beleuchtung gibt, in der Nacht sind alle Katzen schwarz, sagen sie, und die Mäuse natürlich auch, und jeder ist jetzt irgendwie entweder eine Katze oder eine Maus. Es gibt Jäger und es gibt Gejagte, und man ist zurückgekehrt in die Zeit des Urmenschen. Die Kraft entscheidet, der schnellere Gedanke, nicht ein Richter.

Der hinkende Mann kämpft mit den Füßen gegen den klebrigen Schnee auf dem Gehsteig, den niemand mehr reinigt, und mit dem Kopf äußerlich gegen den Wind und innerlich gegen allerhand Bedenken. Kann diese Sache schiefgehen? Jede Sache kann schiefgehen, der Mann dort vorne hat sicherlich einen Revolver bei sich, der darf eine Waffe tragen, denn er trägt auch die kleine Legitimation der Kommission, die ihm praktisch alles erlaubt. Der Junge ist aber alles andere als dumm. Mit der Straßenbahn ist er nicht gefahren, er weiß offensichtlich, daß eine Straßenbahn zu einer Falle werden kann. Nicht nur wegen der Rotarmisten, die eine neue Art von Sport betreiben. Rudelweise steigen sie vorne und hinten gleichzeitig in die Straßenbahn ein, das gefürchtete „Davaj casy" wird gebrüllt, und jeder Fahrgast muß das Geld, den Schmuck und vor allem die so begehrte Uhr abgeben. Es ist erst vorige Woche vorgekommen, daß sich die Fahrgäste sogar ausziehen mußten — nicht irgendwo an der Peripherie, sondern in einer Elektrischen, die durch die Stalinstraße fuhr, also nur einige Meter hinter dem Wenzelsplatz. Bis aufs

Hemd wurden sie von den verfluchten Befreiern ausgezogen, und alles mußten sie abgeben, die Schuhe, die Strümpfe, Kleider und Mäntel. Niemand darf aufmucksen, die schießen gleich, diese roten besoffenen Wölfe. Die Frauen waren froh, daß sie nicht vergewaltigt wurden.

Der vorne geniert sich gar nicht, der muß seiner Sache ganz sicher sein. Daß er beschattet ist, das muß er doch wissen, das hat er schon dort in dem Bahnhofsrestaurant gewußt. Hoffentlich wird der Junge auch wissen, was er weiter zu tun hat. In die Wagenkolonie darf er nicht. Die Kartenlegerin ist keine schlechte Agentin, gut getarnt ist sie, und außerdem ist sie der lebende Briefkasten. Einmal, so nach fünf Jahren, da werden sich die Westler, die noch immer die Spionage à la Mata Hari betreiben, wundern. Sie werden in Prag schön frei spazieren können, ohne Beschattung, und dann werden sie auf einmal geschnappt, und sie werden sich zu Tode wundern, bevor sie zu Tode gemartert werden, wie es möglich war, daß die Kommunisten von jedem ihrer Schritte wußten. Daß es Kinderspione gibt, davon werden sie keine Ahnung haben und wenn, dann werden sie es nicht glauben. Man müßte ein Buch darüber schreiben, ein Buch für die Westler. Blödsinn, ein Buch, entweder ist man ein Agent, oder man ist ein Trottel. Jeder Agent lernt das Abc seines Handwerks, aber zu diesem Beruf gehört noch etwas anderes. Die richtige Witterung, der Instinkt.

Die Reihen der Häuser bleiben zurück, nur ab und zu steht noch eines da, wie eine hingestellte und vergessene Kiste. Häßliche Zinshäuser sind es, die Leute, die hier wohnen, sind nicht reicher als die in der nahen Waggonkolonie. Verdammt, der Junge darf nicht nach Hause gehen. Das muß auf alle Fälle verhindert werden, dort gibt es Spitzel, dort wäre Verstärkung für den dort vorne.

Dort geht jemand und schiebt ein Fahrrad. Wenn der verschwindet, wird man handeln müssen. Ein Postler ist es, ein Telegrammbote. Die Tafeln mit den Hausnummern sind durch den klebenden Schnee unleserlich, Bewohnerverzeichnis an den Haustoren gibt es in Prag nicht. Endlich verschwindet der Postler in einer Tür, das Fahrrad hat er draußen gelassen. Jetzt also, jetzt ...

Der hinten geht rascher, aber der vorne ist noch rascher. Mit einer Hand erwischt er den Jungen, und dann grinst er den Schatten an: „Gib die Pfoten hoch und marschiere zu mir, zu dem Haustor, dort werden wir gemütlicher sprechen können.“

Der Junge zappelt nicht, seine durch die Kälte blaue Nasenspitze ist aber vor Angst weiß geworden. Die Hand des Mannes ist wie eine eiserne Zange, seine Finger sind bestimmt zerquetscht. Und der Revolver, wenn der schießen wird, dann bleiben nur die Leichen da, und nicht einmal ein Hund wird bellen. Der Mann hebt die Hände hoch, das muß er machen, aber zu spät ist es noch nicht, vielleicht...

Der Mann mit dem Jungen steht direkt vor dem Haustor, er grinst jetzt zufrieden, als der andere den Stock fallen läßt und mit gehobenen Händen näher kommt. Gerade im richtigen Augenblick hat er sich umgedreht, das Schwein hinkt ja nicht, der Stock ist eine Waffe.

In dem Haustor taucht der Postler auf. In dem Mund eine brennende Zigarette, die Tasche mit dem Schulterriemen hat er in der Hand. Die Tasche beschreibt, während er „guten Abend, die Herren" sagt, einen Halbkreis und trifft den Mann mit dem Revolver auf den Kopf. Als würde dieser Mann die Bewegung der Tasche nachahmen wollen, beschreibt er mit dem Körper ebenfalls einen Halbkreis und sackt zusammen.

„Der Herr scheint ohnmächtig geworden zu sein", sagt der Postbote besorgt. „Man muß versuchen, ihm es ein bißchen leichter zu machen. Die Kleider öffnen und so. Ich kenne mich bei der Ersten Hilfe aus, ich war während des Krieges bei der CPO (tschechischer ziviler Luftschutz), ich werde ihm schon helfen. Was eine Hilfe für dich anbelangt, das ist das Fahrrad. Der Junge kann vorne sitzen. Sause bis in die Melantrichgasse in das Gasthaus, du weißt schon wo, dort wird jemand auf dich warten, und er wird dir Bescheid sagen."

Der Mann hinkt jetzt nicht mehr, mit einem Schwung ist er auf dem Fahrrad und hilft Zdenek aufsitzen. Jetzt nichts als weg, aber etwas muß er noch fragen.

„Wieso ist er nach dem Schlag mit der Tasche hingeworden? Hat er einen Papierschädel oder was?"

„Das gerade nicht, aber dir hat die Kälte dein Hirn zusammengeschrumpft, mein Lieber", schmunzelt der Postler. „In der Tasche ist ein kleines Steinchen, verstehst?"

Das Fahrrad rutscht zickzack vorwärts, der Weg ist schlecht, und der Mann dreht sich einigemal um. Der Junge schaut ununterbrochen nach hinten, er sieht, daß der falsche Postler einer Frau den Stock zeigt. Was sie reden, kann man nicht verstehen, der Wind trägt die Worte in die entgegengesetzte Richtung fort.

Die Frau hat Bierflaschen in einer Einkaufstasche, sie wollte

zum nächsten Gasthaus. Jetzt steht sie unentschlossen in dem Haustor.

„Mit diesem Stock hat ihn jemand gehaut", sagt der Postler. Den Stein hat er nicht mehr in der Tasche, der liegt in einem Haufen anderer Steine. Die Straße sollte gepflastert werden, wegen des Unwetters aber wurde die Arbeit unterbrochen.

„Ist er hin?" fragt die Frau, ohne sich vom Fleck zu rühren.

„Das weiß ich nicht. Warten Sie hier, ich hole die SNB."

Die Frau gibt die Tasche in die linke Hand, man hört die leeren Bierflaschen scheppern. Mit der rechten Hand richtet sie sich das Kopftuch, das ihr der Wind verschoben hat. „Man soll nicht die Nase in jeden Dreck stecken", meint sie halblaut. „Das bringt nur Verdruß. Lassen Sie den Kerl liegen und verschwinden Sie lieber. Was mich anbelangt, ich habe jedenfalls nichts gesehen, keine Leiche, keinen Verletzten. Vielleicht ist er nur besoffen. So, jetzt geh' ich, ich will mein Bier und meine Ruhe haben."

Energisch stemmt sie sich gegen den Wind und verschwindet. Der Postler geht auch. In seiner Tasche sind ein Revolver, eine Geldbörse und — das ist die Hauptsache — eine kleine Karte. „K. V. B." steht oben. Die Kommission für die innere Sicherheit. „Der Träger dieser Karte muß von allen Organen der Exekutive Hilfe bekommen. Ebenfalls von allen Ämtern."

Na also. So etwas ist besser als ein Stück Gold. Nur die Nummer wird ausgebessert werden müssen. Obwohl, wenn jemand diese Karte nur von weitem ansieht, dann springt er sofort, wie man pfeift.

Der Weg ist lang, und der Wind ist rücksichtslos. Aber schlecht zu fahren ist immer noch besser als gut zu laufen. Der Mann spricht nichts, er brummt nur und flucht, wenn ihm der wäßrige Schnee bis ins Gesicht spritzt. Der Junge schweigt auch, er sieht noch immer den Halbkreis, den die Tasche des Postlers beschrieb. Wenn der nicht rechtzeitig zugeschlagen hätte, wäre dieser Mann erledigt gewesen und er auch. Wie hat aber der falsche Postler, denn ein Postbote war er bestimmt nicht, gewußt, daß sie dorthin kommen werden? Er muß schon dort im Bahnhofsrestaurant gewesen sein, anders wäre es nicht möglich. Nach einem einzigen kurzen Telephonanruf ... Der Mann, der jetzt dort liegt, der wollte ihn, Zdenek, erwischen. Er wollte wissen, wohin er geht. Er mußte also etwas gewußt haben. Man mußte ihn entweder erkannt haben, oder es hat jemand gesehen, wie er mit der Maja flüsterte. Der ist jetzt aber nicht mehr gefährlich,

das hat man an seinen Augen gesehen. Wenn es aber noch mehrere wissen? Was dann?

Jemand vertritt ihnen den Weg. Wie ein Schneemann sieht er aus, man weiß nicht, ob er in Zivil ist oder eine Uniform trägt. Was will der? Ach so, sie sind ja schon in der Melantrichgasse.

Zdenek springt von dem Fahrrad herunter, ganz steif ist er von dem langen, unbequemen Hocken und von der Kälte. Die beiden Männer, der Schneemann und der auf dem Fahrrad, schütteln sich lange die Hand und sprechen etwas über das Gaswerk. Aber bald fährt der Mann wieder weiter, ohne ein Wort zu Zdenek zu sagen.

Der Schneemann zeigt mit dem Finger irgendwo nach vorne, er scheint auch nicht sehr gesprächig zu sein. Diesmal müssen sie nicht weit gehen. Schon vor dem dritten oder vierten Haus bleiben sie stehen, und der Mann hantiert an einem Rollo aus gewelltem Blech, das über der Tür eines kleinen Ladens angebracht ist. Auf dem Firmenschild oben steht: „Schuhreparaturen, Ankauf und Verkauf und Tausch von getragenen Schuhen."

„Man muß probieren, ob das Rollo... Diebe gibt es jetzt überall, einfach unglaublich. Lauter Einbrüche..." und er murmelt leise weiter. „Ich werde das Rollo ein bißchen heben, und du wirst hineinkriechen, wenn die Luft ganz rein sein wird." Und laut: „Saukälte, verdammte. Ganz eingerostet ist das Rollo."

Das Rollo hebt sich, es hängt jetzt schräg. Zdenek bekommt einen Stoß und schon ist er in dem Laden. Das Rollo schlägt krachend herunter, der Mann draußen flucht weiter.

Ein schmieriges Verkaufspult, auf den Bretterregalen Schuhe. Bei dem Fenster der dreibeinige Schustersitz, ein Klapptisch und ein Kübel mit schmutzigem Wasser, in dem Lederstücke schwimmen. In einer Ecke ein kleiner eiserner Ofen, ein Stuhl und eine Kiste, auf der eine Flasche mit Kakao steht. Oben, an dem Plafond, blinzelt eine kleine elektrische Birne unter einem Schirm aus grünem Papier.

Auf dem Stuhl sitzt jemand. Ein Mann — nein, das ist kein Mann, das ist ein Herr, ein Offizier in Zivil könnte er sein, oder ein höherer Beamter. Aber auch ein Filmschauspieler könnte er sein, er sieht sehr gut aus.

„Hast du Angst gehabt?" fragt er und winkt Zdenek, er soll näher zu dem Ofen kommen.

„Angst? Schon, aber es nutzt nichts, Angst zu haben."

„Sehr richtig. Nur Feiglinge behaupten immer, sie hätten keine

Angst. Zieh dir den Mantel aus und trink den Kakao. Butterbrote hast du auch da. Und jetzt erzähle, was war."

Soll man zuerst erzählen oder zuerst essen? Man kann auch beides zusammen tun, aber mit vollem Mund soll man nicht sprechen. In einem Zug leert der Junge die Flasche mit dem lauwarmem, sehr süßen Kakao. Dann erzählt er. Wie die Tasche den Kopf des Mannes traf und daß der Postler ausgerechnet im richtigen Augenblick da war. Der Herr hört zu und fragt nichts, obwohl der Bericht ein bißchen verworren ist. Aber langsam beruhigt sich Zdenek, und die Geschichte über die Begegnung mit dem Fräulein hat schon Hand und Fuß. Wörtlich wiederholt er, was sie ihm sagte: „Niemand soll mich ansprechen. Niemand soll mich erkennen. Sag es der Russin!"

Der Herr fragt noch immer nichts, er raucht eine Zigarette nach der anderen. Es sind englische Zigaretten, und er wirft jedesmal den Stummel in das Öfchen hinein. Auch das bemerkt Zdenek und weiß gleich, warum er das tut, und er sagt es auch.

„Recht hast du, man soll keine Spuren hinterlassen. Weißt du aber, daß du selbst auch eine Spur bist oder sein solltest? Eine Spur, die die anderen zu uns führen sollte? Man soll jede Spur restlos beseitigen, so wie die Zigarettenstummel. Das hast du doch selbst gesagt. Hast du mich richtig verstanden?"

Die zwei kleinen runden Öffnungen in dem Ofentürl, hinter denen die blutroten Feuerteufelchen tänzeln, erinnern irgendwie an die zwei blutroten Augenlichter an der Lokomotive dort am Dejwitzer Bahnhof. Den ersten Zug, der nach der Revolution aus Prag wegfahren sollte, zog diese Lokomotive, es wäre leicht gewesen, sich unter einem Waggon zu verstecken und mitzufahren, aber die verwundeten deutschen Pferde riefen um Hilfe, und die Mutter war da und war doch nicht mehr da, man hat sie eingesperrt.

„Das verstehen Sie wieder nicht", sagt der Junge laut. „Ich könnte Ihnen von den Pferden erzählen — aber wozu? Ich weiß, daß Sie mich in der Hand haben. Sie verstehen aber überhaupt nichts, gar nichts, das ist es, damit Sie es wissen!"

Der Herr lächelt nicht über diesen Ausbruch. Sehr ernst hört er zu, als wäre dieser Bub ein gleichwertiger Partner.

„Das Fräulein — ich bin doch auf dem Siegesplatz gewesen, ich habe fast alles verstanden, was sie mit den Gardisten sprach. Sie konnte doch flüchten, der Gardist redete ihr ununterbrochen zu, nur fort aus Prag, aber sie wollte nicht, sie wollte irgendeinen Herrn suchen, der krank oder verwundet war. Wir haben ihn

auch gesucht, den Herrn, sie wollte ihm helfen, wie ich den deutschen Pferden. Aber das verstehen Sie nicht. So etwas können nur anständige Menschen verstehen und vor allem solche, die Mut haben. Sie aber ..."

Der Zorn, diese Wut auf diesen aufgeblasenen, gut angezogenen Herrn läßt den Buben alle Vorsicht vergessen. Da sitzt er und raucht und hat manikürte Hände, und einer mußte für ihn morden, mit der Tasche, mit dem Stein.

„Sie aber... Sie aber...", er stottert vor Aufregung. „Sie machen gar nichts, Sie drohen nur, und das kann jeder, auch der größte Feigling. Wer hilft dem Fräulein? Die ist nicht freiwillig in dem Zug, ich habe sie gut gesehen, sehr gut, wie eine Tote hat sie ausgeschaut. Warum helfen Sie ihr nicht? Die haben doch die anderen in der Hand, ich bin nicht dumm, wie Sie glauben, ich habe nicht immer geschlafen in unserem Wohnwaggon, ich habe viel gehört, ich weiß, was die Kartenlegerin mit den — mit den Spionen sprach."

Noch immer rührt sich der Herr nicht. Also doch Liebe. Die ganz große Liebe sogar. Wie würde Donat lachen über diese Idylle. Und Hladil... Sie werden doch nicht wegen einer Frau alles aufs Spiel setzen, Herr Novák? Die Sache ist doch ganz klar, dahinter steckt Hršel. Durch die Frau will er Sie fangen. Lassen Sie sie doch in dem Repatriierungszug, wir haben unsere Leute dort, die werden uns ganz genau berichten, wie und was. Was wollen Sie eigentlich? In einem Wagen dem Zug nachrasen? Die Frau mit Gewalt aus dem Zug herausholen? Er sieht sie deutlich vor sich, die beiden, Donat und Hladil, er hört sie spötteln, aber er hört auch die Worte des Mädchens. „Niemand soll mich ansprechen. Niemand soll mich erkennen." Wer ist das, dieser Niemand? Nur er selbst, nur er selbst. Was wird aber Emil machen, wenn er sehen wird, daß er sich verrechnet hat? Hršel ist manchmal sentimental. Aber gerade die Sentimentalen können furchtbar gefühllos sein. Man kann ja nachher bereuen, man kann das Opfer, das tote Opfer, in die Sentimentalität wie in einen schwarzen Schleier einhüllen und mit der Reue einen Kult betreiben.

Als er noch so jung wie dieser Knabe war, wollte er Seiltänzer werden. Von einem Kirchenturm zum anderen wollte er ein Seil spannen, und dort, hoch oben, ganz allein, auf diesem Seil balancieren. Das war der Traum, die Wirklichkeit war anders. Er spannte ein Seil von einem Baum zum anderen, und er kletterte hinauf, aber nicht eine tausendköpfige Zuschauermenge bewunderte ihn,

nur ein Hahn stand unten auf einem Misthaufen, und er fraß einen Regenwurm und hatte keinen Blick für den Kühnen dort in den Lüften. Viel geschah ihm nicht, er fiel auf den Misthaufen, und der erschrockene Hahn hackte wütend mit dem Schnabel auf ihn los. Jetzt ist das Seil wieder gespannt, jetzt kann er schon hoch oben, ohne schwindlig zu werden, balancieren, aber niemand sieht ihn, nicht einmal der Hahn, denn er balanciert im Dunkeln. Tamara, das ist etwas anderes, die braucht kein Licht und keine Zuschauer. Die ist eine Fanatikerin des Hasses, ihr Haß ist produktiv, denn ihr Haß gibt ihr die Triebkraft. Sie rächt ihr versklavtes Rußland, sie rächt sich für den Mord an ihrem Geliebten, dem tschechischen Spionagechef. Hladil und Donat sind Rechner, Politiker sind es, die ganz genau wissen, was sie wollen. Sie sind Tschechen, die beiden, sie sind anständige Tschechen, und darum spannen sie das Seil, um allen anständigen Tschechen zur Freiheit zu verhelfen. Hršel, der hätte nie ein Seil in der Luft gespannt, ein Seil ist für ihn da, um aus ihm eine Schlinge zu drehen. Das ist es, so ist es. Die einen haben Verstand, die anderen haben das nutzlos gespannte Seil. Was ist aber Verstand? Manchmal nur ein in einem Käfig eingesperrter Affe, der sich einbildet, daß er hinaus könnte, wenn er wollte, und darum alle möglichen dummen Posen treibt.

Der Junge betrachtet ihn noch immer mißtrauisch. Das ist es, das ewige Mißtrauen, was das Leben zu dem Dasein eines Sträflings in einer Einzelzelle macht. Nicht nur für einzelne Menschen gilt es, mit den Völkern ist es genauso. Das Mißtrauen ist viel schlimmer als der Haß, denn Haß kann offen sein wie ein — wie ein —

Die Wärme macht schläfrig und müde. Zdenek bekämpft diese beiden Gefühle, obwohl sie nicht unangenehm sind. Der Schlaf ist das beste, was man hat, sicher. Früher hat man an solche Sachen gar nicht gedacht, der Schlaf kam am Abend geradeso wie am Morgen das Frühstück.

„Komm, wir müssen gehen."

Zdenek steht sofort auf, aber es dauert ein Weilchen, bis er wirklich wach wird. Er sieht den Herrn die leere Kakaoflasche hinter das Öfchen hinstellen und das Papier, in dem die Butterbrote waren, ins Feuer werfen. Er hört den Wind an dem Rollo rütteln, hoffentlich ist es nur der Wind und nicht die SNB. Das Rollo scheppert noch immer, als sie schon in einem dunklen Gang stehen und dann über einen Hof gehen und weiter durch eine unversperrte Holztür, die zu einem anderen Hof führt.

Zdenek trabt neben dem Herrn und fragt nichts. Jedenfalls, wenn jemand in der Melantrichgasse aufgepaßt hat, der würde lange auf sie warten können. Durch ein Haustor, zu dem der Herr einen Schlüssel hat, kommen sie auf die Straße, und direkt vor dem Haus steht ein Wagen.

„Komm, steig ein! Geh da nach hinten, dort kannst du dich hinlegen und schlafen. Decken sind auch dort."

„Wohin fahren Sie?"

„Wir fahren ziemlich weit. Bis zur Grenze."

„Nach Welenitz?"

„Hoffentlich bis nach Welenitz."

„Dann lassen Sie mich nach vorne, zu Ihnen, bitte! Schlafen kann ich nachher, wenn ich wirklich schläfrig bin."

„Gut. Du kannst mir etwas erzählen, damit die Zeit besser vergeht."

„Ja, gern", sagt Zdenek eifrig und wirft die Schultasche auf den rückwärtigen Sitz. Aber er weiß nicht, was er erzählen könnte. Beim Pulverturm stehen zu einer Pyramide gebundene Weihnachtsbäume, die sehen ganz anders aus als ein Weihnachtsbaum, der geschmückt in einem Zimmer steht. So verlassen sehen sie aus. Man sieht, daß sie tot sind, die armen Bäume.

„Wissen Sie", beginnt der Junge. „Man sollte die Weihnachtsbäume dort lassen, wo sie waren. Die gehören doch in den Wald. Man sollte sie in Ruhe weiterwachsen lassen."

„Läßt man dich in Ruhe weiterwachsen?"

Dann bleibt Prag hinter ihnen. So leicht ist es, aus Prag hinauszukommen, wenn man einen Ausweis eines Sonderkuriers des Innenministeriums in der Tasche hat. Der Ausweis ist echt, nur der Name ist falsch.

DIE WEHRWÖLFE

Sechs waren es, jetzt sind es nur fünf, denn einer wurde gleich beim ersten Verhör aus Versehen erschlagen. Man brachte sie aus Aussig nach Prag, aus Aussig, dem Nest der Wehrwölfe, wie die tschechischen Zeitungen schreiben. Die Wehrwölfe waren es, die die Schichtwerke in die Luft sprengen wollten, die Wehrwölfte vergifteten im Grenzgebiet das Vieh, die Wehrwölfe überfallen in der Nacht die tschechischen Besiedler des Sudetenlandes und bringen sie um. Die Wehrwölfe helfen den Kommunisten

und der Beneš-Regierung genauso wie die Frauen von Lidice. Beide sind ganze große Schlager der Propaganda gegen alles Deutsche, und mit beiden läßt sich in Amerika ein sehr gutes Geschäft machen. Der Krieg ging an diesem Land vorbei, keine einzige Bombe sahen die Amerikaner fallen, also wollen sie wenigstens in den Zeitungen und Büchern das Gruseln finden. Meisterhaft verstehen es die Tschechen, die Wehrwölfe aus Aussig und aus Freiwaldau in die ganze Welt zu schleudern. Überall gibt es plötzlich Wehrwölfe, in Österreich, in Belgien, in Holland, in Frankreich, in England und selbstverständlich auch in Amerika. Dicke Bündel Geständnisse der gefangenen Wehrwölfe gibt es in der Kommission, im Innenministerium und im Zentralkomitee der Tschechischen Kommunistischen Partei.

„Die Aufgabe der Wehrwölfe ist", lautet die Definition über die Tätigkeit der Wehrwölfe, „durch Morde, Sabotage, Terrorakte und Spionage Unruhe bei den friedlichen Völkern zu stiften und einen neuen Aufstand der deutschen Barbaren vorzubereiten."

Die meisten Wehrwölfe rekrutieren sich aus dem Sudetenland, denn dort haben die Tschechen ein leichtes Spiel. Ein Wehrwolf kann jeder Sudetendeutsche im Alter zwischen zwölf und siebzig Jahren sein. Ein Wehrwolf ist jeder, den die Tschechen dazu bestimmen.

Die fünf Wehrwölfe aus Aussig sind junge Burschen, der jüngste ist siebzehn und der älteste noch nicht fünfundzwanzig. Man hat bei ihnen einige Rollen Silbermünzen gefunden, vielleicht hundert Stück zusammen, lauter Kronenstücke aus der Zeit vor dem Krieg, viel Wert hat das Zeug nicht, aber es ist „Deutsches Eigentum", das laut den Kaschauer Retributionsdekreten „der Konfiskation verfiel und nicht abgeliefert wurde". Also ein Verbrechen, das mit Todesstrafe gesühnt werden könnte. Die Burschen gaben zu, die Münzen während der zahlreichen Hausdurchsuchungen versteckt zu haben, und sagten weiter, daß sie sich durch diese Münzen die notwendigsten Lebensmittel verschaffen wollten, denn sie wollen über die Grenze nach Deutschland. Wehrwölfe wollen sie aber auf keinen Fall sein.

Das Verhör mit den fünf Wehrwölfen führt der blonde Volodja. Daß er den sechsten mit einer Eisenstange erschlagen hatte, war nur ein Versehen und es machte weiter nichts aus. Die übrigen mußten sich splitternackt ausziehen und vorläufig mit dem Gesicht zur Wand hinstellen. Das übliche Spiel mit dem Streichholz freut Volodja nicht mehr, obwohl es ihm sonst viel

Spaß machte. Dieses Spielchen war wirklich spannend. Der Gefangene bekam ein Streichholz und mußte es waagrecht mit der Nasenspitze in der Luft halten. Das andere Ende des Streichhölzchens berührte die Wand. Fiel das Streichhölzchen herunter bei einem Atemzug oder bei einer noch so vorsichtigen oder unbeabsichtigten Bewegung, bekam der Gefangene einen Schlag mit der Eisenstange auf den Rücken und das Spiel ging weiter.

Der Haufen von Hosen, Röcken, Hüten, Unterhosen, Hemden und Socken der Wehrwölfe lag in einer Ecke. Die Sachen wurden schon von zwei Männern aus der Wachstube durchsucht, und Volodja weiß selbst nicht recht, warum er mit der Eisenstange in dem Haufen herumstochert. Er langweilt sich, das Verhör interessiert ihn überhaupt nicht, die werden gestehen oder nicht, das ist doch ganz egal. Auf dem Papier werden sie auf alle Fälle gestehen. Volodja widert der Dienst in der Kommission immer mehr an, das freie Partisanenleben in den mährischen Wäldern war etwas ganz anderes als diese dumme Schinderei hier. Außerdem hat er so viel Gold zusammengebracht, daß er etwas wirklich Feines unternehmen könnte. Wo aber? Hier in der blöden Republik jedenfalls nicht. Hier wird es bald genauso fad sein wie in der Sowjetunion. Wenn man wenigstens wüßte, ob wirklich wieder ein neuer Krieg kommen wird, wie man es überall hört. Die ewige Freundschaft der Amerikaner mit den Russen ist hin, das kann man jeden Tag im Prager Rundfunk hören. Amerika wäre das Land, wo man noch prima leben könnte. Besser noch vielleicht Südamerika, Brasilien oder Argentinien. Mit so viel Gold könnte man eine Farm kaufen, Pferde, Rinderherden — ja, aber wenn es einen Krieg geben wird? Wenn schon, wozu war er bei den Partisanen, er weiß, wie man sich in den Wäldern oder auch sonstwo verstecken muß. Auch im Winter war es im Wald in Südmähren nicht schlecht.

Emil II steckt den Kopf hinein, weil es in dem Saal zu ruhig ist. Er sieht die fünf nackten Wehrwölfe an der Wand stehen, ihre Rücken sind zwar blau von Schlägen, aber man sieht keine frischen Wunden und kein Blut. Volodja stochert mit der Eisenstange weiter in den Kleidern herum, er ist so in seine Gedanken vertieft — ein Bordell in Argentinien wäre auch nicht schlecht —, daß er den Vorgesetzten nicht kommen hört. Emil II schlägt die Tür krachend zu, und jetzt erst dreht sich Volodja um. Er kann diesen kleinen, brutalen und rohen Mann nicht leiden, er haßt seine Schnüffelein und Denunziationen.

„Warum werden die Schweine nicht verhört?" fragt Emil II

sehr herrisch, steckt die Hände in die Hosentaschen und wippt auf seinen kurzen Beinchen.

„Das ist mein Verhör und meine Sache", antwortet Volodja kurz.

„Du hast nicht einmal gehört, daß ich die Tür geöffnet habe. Und mit dem Rücken hin zu den Wehrwölfen bist du gestanden. Die konnten doch davonrennen, und du hättest einen Dreck gewußt!"

„Nackt können sie nicht weit rennen. Sonst noch was?"

„Ja. Mir scheint, du verwechselst das Verhör mit einer Idylle."

„Einen von denen da habe ich hingemacht. Nennst du das eine Idylle? Gefressen haben sie, seitdem sie da sind, noch nicht. keinen Tropfen Wasser haben sie im Maul gehabt und die ganze Zeit mußten sie stehen. Über vierundzwanzig Stunden. Alles meine Arbeit. Nennst du das vielleicht —"

Ein feines Surren, das anschwillt und wieder leiser wird, erfüllt das ganze große Gebäude. Anschwellen, abklingen, anschwellen, abklingen. Alarm ist es, Stufe drei.

Emil II reißt seinen Revolver aus der Hosentasche heraus, läuft zur Tür, aber dort dreht er sich um. „Mach sie hin, die Wehrwölfe, hörst du? Sofort! Du mußt auch auf deinen Posten!"

„Geh schon, ich komme gleich nach!"

Die elektrische Alarmglocke summt noch immer, man hört kurze Kommandorufe und das Trampeln schwerer Stiefel auf dem Gang. Volodja, die Eisenstange noch immer in der Hand, steckt sich eine Zigarette in den Mund. Da wird er mit den nackten Armen eines von den Wehrwölfen wie in eine Zange gepackt, ein anderer Nackter entwindet ihm die Eisenstange, fünf Paare irrsinniger Augen schauen ihn an, einer würgt ihn, einer rennt zur Tür und dreht den Schlüssel um und hebt ihn hoch, zähnefletschend wie ein Wolf, wie eine Fahne.

Was ist das? Ist jemand geflohen? Ist das ein Aufstand der Gefangenen in der Kommission? Ist das ein Überfall der Widerstandsbewegung der Russin? Das ist doch alles Wahninn, keiner kann entkommen, in höchtens fünf Minuten wird die STB das ganze Haus besetzen, und unten im Haustor stehen Maschinengewehre. Bis dahin wird aber Volodja hin sein.

Der Druck auf seinen Hals ist nicht mehr da. Volodja schnappt schmerzhaft nach Luft und sein erster klarer Gedanke ist, ob die Glocke noch immer läutet oder ob es nur das pochende Blut in seinen Schläfen ist, was er hört. Die Gefangenen ziehen sich fahrig und hastig an, jeder reißt aus dem Kleiderhaufen irgend

etwas heraus, man hat keine Zeit, seine eigenen Sachen herauszusuchen.

„Den Revolver nimm ihm weg!" flüstert einer heiser.

Aber Volodja war nicht umsonst bei den Partisanen. Wie eine Feder schnellt er in die Höhe, so überraschend schnell kam dieser Sprung, daß der Mann, der ihn hält, zuerst mitgerissen wird und dann weggeschleudert. Und schon kracht ein Schuß, und der Mann, in die Schläfe getroffen, hat einen Augenblick große fragende Augen, die sich dann in feuchte Glasprothesen verwandeln.

„Narren! Hunde!" keucht Volodja. „Hände hoch und zur Wand! Wirf den Schlüssel weg! Dorthin, zur Tür! Ich könnte euch alle abknallen wie Gartenzwerge! Maul aufmachen! Was ist das? Wolltet ihr fliehen?"

„Jawohl, du Mörder! Du teuflischer tschechischer Mörder!"

Mit dem Mut eines Irrsinnigen hebt einer von den Burschen die Eisenstange hoch, Volodja schießt wieder, diesmal zielte er auf die gehobene Hand. Die Eisenstange poltert auf den Fußboden, der Mann steckt die zerfetzte Hand zwischen die Knie, auf die er gesunken ist, und wimmert und flucht. Draußen rüttelt jemand an der Klinke und bearbeitet sie mit Schlägen, aber die Tür ist eine solide Banktür und gibt nicht so schnell nach.

„Hilf uns", flüstert einer. „Hilf uns! Wir haben Gold versteckt, viel Gold. Wir wollten nach Argentinien. Hilf uns, du kannst mitkommen, eines Tages werden die Sudetendeutschen sowieso wieder da sein, und das wird das Amen sein für alle Tschechen!"

„Wo ist das Gold?" fragt Volodja sachlich und ruhig. Es gibt vergrabenes Gold im Sudetenland, das weiß er. Einige Verstecke wurden gefunden. Es gibt Sudetendeutsche, die für die Tschechen arbeiten, weil sie hoffen, sich dadurch vor der Vertreibung retten zu können.

„Bei Karlsbad, im Wald. Hilf uns! Könnten wir durch das Fenster da hinaus?"

„Nein. Zur Wand und nicht rühren! Ich werde nachher sehen, was sich machen läßt, jetzt aber aufs Wort parieren, sonst werden eure Knochen zu Seife verarbeitet!"

Volodja hebt den Schlüssel auf, vorsichtshalber geht er aber im Krebsschritt zur Tür, steckt den Schlüssel ins Schloß und öffnet. Hinter der Tür ist aber niemand, vielleicht ist derjenige, der hineinwollte, Verstärkung holen gegangen. Vielleicht aber — und jetzt erst springt Volodja die nackte Angst an, ihre Umklammerung ist viel härter als die Zange der Hände des nackten

Mannes – vielleicht war es Emil II, vielleicht hat er gehört, was er mit den Wehrwölfen sprach. Es genügt ja, wenn er gehört hatte, daß er überhaupt mit ihnen sprach.

Angst? Volodja schüttelt sich, als wäre die Angst eine Last, die er durch diese Bewegung abwerfen könnte. Ein wenig hilft es wirklich, die Angst, die sich hauptsächlich in seinen Bauch hineingefressen hatte, um von dort bis in sein Gehirn zu schleichen, um es zu benebeln, zieht die Krallen ein, und Volodja kann wieder klarer denken. Gold, Argentinien – Wehrwölfe hin und Wehrwölfe her, man muß die Kartoffeln aus der vollen Kartoffelkiste holen und nicht aus einem leeren Topf. Zuerst muß man aber wissen, was dieser verdammte Alarm bedeutet. Nein, zuerst müssen da die Wehrwölfe – was heißt Wehrwölfe, einer genügt vollkommen, um das Gold zu finden. Alle drei bekommt er nicht heraus, der vierte mit der durchschossenen Pfote kommt überhaupt nicht in Frage. Also zurück und an die Arbeit.

Inzwischen wurde festgestellt, daß der Alarm ein falscher Alarm war. Entweder funktioniert die Alarmvorrichtung schlecht oder hat sich jemand einen blöden, aber teuren Spaß erlaubt. Nur Ingenieur Jaroušek und Emil II und ein Elektrotechniker wissen, wie es wirklich war. Der Feind, der heimtückische, verwegene Feind liegt vor ihnen auf Emils Schreibtisch. Man kann ihn aber keinem heißen Spiegelverhör unterziehen, man kann ihn nicht martern, man kann ihn durch nichts zu einem Geständnis bringen, denn der Feind, der die Alarmglocke zum Tönen brachte, ist ein Streichhölzchen, das sich so gut in der Leitung verbarg, daß der Elektrotechniker das Biest dreimal übersah, denn das Streichhölzchen war genauso verstaubt wie die Leitung. Nur das viereckige Endchen des Hölzchens war weiß und neu, ein Beweis also, daß es hier wirklich nicht lange stecken konnte. Und Emil Hršel ist nicht in Prag, man kann ihn nirgends erreichen – was *jetzt also? Alle im Haus verhaften lassen?* Oder alle in den Spiegelkasten stecken und verhören?

Die schmale Tapetentür schließt sich hinter Volodja, und man sieht keine Tür, es ist, als wäre er direkt aus der dicken Mauer herausgetreten. Es gibt hier mehrere solche Geheimtüren in dieser ehemaligen Großbank, nicht einmal die Gestapo und die Kripo, die hier jahrelang hausten, haben alle entdeckt. Wie in einem verwunschenen Schloß kann man durch die Mauer hindurchgehen, wenn man, wie Volodja, Bescheid weiß. Aufatmend will er eine Zigarette in den Mund stecken, er läßt aber die Zigarettenschachtel herunterfallen und bückt sich. Da trippelt nämlich die

schwarze Erna, die erste Sekretärin des Chefs, eine zierliche, filmschöne Halbjüdin, aber sie trippelt nicht, sie geht mit vorgestreckten Händen wie eine Erblindete oder eine Schlafwandlerin, und ihre Wangen sind unter dem kunstvollen Rosenrot der Schminke totenblaß. Glatt wäre sie an Volodja vorbeigewankt, aber schon hat er nicht nur die Zigarettenschachtel, sondern auch sich selbst wieder fest in der Hand.

„Was ist?" und er packt sie an den Händen, die steif wie zwei Bretter sind. „Was ist, Genossin? Bist du krank?"

Erna, die sonst jede unerwünschte Berührung sofort mit einer Ohrfeige bestrafte, wehrt sich nicht, sie öffnet den Mund, aber man sieht nur die zwei Reihen ihrer makellosen Zähne, man hört nichts.

„Na geh", sagt Volodja so väterlich wie er nur kann, obwohl seine Gefühle zu Erna nie besonders väterlich waren. „Reiß doch die Knochen zusammen, Erna! Was ist denn?"

„Aus dem Fenster herunter", sagt Erna so mühsam, als wäre sie eine das Sprechen lernende Stumme.

„Wer ist aus dem Fenster herunter?"

„Ich."

Die hat einen Hieb auf ihren Denkkasten bekommen, und einen ordentlichen. Volodja legt ihr, immer noch väterlich oder onkelhaft, den Arm um die seidene Schulter und murmelt beruhigend, wobei er fieberhaft nachdenkt, wie er sie zum Sprechen bringen könnte. Wenn die aus dem Fenster herunter will, dann muß schon eine Kleinigkeit passiert sein. Die Erna ist hart wie eine Sektflasche, die hat gute Schule, die verliert die Nerven nicht wegen ein paar Leichen oder wegen eines Alarms.

Ernas Steifheit löst sich, sie fängt zu zittern an und sie sprudelt heraus: „Emils Geheimschrank ist offen!"

„Mahlzeit, mehr brauch' ich nicht, ich bin satt." Also ein Einbruch in den Altar des Chefs. Eine hübsche Weihnachtsbescherung, die etwas kosten kann, vermutlich auch dieses hübsche schwarze Köpfchen.

„Bei dem Alarm bin ich vorschriftsmäßig aus dem Zimmer gegangen, habe die Tür abgesperrt und den Schlüssel habe ich dann die ganze Zeit in der Hand gehalten. Vor der Tür habe ich gewartet, bis die Wache kam. Ich habe ganz genau auf meiner Armbanduhr die Zeit kontrolliert, nach zwei Minuten waren Beznoska und Rybák oben bei mir. Die blieben vor der Tür stehen, ich bin in den Waschraum gegangen, bin aber sofort wieder zurückgekommen. Den Schlüssel habe ich nicht aus der

Hand gegeben. Dann kam Franta von unten und sagte, es wäre ein Falschalarm. Beznoska und Rybák gingen mit ihm hinunter, ich sperrte die Tür auf und lief zu meinem elektrischen Kocher, denn ich habe vergessen, ihn abzustellen, und der Lack des Tischchens, auf dem er stand, roch nach Brand. Ich riß den Kontakt heraus und wollte telephonieren, aber die Telephonschnur war durchschnitten."

„Aha", macht Volodja verständnisvoll.

„Und der Geheimschrank war offen. Die Tür war nur angelehnt."

„Du meine heilige Orgel der heiligen Jungfrau Cäcilie", haucht Volodja achtungsvoll. Da hat aber jemand die Kommission fein über das Ohr gehauen. Und wir werden es jetzt alle auslöffeln. Ich jedenfalls, Emil II wird schon dafür sorgen.

„Laß mich, ich muß mich umbringen! Laß mich, ich bringe mich lieber selbst sofort um!"

„Nachher, Kind. Wozu gleich umbringen? Du hast doch nichts gemacht. Komm, wir gehen zu Emil II, damit er sich auch ein bißchen freuen kann. Hoffentlich hat er ein paar Reserveunterhosen mit für solche Fälle. Komm, Erna, mach keine Dummheiten, du hast doch nichts getan, du kannst doch nichts dafür, daß wir im Haus Verräter haben. Die gibt es überall. Du warst doch immer Kommunistin gewesen und deine Eltern auch, dich wird man nicht verdächtigen!"

„Jeden wird man verdächtigen, Volodja! Jeden!"

„Dann also auch Emil II und den Dicken und Jaroušek auch. Wenn alle, dann alle, heißt die Parole unter uns Demokraten."

Das Streichhölzchen liegt noch immer auf dem Schreibtisch, als Volodja die Sekretärin in das Zimmer schiebt. Der Elektrotechniker schwitzt wie in einem Dampfbad und sagt gerade: „Aber ich doch nicht, Genossen!"

„Erna weiß etwas", meldet Volodja kurz und kneift ein Auge zusammen, um besser sehen zu können, was die auf dem Tisch so angestrengt betrachten. Das Streichhölzchen ist aber schon wieder teuflisch gut getarnt, und man kann es nicht von der Tischplatte unterscheiden. Trotzdem bedeckt es Emil II mit einem Blatt Papier.

„Aus dem Fenster wollte sie springen", meldet Volodja weiter. Er weiß, daß dieser Satz perfid ist, das will er aber gerade. Er hat sie ja gefangen und hergebracht, das ist ein Pluspunkt für ihn. Wäre er nicht gewesen, wäre Erna jetzt eine Leiche, und eine Leiche macht sich nichts aus einem Spiegelverhör.

Erna ist eine bewährte Kommunistin und hat eine hohe Protektion durch die Person ihres Onkels, der im Zentralkomitee der Tschechischen Kommunistischen Partei einiges zu sagen hat. Sie hat aber einen Nachteil, und sie weiß, daß dieser Nachteil jetzt gegen sie ganz rücksichtslos ausgenützt wird. Sie ist nur eine halbe Tschechin, ihr Vater ist ein deutscher Jude, und das wird jetzt gegen sie sprechen.

Mit eiskalten Augen und ausdruckslosen Gesichtern hören sich Jaroušek und Emil II Ernas Gestammel an. Plötzlich, obwohl ihre Schuld noch durch nichts bewiesen ist, ist die Sekretärin für sie so fremd, als hätten sie nie versucht, mit ihr zu schäkern. Niemand unterbricht ihren Bericht, und das verwirrt sie mehr als Hunderte gebrüllte Fragen. Ihre Wangen, ihr Kinn und ihre Stirn haben dunkelrote Flecke vor Aufregung, keiner von den Häftlingen der Kommission war beim ersten Verhör so unsicher und so schuldbewußt wie diese völlig unschuldige Erna.

Stehend hört sie das geknurrte Telephongespräch mit der Wachstube, in dem Emil II Beznoska, Rybák und Franta Rys zu sich befiehlt. Volodja steht auch noch da, sehr günstig scheint seine Meldung nicht auf Emil II gewirkt zu haben, denn er schaut durch ihn hindurch, als wäre er nur ein Teil der Luft in diesem Zimmer, das so mit Spannung geladen ist, daß Volodja einigemal schlucken muß, um normal atmen zu können.

„Die Wehrwölfe, Genosse Emil", versucht er so ruhig wie möglich zu sagen, aber weiter kommt er nicht, denn Emil II zeigt mit dem Finger auf die Tür.

„In der Wachstube auf weitere Befehle warten."

Volodja sucht Jarouševs Blick, für den scheint er aber auch gänzlich unsichtbar zu sein. So geht er halt, aber hinter der Tür legt er rasch ein Ohr auf das Schlüsselloch, gerade zur rechten Zeit.

„Volodja ist zu bewachen", sagt Emil II offensichtlich ins Telephon, denn gleich darauf befiehlt er sechs Männer von der Wachstube vor das Chefzimmer.

Na also, da hätten wir die Suppe. Volodja ist zu bewachen. Und eine Stunde später wird es heißen: „Volodja ist eingenäht." Nein, mein lieber Freund Emil, diese Suppe werde ich nicht fressen.

Hinter der Geheimtür, in einem kaum einen halben Meter breiten und vielleicht zwei Meter langen Raum, findet er den übriggebliebenen Wehrwolf hocken. Der Bursche kann sich kaum auf den Beinen halten, wird aber sofort lebendig und munter,

als er die Zauberformel „die Ecke nehmen“ — flüchten also — hört. Auf dem anderen Ende dieses schmalen Ganges ist auch eine Tapetentür, die aber braucht Volodja nicht, dahinter ist ein breiter Gang der anderen Seite des Hauses, die sogenannte Bredauer Seite, die von der NKVD besetzt ist. Es gibt aber noch eine dritte Tür, in der linken Wand, aber jedesmal braucht Volodja eine Ewigkeit, bis er den gut maskierten Knopf in der Mauer findet, der die Tür öffnet. Taschenlampe hat er keine bei sich, die ist in seinem Mantel in der Wachstube. Das Flämmchen seines Feuerzeugs macht Anstalten zu sterben, Schweinerei, verdammte, hoffentlich hat er Streichhölzer bei sich, sonst kann er mit dem Wehrwolf hier wie eine eingemauerte Nonne den Rest seines Lebens verbringen. Beeilen muß er sich auch, wenn er nicht in der Wachstube erscheint, wird es spätesten in fünf Minuten einen neuen Alarm geben. Der Wehrwolf vertraut ihm restlos, er ist sehr zuversichtlich, von den Nöten seines Retters hat er natürlich keine Ahnung.

„Such“, faucht ihn Volodja an. „Such, Hund, blöder! Einen Knopf in der Mauer, nicht größer als der Kopf eines Nagels. Mit beiden Pfoten mußt du die Mauer abtasten, ungefähr in dieser Höhe!“

Sie suchen im Finstern, Volodja hat nur noch fünf Streichhölzchen, und die wird er noch brauchen. Auch andere suchen, im ganzen Gebäude der Kommission wird gesucht, Volodja ist spurlos verschwunden. Die Alarmglocke schweigt aber, Emil II hat die Nase voll von dieser nutzlosen Vorrichtung, die jeder Idiot mit einem Streichhölzchen kaputtmachen kann. Das Haus darf vorläufig niemand verlassen. Auf die Frage einiger Angestellten, wie lange sie werden hierbleiben müssen, sie hätten dringende amtliche Verabredungen draußen, antwortet der Ingenieur Jaroušek lakonisch: „Vorläufig bis Ewigkeit, Amen.“

Emils Geheimschrank darf nicht durchsucht werden, sein Befehl lautet, daß niemand außer ihm den Inhalt des Schrankes besichtigen darf. Man hätte aber sowieso nicht feststellen können, ob und was gestohlen wurde, da niemand weiß, was alles in dem Kasten war. Also bleibt nichts anderes übrig, als das Chefzimmer zu bewachen. Erna hat einen Weinkrampf erlitten und gleich darauf einen hysterischen Lachkrampf, man schob ihr aber nicht einmal einen Stuhl hin, sie muß weiter stehenbleiben, wie eine Verurteilte vor Gericht.

Beinahe wäre der Wehrwolf die serpentinenartige, steile eiserne Treppe hinuntergestürzt, so überraschend sprang die Geheimtür

auf. Diese Treppe ist eigentlich eher eine eiserne Leiter, die irgendwo in dem dunklen Loch endet.

Volodja zündet sich zuerst eine Zigarette an, bevor die gefährliche Hinuntersteigerei beginnt. „Saujude, elender, dieser Petschek", murmelt er erleichtert. „Schlau war dieser Jude mit seinen Zaubertüren und seinen Zauberstiegen, akkurat wie der Satan selbst. Jedenfalls, dank dieses Juden werden wir, wenn alles klappt, bald bei Karlsbad buddeln können, Wehrwolf. Wie heißt du denn eigentlich? Welcher bist du denn? Der Huber?"

„Nein, der Neubauer."

„Also kriech mir nach, aber vorsichtig, wenn du hinuntersaust, reißt du mich mit, du Hund, und das möchte ich dir nicht raten."

Mehr als zwei Stunden brauchen sie noch, bevor sie in einem Kohlenkeller eines alten Zinshauses in der Lützowstraße stehen, einem kleinen Buben gegenüber, der vor Schreck die Kohlenschaufel fallenläßt, als die beiden aus der Mauer heraustreten.

„Nazdar, František oder Václav oder wie du heißt", grinst Volodja jovial.

„Wer — wer sind Sie denn?"

„Wir? Das siehst du nicht? Ich bin doch das Christkindl, und der da ist der Esel, der bei der Krippe stand. So, und jetzt gib mir die Schlüssel und bleib schön mit den Mäusen da und zähle bis tausend, dann kannst du hinaus und kannst einen Krach schlagen und deiner Großmutter erzählen, Einbrecher wären hiergewesen, verstehst? Ist auch der Haustorschlüssel dabei? Welcher ist es? Prima, da hast du zwanzig Kronen vom Christkindl, Jirka. Die Schlüssel lasse ich beim Haustor liegen. Die kannst du dir nachher holen. Und noch etwas, weißt du, was die Kommission ist?"

„Ja."

„Na siehst du, du bist nicht so dumm wie dein Gesicht. Wenn du also weißt, was die Kommission ist, dann weißt du auch, daß sie dich samt deinen Eltern und Großeltern und Tanten und Katze, falls du welche hast, holen kann. Darum wird es besser sein, wenn du nicht einmal dir selbst erzählen wirst, daß du uns gesehen hast. Verstanden?"

„Ja."

„Gut. Kannst zu zählen beginnen. Oder zehn Vaterunser beten, wie du willst. Wir gehen jetzt. Halt, was ist dort in dem Verschlag nebenan? Gibt es nicht einen Mantel in der Kiste? Nein? ‚Na, wenn nicht, dann nicht', sagte der Selbstmörder, als

der Strick zum drittenmal riß und er auf dem Hintern statt im Himmel saß. Nazdar!"

Auf der Straße hakt er sich in den Wehrwolf ein und schlendert, den Betrunkenen markierend, davon. „Nur keine Eile", plaudert er dabei. „Nur langsam, Genosse! Ich muß mir meine geliebte Stadt in Ruhe anschauen, wer weiß, ob ich sie noch einmal sehen werde."

DIE RECHNUNG

Der Bahnhof in Welenitz hat am Ende des Krieges einige schwere Schläge bekommen, die er aber überlebte. Nur ein Teil des großen Gebäudekomplexes dieses Bahnhofs an der Grenze ist zu einer riesigen zerquetschten Ziehharmonika geworden. Einige Schuppen, zwei Amtsräume und ein Wartesaal sind fast unbeschädigt. Hier amtiert sogar noch ein österreichischer Zöllner, der zwar in einer Ecke abgesondert sitzen muß, da er als Deutscher kein Recht auf einen Amtstisch hat, mit dem aber die tschechischen Bahnhofsangestellten unbekümmert weiter freundlich sprechen. Dafür aber werden leidenschaftlich gehaßt die Herren dieses Bahnhofs, die stets betrunkenen Rotarmisten, deren Tätigkeit darin besteht, auf „Dewuschky" Jagd zu machen und wild um sich herumzuschießen. Die „Dewuschky" (Mädchen) meiden aber den Bahnhof wie die Pest, und an die Schießerei haben sich die Bewohner von Welenitz und die spärlichen Reisenden hier an der Grenze schon gewöhnt. Einer von den Rotarmisten, der seine Jagd nach den so begehrten „Dewuschky" außerhalb des Bahnhofsgeländes fortsetzte, kam nicht zurück, und man fand ihn erfroren auf der Landstraße. Sein Schädel lag auf einem Steinhaufen, über den er stolperte, und hatte ein klaffendes Loch. Fast jeder in Welenitz wußte, wer auf diese Art die gräßliche Vergewaltigung seiner Tochter gerächt hatte, aber auch die spärlichen Kommunisten hier wußten bei den Verhören gar nichts.

Der Repatriiertenzug, der normalerweise höchstens neun Stunden gebraucht hätte, von Prag bis zur österreichischen Grenze zu gelangen, brauchte diesmal volle achtundvierzig Stunden. Endlich war er aber doch da, am späten Abend, und die zu Repatriierenden mußten so schnell wie möglich die warmen Waggons verlassen, um sich in einer Reihe auf dem Bahnhofsgelände

aufzustellen, ihr Gepäck bei Fuß, und bis in der Frühe in der eisigen Kälte warten. Vier konnten den Zug nicht verlassen, denn sie waren tot. Unter ihnen ein deutscher Soldat, der ohne ärztliche Hilfe an einem Blutsturz starb.

Der Transportführer Dufek begab sich ohne Eile in den Amtsraum, wo ein großer eiserner Ofen angenehme Hitze verbreitete und wo verschiedene Apparate summten, surrten und tickten. Dann begann seine Amtshandlung. Der Bahnhofsvorstand erhielt drei Flaschen Rum, die anderen sechs Blauuniformierten je zwei Flaschen Wein. Der Österreicher bekam ein Päckchen Zigaretten. Daraufhin begann der Bahnhofsvorstand ebenfalls zu amtshandeln. Ohne sich die wartenden Leute draußen anzuschauen oder sie zu zählen und ihre Namen mit den Namen in der Transportliste zu vergleichen, unterschrieb er sie und gab sie Dufek zurück. Jetzt konnte also ruhig die private Unterhaltung beginnen.

„Ich brauche so an die dreihundert Kronen, Dufek", sagte der Bahnhofsvorstand nach einem tüchtigen Schluck Rum, den er direkt aus der Flasche zu sich nahm. „Mußt sie von deinen Leuten zusammentrommeln oder selbst blechen, wie du willst und kannst. *Es ist nämlich wegen des Schlafmittels*, das ich für die russischen Schweine brauche. Ein Arzt aus dem Krankenhaus in Welenitz verkauft uns schwarz Paraldehyd, wirst sehen, Mensch, wie dieses Mittelchen auf die roten Hunde wirkt. Außerdem muß noch eine Flasche Rum her, der wird mit dem Zeug vermischt. Also, jetzt ist es entweder — oder. Sonst kannst du sämtliche Weiber aus deinem Zug mit russischen Embryos und Tripper und Syphon beschenkt nach Wien bringen."

„Die Leute haben doch außer Läusen überhaupt nichts, Václav. Aber — sagen wir zweihundert Kronen, das ist mir der Spaß mit den russischen Schweinen wert. Und da hast du die letzte Flasche Rum."

„Wie viele solche letzte Flaschen hast du noch?"

„Eine, höchstens zwei, ich muß doch irgendein Belebungsmittel für meine Leute haben, die sind ja alle halb krepiert. Vier Leichen hab' ich dir diesmal gebracht, die schenk' ich dir."

„Gut, gehen wir jetzt zu den russischen Schweinen, die saufen im Wartesaal. Gib die zweihundertfünfzig Kronen her und red nicht, zweihundertdreißig ist mein letztes Wort. Schau her, da ist das Zeug, das Paraldehyd. Gleich wirst du sehen, wie die Russen wie Säuglinge einschlafen werden. Höchstens dreimal werden sie rülpsen, und dann hat sich's."

Die Rotarmisten sitzen um den runden Ofen in dem Wartesaal herum, mit gekreuzten Beinen, wie Türken, neben sich ihre Flaschen mit Wodka. Einer trägt eine Asbestweste, wie sie die tschechische Feuerwehr bei Bränden trägt, ein anderer hat um den Hals einen prächtigen Silberfuchs umgeschlungen. Zusammen befinden sich hier neun Befreier. Mit glasigen Augen glotzen sie den Bahnhofsvorstand und Dufek an, und einer von ihnen schießt dreimal, vielleicht zur Begrüßung. Die Schüsse treffen den Bart des Generalissimus Stalin, der hier in zwanzig gleichen Plakaten die rußigen Wände schmückt.

„Recht hast du, du Hund", sagt der Bahnhofsvorstand deutsch. „Schieß nur diese Sau tot."

Wenn er die Russen „necken" will, spricht er deutsch, denn diese Sprache verstehen sie nicht. Er nennt es aber „amerikanische Sprache".

„Dewuschky schon da?" lallt einer.

„Da-dada, Dewuschky schon da. Austriansky, hübsch fett, extra für dich bestellt, Ivan. Zuerst werden wir einen Schluck machen. Gib die Flasche her, Dufek, bester Rum von der Insel Jamaika, das liegt direkt hinter Moskau, so ein bißchen nach links, verstehst? Also auf die Dewuschky und auf den herrlichen Generalissimus Stalin! Schade, daß er nicht da ist, dem hätten wir gern zwei solche Flaschen verehrt!"

Die Flasche mit dem Paraldehyd, das mit einem bißchen Rum gemischt ist, geht von Hand zu Hand. Die Russen machen Anstrengungen, aufzustehen, aber der Bahnhofsvorstand weiß etwas Besseres.

„Nix aufstehen, Genossen, Dewuschky gleich hier sein. Draußen zu kalt für heiße russische Liebe."

Zum Dufek sagt er deutsch: „Jetzt kommt es, jetzt paß auf, Mensch. Gleich werden die Schweine hinüber sein."

Dufek hat auf alle Fälle eine Kollektion pornographischer Photos mit, manchmal begnügen sich die Rotarmisten mit diesen schönen Bildern. Er verteilt sie mit entsprechenden Kommentaren, die Wirkung seiner schweinischen Witze ist aber diesmal nur gering. Die Rotarmisten haben steife Finger, und die Bilder fallen kaum beachtet auf den penetrant nach Urin stinkenden Fußboden. Als der erste Russe hinfällt und liegenbleibt, sagt der Bahnhofsvorstand: „Jetzt kannst du gruppenweise die Weiber und die Kinder und die Kranken herbringen, immer auf eine halbe Stunde. Pro Person ausnahmsweise nur fünf Kronen, man ist auch ein Mensch und hat das Herz auf dem richtigen Fleck.

Du kannst den Russen jetzt ruhig auf dem Hintern tanzen, probiere es, die wachen garantiert nicht auf."

Die Repartrianten bleiben alle draußen, ihr Transportführer hat das Angebot des Bahnhofsvorstandes richtig als das verstanden, was es sein sollte. Als einen Witz, über den sie beide belustigt wiehern. Da wird die hohe, zweiteilige Tür zu dem Bahnsteig geöffnet und zwei Eisenbahner mit einer jungen Dame betreten mit einem gemurmelten Gruß den Wartesaal.

„Was ist denn hier los?" fragt einer von ihnen, als er die liegenden Rotarmisten sieht.

„Brauchen Sie vielleicht eine Brille?" antwortet der Bahnhofsvorstand mit einer Gegenfrage. Diesen respektlosen Ton muß er sich doch nicht von einem einfachen Blauen gefallen lassen.

„Das gerade nicht, aber vielleicht brauchen Sie einen Apparat für Schwerhörige. Ich habe Sie gefragt, was hier los ist!"

Der andere Eisenbahner schaut Dufek an und deutet mit dem Finger auf die Tür. Der Transportführer versteht sofort und schlendert hinaus, aber auch der Bahnhofsvorstand hat verstanden und hat jetzt genug.

„Was erlauben Sie sich, Mensch?" fährt er den Eisenbahner an. „Mit welchem Recht schicken Sie den Mann hinaus? Hier hat nur einer zu befehlen, und das bin ich!"

Dufek ist schon draußen, aber er bleibt hinter der Tür stehen und horcht. Nicht lange, kaum einige Sekunden, und schon schiebt ihn einer von den falschen Eisenbahnern, der hier einen Posten bezogen hat, weg.

Inzwischen haben die beiden Eisenbahner, die es nicht für notwendig hielten, weiter mit dem Bahnhofsvorstand zu debattieren, auf einer von den Bänken Platz genommen, die Dame zwischen sich.

„Wo sind Sie stationiert?" brüllt sie der Bahnhofsvorstand an. „Ich werde dem Ministerium melden ...", und weil er meint, zu bemerken, daß die junge Dame gelächelt hat, schreit er sie an: „Hier dürfen Sie nicht bleiben! Es ist für Zivilpersonen verboten, sich hier, auf dem Grenzbahnhof, in der Nacht ..."

„Gehen Sie hinaus, aber sofort!" unterbricht ihn sehr ruhig, aber sehr herrisch einer von den Eisenbahnern.

Der Bahnhofsvorstand ist über diese Frechheit zuerst mehr überrascht als empört. Ganz verdattert vermag er nur unartikulierte Laute von sich zu geben. Dann dreht er sich um und stürzt hinaus, um Verstärkung gegen diese frechen Schufte zu holen.

Weit kommt er aber nicht, auf dem Bahnsteig hakt sich bei ihm ein fremder Eisenbahner ein und raunt ihm zu: „Gehen Sie ohne Widerrede in Ihr Dienstzimmer und halten Sie den Mund. Zu niemandem ein Wort, sonst sehen wir uns in Prag wieder. Ich bin von der Kommission, wir suchen hier unter den Repatrianten einen gefährlichen Spion. Da ..." und er hält ihm vor die Nase eine Legitimation, auf der die Zeilen derart herumhüpfen und herumwirbeln, daß dem Bahnhofsvorstand übel wird.

Die eingeschläferten Russen — und ausgerechnet jetzt kommen diese Teufel von der Kommission. Nur der Satan weiß, ob sie wirklich einen Spion suchen, oder ob es nicht wegen diesem blöden und verdammten Paraldehyd ist. Heutzutage weiß man nicht, ob die eigene Großmutter ein Spitzel ist oder nicht. Der Arzt könnte ohne weiteres ein Provokateur sein und dann heißt es: Habe die Ehre, wo ist hier das nächste Grab, bitte sehr?

Neben dem Dienstraum, in dem der plötzlich völlig nüchterne Bahnhofsvorstand sofort hinter seinem Schreibtisch verschwindet und sich in das Studium einer Dienstvorschrift vertieft, ohne zu wissen, was er liest, ist ein Zimmer mit vier Feldbetten für Eisenbahner, die hier in Welenitz dienstlich auf ihren Zug warten müssen. Jetzt ist aber kein Eisenbahner da, nur ein Mann in Zivil, der auf einem von den harten Betten sitzt und nachdenklich die schmutzigen Bretter des knarrenden Fußbodens zu betrachten scheint. Aus dem Dienstzimmer hört man kein Wort, nur der Morseapparat arbeitet ruhig weiter, denn der hat keine Ahnung von der gefährlichen Kommission, die sich des Bahnhofs bemächtigt hatte. Als ein Herr ohne anzuklopfen, aber höflich grüßend den Raum betritt, bekommt er zuerst auf seine Frage, ob hier ein Herr wäre, den er suche, keine Antwort, so eingeschüchtert sind die Bahnhofsbeamten.

„Ich komme vom Innenministerium und muß ihn dringend sprechen."

Einer zeigt mit dem Kopf auf die Tür zu dem Schlafraum, besinnt sich aber sofort auf den Befehl der falschen Eisenbahner, daß niemand, wenn es auch der Papst oder der Herrgott persönlich wäre, in den Schlafraum darf, und vertritt ihm den Weg.

„Dort darf niemand hinein!"

Doch der Herr sagt nur lächelnd: „Ich schon", schiebt ihn weg und verschwindet in dem Schlafraum.

Der Mann auf dem Bett blickt auf, und seine Augen zeigen so etwas wie Überraschung. Gleich aber sind sie wieder gleichgültig.

„Guten Abend, Emil! Störe ich dich?" fragt der Besucher und setzt sich ohne Aufforderung auf das Bett gegenüber.

„Nein, du störst mich nicht, Martin, ich habe auf dich gewartet. Hier werden wir aber nicht sprechen können, draußen hört man jedes Wort."

„Wenn du mir hilfst, ein paar Decken auf die Tür zu hängen und auf das Fenster, dann werden wir uns ohne weiteres unterhalten können."

Es zeigt sich, daß in der Tür Nägel stecken und die Decken Messingringe haben. Die hier schlafenden Eisenbahner wollten vermutlich auch ihre Ruhe haben und wußten sich zu helfen. Das Fenster, auf dessen Brett eine vergessene Blechkanne mit Kaffee steht, ist klein und braucht nur verhängt zu werden, da es ein vergittertes Doppelfenster ist. Draußen, vor dem Bahnhof, wohin das Fenster führt, ist niemand zu sehen. Nur eine einsame Laterne kämpft scheppernd mit dem Schneesturm.

„Wie bist du überhaupt hereingekommen?" fragt Hršel, als sie sich wieder gegenübersitzen.

„Das hast du doch gesehen, durch die Tür doch. Ach so, du meinst wegen deiner Leute? Zufällig habe ich eine fast echte Legitimation deiner Kommission bei mir gehabt."

„So, so. Nachher werde ich mir die Karte anschauen. Du kommst doch mit nach Prag zu uns, nicht wahr?"

„Leider nicht, Emil, wenn du damit gemeint hast, du läßt mich verhaften."

„Du glaubst, ich kann dich nicht verhaften lassen?"

„Natürlich kannst du das, du wirst es aber nicht tun. Wollen wir wetten?"

„Um deinen Kopf?"

„Um deinen Posten als Chef der Spionage."

„Du hast einen guten Kopf, und ich habe einen guten Posten. Die Wette gilt, Martin. Wo warst du denn so lange? Und wie geht es Tamara?"

„Tamara geht es ausgezeichnet. Wenn sie gewußt hätte, daß ich dich heute besuchen werde, hätte sie dich bestimmt grüßen lassen. Aber vielleicht ist es besser, daß sie es nicht weiß, sie hat etwas gegen Besuche bei dir."

Hršel will sich eine Zigarette anzünden. Lauschend hebt er den Kopf und scheint sehr gespannt zu horchen, obwohl außer dem schrillen Gepfeife einer Lokomotive nichts zu hören ist. Dann streckt er die Hand mit dem Zigarettenpäckchen aus.

„Danke", nickt der Besucher und bietet dem Chef der Kommission seine Zigaretten an.

„Das würde also bedeuten, daß Tamara meine Tätigkeit ziemlich hoch schätzt, wenn sie sich vor meiner Gegenwart so fürchtet", meint Hršel nach einer Pause.

„Seit wann leidest du an Megalomanie, Emil? Aber etwas anderes. Was für Absichten, abgesehen davon, daß sie für mich als Lockvogel dienen sollte, hast du eigentlich mit der Dame dort im Wartesaal?"

„Und du, Martin? Was für Absichten hast du mit ihr?"

„Ich? Gar keine. Doch, etwas möchte ich doch. Ich möchte mich von ihr verabschieden, bevor ich gehe."

„Du kommst nicht über die Grenze, schlage dir doch diese Idee endlich aus dem Kopf."

„Ich will ja gar nicht über die Grenze, mein alter, guter Freund Emil. Wenn ich nach Österreich gewollt hätte, wäre ich doch nicht zu dir gekommen. Ich gebe zu, daß ich manchmal an die Zeit, wo wir noch Freunde und Mitkämpfer waren, denke, aber Erinnerungen kommen manchmal eben ungewollt und ungewünscht, und Erinnerungen hat schließlich jeder Mensch, auch du. Ich gehe nach Prag zurück."

„Als mein Gefangener."

„Sei doch nicht so eigensinnig, Emil. Als Chef der Spionage mußt du doch ab und zu großzügig sein, zu dir selbst, meine ich."

Hršel sitzt jetzt sehr steif und sehr gerade. Die gleichgültige Maske, die sein Gesicht bedeckte, ist gefallen. Wie zufällig berührt der Zeigefinger seiner rechten Hand das Parteiabzeichen auf der Klappe seines Rockes.

Auch der Besucher sitzt jetzt anders. Locker, mit lässig überschlagenen Beinen, eine lächelnde Maske auf dem Gesicht.

„Etwas fehlt auf dem Parteiabzeichen, mit dem du mir jetzt drohen willst, Emil. Das, warum ich das Parteiabzeichen wegwarf. Das Bild der lebendig eingemauerten kranken deutschen Kinder in Prag, am 9. Mai, in dem Luftschutzbunker am Karlsplatz. Die besten Antikommunisten sind die ehemaligen Kommunisten, das weißt du doch."

„Die Partei hat die Kinder nicht eingemauert."

„Nein, das nicht. Aber die Partei hat die Revolution gebraucht und gemacht, und diese Revolution hat die deutschen Kinder eingemauert."

„Gut, lassen wir es. Deine Überlegenheit basiert wahrscheinlich auf dem Wink des kleinen Lumpen Dufek."

„Ich wäre auch ohne Dufek gekommen. Laß ihn ruhig laufen, Emil. Besser ein kleiner Lump, den man kennt, als ein großer Lump, den man noch nicht kennt. Was ist also jetzt? Ich will nicht, daß die Dame noch lange warten soll."

„Wir können gleich zu ihr hingehen. Ich habe nichts dagegen, wenn du dich von ihr verabschiedest."

Wieder pfeift draußen eine Lokomotive, und die eisernen Puffer zweier Waggons prallen hart aufeinander. Hinter dem verhängten Fenster pfaucht zornig der Wind die arme, wehrlose Laterne an. Sonst ist es überall unnatürlich still.

„Du warst mein Gefangener damals im Polizeipräsidium in Prag, Emil, und ich habe dich laufen lassen. An Dankbarkeit glaube ich nicht, ich möchte dir mit diesem Hinweis nur sagen, daß ich damals klüger war als du heute. Weißt du, warum ich dich damals laufen ließ? Weil ich wußte, daß die Revolution unter deiner Leitung doch nicht so schrecklich sein wird wie unter der Leitung der anderen. Heute hältst du mich wieder für einen sentimentalen Trottel, für einen verliebten Narren außerdem, der wegen eines schönen Mädchens in die wunderschöne Falle ging. Nein, Emil, die Sache ist ein bißchen anders. Ich habe gewisse Papiere, die aus deinem gepanzerten Schrank in der Kommission gestohlen wurden. Warte, unterbreche mich nicht! Natürlich gibt es wegen dieses Diebstahls Alarm im Zentralkomitee, im Innenministerium und überall. Genosse Hršel hat aber inzwischen einen Ausflug nach Welenitz gemacht, dicht an die Grenze, in Begleitung einer schönen jungen Dame, wird man sagen. Vielleicht wollte er über die Grenze, wird man sagen. Der ehemalige Chef der Kommission war eben ein Dummkopf und vielleicht ein Verräter, wird man sagen."

„Wo sind die Papiere?"

Emil Hršel fragt nicht, ob diese Geschichte wirklich wahr ist. Er kennt Martin zu lange und zu gut, und darum weiß er, daß er in seinen Händen ist.

„Die Wette habe ich also gewonnen, Emil. Was die Papiere anbelangt, die Originale habe ich, und du bekommst sie, sobald die Dame über die Grenze ist. Die Photokopien von diesen Papieren sind vermutlich momentan irgendwo in Bayern. Doktor Hladil hat sie mitgenommen, damit du dir den Kopf nicht zerbrechen mußt, wer sie hat. Er wird sie sowieso nicht lange

haben. Es war nicht schwierig, ihn aus Prag und weiter zu bringen, nur die dumme Ziege hat die Sache kompliziert."

„Er ist mit einer Frau gegangen?"

„Aber nein, ich sage dir doch, mit einer Ziege, die dem buckligen Hausmeister in seiner Villa gehört. Der wollte sich ohne das Tier nicht vom Fleck rühren, und so mußte die Ziege halt mit. Noch ein Vieh war in dem Haus, ein Igel. Den hat die Tamara in Pflege genommen. Falls du also die Tamara finden willst, brauchst du nur nach dem Igel zu suchen."

Der Chef der Kommission steht auf, geht zum Fenster, lehnt sich mit dem Rücken an die Wand und bleibt dort schweigend stehen. Er sieht keineswegs wie ein Verlierer aus. Genauso gelassen stand er bei den vielen oft sehr stürmischen Versammlungen der kleinen, verlachten und bagatellisierten tschechischen Kommunistischen Partei während der Masaryk- und Beneš-Herrschaft, genauso verächtlich schaut er Martin an, wie die „Sprenger" aus dem Gegenlager, die ihn durch ihr Gebrülle zwangen, seinen Vortrag abzubrechen. Man spuckte ihn an, er wischte sich die Spuren der Wut der Gegner nicht ab, man schlug ihn, aber er flüchtete nie aus dem Saal, er stand an die Wand gelehnt und setzte ruhig in einem winzigen Augenblick seinen Vortrag fort, auch wenn er nur wieder einen oder zwei Sätze sagen konnte.

„Du dramatisierst gerne, Martin", sagt er wie ein Lehrer, der wohlwollend seinen Lieblingsschüler tadelt. „Unser Geschäft hat aber mit Dramatik gar nichts zu tun. Das, was mir jetzt passiert ist, ich meine die Papiere, mit denen du mich erpressen willst, das passierte schon größeren Fachleuten unserer Branche, als ich es bin. Dir genügt nicht der Triumph oder das, was du für Triumph hältst, an dem du nicht das geringste Verdienst hast, du hast ja andere den Schädel riskieren lassen, nein, du mußt unbedingt in der Rolle eines Helden auftreten. Du kommst zu mir her, meine Hochachtung. Dazu gehört Mut — oder eine große Portion Frechheit und Dummheit. Du arrangierst die Flucht des Ministerialrates Hladil. Meine Hochachtung. Herr Hladil muß aber auch eine Ziege mitnehmen wie in einem saublöden Spionagefilm, in dem das werte Publikum nicht nur Spannung, sondern auch Humor serviert haben will. Du kennst meine Schwäche für schöne Weiber, du müßtest aber auch nach all den Jahren, die wir uns kennen, meine Stärke kennen. Meine Stärke ist meine Partei."

„Wie schlicht, wie undramatisch! Deine Stärke ist die Partei!"

„Ironisiere nicht, Martin, wenn du nicht argumentieren kannst. Du kündigst mir an, du hättest die Absicht, nach Prag zurückzukehren. Warum? Um den Kampf gegen mich aufzunehmen oder, besser gesagt, fortzusetzen. Du kämpfst aber nicht gegen mich, Martin, du kämpfst gegen eine der drei stärksten Mächte der Welt."

„Eine alte Schallplatte aus der Parteischule. Die katholische Kirche, die Juden und die Kommunistische Partei, die aber, Genossen und Genossinnen, auch diese beiden Mächte besiegen wird."

„Wird sie auch, Martin, ganz bestimmt, und du weißt es auch, und du weißt auch warum. Die Juden und die katholische Kirche sehen und suchen ihre Stärke im Geld, die Partei sieht und sucht ihre Stärke nur in sich selbst. Darum muß sie eines Tages die ganze Welt erobern. Nicht morgen und nicht in einem Jahr. Die Kinder aber, die werden diesen Sieg bestimmt erleben. Aber zur Sache. Wenn ich es jetzt ablehnen würde, die gänzlich entwerteten Papiere aus meinem Schrank von dir zu nehmen, wäre damit niemandem geholfen, denn du würdest mich in der Rolle eines Helden und eines Retters einer schönen Frau abknallen. Die Partei braucht mich aber noch, Martin, mehr als die Papiere in deiner Tasche."

„Gratuliere! Kein Jesuit hätte sich aus dieser Schlinge besser herauswinden können!"

„Die Situation bestimmt die Kampfmittel in unserem Geschäft, nicht ich. Gib die Papiere her und geh. Du hast die gefälschte Legitimation der Kommission, du kannst also ohne weiteres in den Wartesaal. Verabschiede dich oder verabschiede dich nicht, ganz wie du willst. Ich gebe dir eine Kampfpause von dreißig Minuten. Das ist kein Geschäft, das ist eine Anleihe, die du mir zurückzahlen wirst, und zwar dann, wann ich es wünschen werde."

Als ob alles in bester Ordnung wäre, nehmen die beiden zusammen die Decken von der Tür und von dem Fenster herunter und legen sie wieder auf die Betten zurück. Kein Wort mehr wird gesprochen, kein Blick gewechselt. Dann wirft Martin einen großen Umschlag auf das Bett, auf dem er vorhin saß, und verläßt den Schlafraum.

STILLE NACHT, HEILIGE NACHT

Sie gehen zu Fuß, und sie gehen sehr langsam, denn sie sind sehr müde, das rothaarige, schwarz gekleidete Mädchen und der Bub mit dem falschen Namen. Sie gehen an Ruinen vorbei, die früher Häuser waren, mit warmen, gemütlichen Wohnungen, in denen an diesem Abend die geschmückten Weihnachtsbäume im Licht der bunten Kerzen vom Licht dieser Welt ergeben Abschied nahmen. Die Märchenstadt ist in vier Teile zerschnitten, wie der Leib eines toten Opferlämmchens. Sektoren nennt man diese Teile, und sie sind benannt nach ihren Herren. Der amerikanische Sektor, der sowjetische Sektor, der englische Sektor und der französische Sektor. Nur einen österreichischen Sektor gibt es nicht, obwohl diese Stadt die Hauptstadt des von den Siegern befreiten Österreich ist. Man sieht auch keine Österreicher auf den Straßen, die haben sich in ihre kalten Wohnungen und in ihre Kellerräume unter den Ruinen verkrochen, um den ersten friedensmäßigen Heiligen Abend zu überstehen. Das Christkindl war geizig und hart zu den Befreiten, als Bescherung bekamen die Wiener nur die vorgeschriebenen Kalorien. Nur der amerikanische Sektor zeigte sich freigebig. Die Bewohner erhielten zu dem Weihnachtsfest zusätzliche Kalorien in Form eines Viertelliter Essigs pro Person.

Und als er vom Kreuze rief: „Mich dürstet", da reichten sie ihm einen in Essig getränkten Schwamm, dem, dessen Geburtstag heute in der Welt gefeiert wird oder auch nicht. Damals galt Essig allerdings nicht als Nahrungsmittel, wie heute in dem amerikanischen Sektor der Stadt Wien, durch die diese zwei verlassenen Menschen wandern.

Da steht vor ihnen wie hingezaubert plötzlich ein prächtiges, palastartiges Haus, und die beiden glauben zuerst, es wäre nur eine Halluzination, es wäre nur etwas, was ihnen ihre Müdigkeit, ihr Hunger und ihre Trostlosigkeit vorschwindelt. Aber nein, das Haus mit den vielen strahlend hell beleuchteten Fenstern, die alle offenstehen, ist wirklich da, und unter dem großen Luster aus schillerndem und funkelndem Kristall, in einem Saal, bewegen sich viele elegante Damen und Offiziere in amerikanischen Uniformen. Die schlanke, hohe Tanne in der Ecke ist, obwohl sie ganz wehrlos ist, mit silbernen und goldenen Ketten gefesselt.

Ganz oben glänzt ein Stern — wo haben die beiden schon heute auch so einen Stern gesehen? Richtig, an dem Gebäude, das Bellaria oder so ähnlich heißt, in dem die NKVD residiert. Diese beiden Sterne, der gelbe hier auf der Tanne und der rote dort, sind Friedenssterne.

Die beiden bleiben stehen, aus den offenen Fenstern des Palastes, aus denen heiße Negerklänge in die stille Nacht strömen, kommt auch die überflüssige warme Luft aus den überheizten Räumen. Sie schmeckt nach Zigaretten, Orangen, Schokolade, Whisky und Sekt und ein wenig nach Wachskerzen. Die beiden stehen da, aber schon kommt ein Mann mit einem weißen Helm auf dem Kopf und herrscht sie in dem schönen Urwienerisch grob an: „Können Sie nicht lesen? Da steht es doch, auf der Tafel! ‚Nicht schlendern!‘ “

Tatsächlich, der Mann hat recht, dieses amerikanische Haus ist mit einer Tafel mit einer Aufschrift in deutscher Sprache versehen. Offiziell heißt diese Sprache jetzt aber österreichische Sprache. Sie gehen also weiter, und hinter ihnen brüllt eine heisere Negerkehle von einer Schallplatte: „Hai, bai-ba-riba, hai, bai-ba-riba!“

Das Mädchen hat einen Zettel mit einer Adresse in der Tasche, einen Zettel, wie damals, an dem letzten Tag der Revolution in Prag, als sie Hilfe für Martin suchte. In der Straße der Währinger Cottage gibt es aber keine Hausnummern, die eine Straßenseite besteht nur aus einem haushohen Schutthaufen. So zählen sie die Häuser auf der anderen Straßenseite, lauter mehr oder weniger bombenbeschädigte Villen sind es, und sie finden das Haus Nummer sieben, dem gegenüber das gesuchte Haus Nummer acht sein müßte. Das ist aber nicht da, nur ein Berg aus Ziegeln, Steinen, Traversen und Glasscherben steht da.

„Warten Sie hier, ich werde hinaufklettern“, sagt der Junge.

Das Mädchen steht und friert, aber die Kälte des Winters kann nicht bis an das Herz durchdringen, die Kälte, die sie im Herzen wie einen Schmerz spürt, die ist anders. Die Zeit geht gleichgültig weiter, und der Bub kommt nicht zurück, und so dreht sich die Zeit lächelnd um, und Maja ist wieder an der Grenze, hinter dem Bahnhof in Welenitz, auf einem toten Geleise.

„Wir haben nicht viel Zeit“, sagt Martin hastig. „Sie müssen fort, nach Wien. Den Jungen nehmen Sie mit. Fragen Sie nichts, ich komme bald nach, bestimmt! Sie müssen tapfer sein, Sie sind tapfer, ich weiß es. Nicht zurücklaufen nachher, wenn ich fort bin, nicht . . .“

„Fräulein Maja", ruft Zdenek von irgendwoher. „Fräulein Maja, gehen Sie um die Ruine herum, ich habe die Leute gefunden! Die wohnen unter der Ruine, in einem Keller. Kommen Sie schnell!"

*

Der Wagen mit den vier Männern fährt durch Prag. Die Häuser sind heil, die Wohnungen sind warm, die Weihnachtsbäume knistern leise und duften zum letztenmal, aber die Menschen, die hier die ersten Weihnachten im Frieden feiern, können nicht fröhlich sein, denn sie sind nicht allein unter sich. In fast jeder Wohnung hockt die Angst und grinst sie frech und höhnisch an. Die näselnde Stimme des Präsidenten Beneš tönt monoton aus den Radioapparaten, in jedem dritten Satz dankt er überschwenglich der herrlichen Sowjetunion für die Befreiung von der deutschen Barbarei. Dann wird die tschechische Hymne gespielt. „Kde domov můj?" (Wo ist meine Heimat?)

In der Krakauergasse, vor dem alten deutschen Studentenheim, das jetzt der Sitz irgendeines Ausschusses ist, kehren gefangene deutsche Soldaten den Schnee. Vielleicht zwanzig Männer sind es, viele von ihnen haben statt Schuhen Fetzen um die Füße gewickelt, keiner hat einen Mantel, und einige sind ohne Hemd. Junge und alte sind unter ihnen, man kann sie aber nicht unterscheiden, alle haben ausgehöhlte, aschgraue Gesichter und vorne keine Zähne. Ausgeschlagen oder durch das Alter herausgefallen, wozu braucht man schließlich Zähne, wenn man nichts zum Fressen hat? Zwei junge Weiber bewachen sie, vermummt bis zu der Nase in warme, kostbare Pelze. Die Weiber sind schlimmer als die Männer, das wissen die gefangenen Soldaten, die tschechischen Weiber sind berauscht von Macht und Haß, und sie dürfen mit den Gefangenen tun, was sie wollen.

Als die tschechische Hymne aus den Straßenamplions zu tönen beginnt, kehren die deutschen Soldaten den Fahrdamm weiter, vordem wurden sie von den Weibern zur Eile angetrieben, und sie selbst wollen auch sobald wie möglich mit der Arbeit fertig werden, die ja nur eine grausame Schikane ist, es ist ja heute auch für sie der Heilige Abend. Da reißt aber eine von den Weibern einem den Besen weg und schlägt ihn mit dem Stiel über den Kopf. Einmal, zweimal, der Gefangene hebt die Hände, um die Schläge abzufangen, sie schlägt aber weiter, über das Gesicht, über die Hände, bis er sich stöhnend auf dem Pflaster wälzt.

„Ich werde dir geben, du deutsches Schwein!" keucht sie.

„Habt acht habt ihr zu stehen, wenn unsere Hymne gespielt wird!"

Sie stehen also stramm, die deutschen Soldaten, und hören die Hymne ihrer Peiniger, die blechern die Ruhe der stillen Nacht stört. Wo ist meine Heimat? Ihre Heimat ist Berlin und Danzig, Wien und Hamburg, Dresden, Ostrau und Preßburg, ihre Heimat ist Deutschland, das genauso verschiedenen Peinigern ausgeliefert ist wie sie.

Der Wagen mit den vier Männern biegt vom Wenzelsplatz in die Krakauergasse ein. Jetzt wird im Prager Rundfunk die kämpferische slowakische Hymne gespielt. „Nad Tatrú sa blýská." (Über der Tatra blitzt es.) Die deutschen Soldaten stehen in einer Reihe entlang des Gehsteiges, den sie nicht betreten dürfen, nur einer liegt quer über den Fahrdamm. Die Weiber fuchteln mit den Händen, die slowakische Hymne ist noch nicht zu Ende, aber der Fahrer kümmert sich nicht um sie und knurrt nur „Kusch" und hält erst direkt vor dem Liegenden.

„Was ist hier schon wieder los?" fragt er in die dröhnenden Paukenschläge des Endes der Hymne.

In dem Friseurgeschäft gegenüber dem ehemaligen deutschen Studentenheim drängen sich neugierig drei Mädchen in weißen Mänteln, zwei Frauen mit Haarwickeln auf den Köpfen und hinter ihnen der Friseur.

„Erschlagen hat sie einen von den Deutschen", ruft der Friseur erregt. „Das ist doch nicht notwendig, ausgerechnet am Heiligen Abend so einen Spektakel zu machen! Die sind schließlich nicht von der SS oder von der Gestapo!"

Der Fahrer steigt aus und beugt sich zu dem Bewußtlosen. „Der ist nicht tot, der lebt noch, aber zugerichtet ist er ordentlich. Die Nase ist ganz hin, das sieht man. Tragen Sie den Mann in ein Haustor oder lieber gleich dorthin, wo Sie interniert sind."

Die beiden Weiber fahren dazwischen. „Wer sind Sie denn? Was haben Sie hier zu befehlen, Sie elender Kapitalist Sie? Die werden die Straße zu Ende kehren, auch wenn es bis in der Früh dauern sollte! Und dieses Schwein bleibt liegen, wo er ist! Mit einem Wagen gondeln Sie herum, das kapitalistische Gesindel!"

„Wenn du willst, kannst du sofort mitfahren", grinst der Fahrer die Schlägerin an. „Oder möchtest du lieber auf uns drei Häuser weiter warten, in der Wachstube der SNB? Wir holen dich nachher ab. Rate jetzt, mit wem du das Vergnügen zu sprechen hast!"

Die Weiber keifen noch, aber nicht mehr laut, und lassen die Gefangenen ihren Kameraden in das Haustor neben dem Friseurgeschäft hintragen. Ein Mädchen aus dem Friseurgeschäft läuft hin mit einer Tasse Tee mit Rum, aber er trinkt nicht, er ist noch immer bewußtlos.

Der Herr, der hinten rechts in dem Wagen sitzt, greift in die Manteltasche und zieht ein Päckchen Zigaretten heraus. Eine behält er, die anderen gibt er dem neben ihm Sitzenden.

„Geben Sie es den Gefangenen."

„Erstens ist es verboten und zweitens werden Sie die Zigaretten selbst dringend brauchen."

„Verboten ist es, aber Sie können es sich erlauben. Und mir genügt vollkommen eine Zigarette."

Der Herr winkt einen von den Gefangenen zu sich und steckt ihm, während er ihn fragt, wie er heiße, die Zigaretten zu. Der ist so erstaunt und erschüttert, daß er erst dann „danke" stammeln kann, als der Wagen schon fort ist.

Der Herr, der seine Zigaretten herschenkte, hält die restliche Zigarette im Mund, er zündet sie aber nicht an. Alle in dem Wagen schweigen, die Straßenamplions sind auch verstummt. Prag ist so still, als wäre es eine tote Stadt. Oder ein Ort, aus dem die Hoffnung für immer entflohen ist.

Der Wagen hält vor dem Polizeipräsidium in der Bartholomäusgasse. Eine alte Frau, die einen Bierkrug trägt, bleibt erschrocken stehen und hält den Bierkrug vor der Brust mit beiden Händen, als würde sie fürchten, man könnte ihn ihr entreißen.

„Da wären wir", sagt der Fahrer.

„Ja, da wären wir", wiederholt der Herr mit der Zigarette und hält die Hand mit dem Feuerzeug vor die Lippen, um anzuzünden. Vermutlich funktioniert das Feuerzeug nicht richtig, er hält auch die andere Hand vor den Mund, um das Flämmchen vor dem Wind zu schützen. Endlich brennt die Zigarette, und er steigt aus und geht zwischen zwei von den Herren durch das Haustor in das Polizeipräsidium und weiter über die Stiegen hinauf. Er geht immer schneller, als möchte er je früher je lieber am Ziel sein. Als sie im ersten Stock sind, ist er so außer Atem, daß er stehenbleiben muß. Gleich aber geht er wieder weiter. Mit den gespreizten Fingern seiner linken Hand fährt er über die schmutzige Mauer, vielleicht aus Nervosität, oder vielleicht sucht er eine Stütze. Wieder muß er stehenbleiben, er atmet laut, aber er beißt sofort die Zähne zusammen und hastet weiter.

Endlich, da ist das Zimmer. An die Zentralheizung angelehnt steht Viktor, genau an derselben Stelle, wo er damals stand, als draußen vor der Tür die Schlange der Henkersanwärter stand, die er registrieren mußte. Die Henker stehen noch hinter ihm, aber ...

Polizeirat Donat bricht neben seinem Schreibtisch zusammen. Noch aber kann er denken, noch hört er die Männer nach dem Arzt rufen, hoffentlich ist der Polizeiarzt Doktor Teplý nicht da, der wird nicht da sein, es ist ja der Heilige Abend. Hoffentlich war das Gift wirklich so, wie es sein sollte, weh tut es jedenfalls, höllisch weh, aber das wird nicht lange dauern. Selbstmord ist eine Feigheit, nein, zum Teufel, nein, Viktor hätte auch noch gerne weitergelebt, aber die Verhöre, das ist es, das Verhör. Sie würden ihn zum Sprechen bringen, vielleicht, vielleicht auch nicht. Jetzt ist schon alles egal.

Noch vor einer Stunde war der verhaftete Polizeirat Doktor Donat Vorgesetzter von den Männern, die um ihn herumstehen und zuschauen, wie er stirbt. Noch einmal schaut er sie an, vielleicht ist unter ihnen einer, der zu der Widerstandsbewegung gehört. Aber die Gesichter sind keine Gesichter mehr, es sind nur graue Masken, die alle gleich sind.

Der Polizeiarzt Doktor Teplý war aber im Polizeipräsidium, denn es machte ihm eine besondere Freude, die hier inhaftierten Kollaborateure an diesem Abend zu martern. Früher war er nicht so, dieser hinkende Doktor, früher hatte er eine kleine Praxis in der Gerstengasse und war zu jedem liebenswürdig, auch zu den Dirnen, die er jede Woche untersuchen mußte. Aber während der Revolution wurde er auch von dem Blutrausch gepackt, und anstatt den verletzten und kranken Gefangenen zu helfen, „verschrieb" er ihnen Ohrfeigen, Schläge und Fußtritte, die die Revolutionsgardisten eifrig und fleißig verabreichten. Statt Verbänden gab es für offene Wunden Pfeffer und Salz, für kranke Säuglinge Ersatzkaffee mit Brom statt Milch.

„Der Polizeirat Donat?" sagt Doktor Teplý gleich an der Schwelle, als er den Toten sieht. „Das ist doch — ich habe mit ihm doch noch vormittag gesprochen! Wieso — warum hat man mich nicht sofort verständigt?" schreit er die Herumstehenden an. „Donat ist doch einer von unseren Besten ..."

„Wir haben Sie sofort angerufen, aber es war trotzdem schon zu spät. Er hat sich vergiftet."

„Vergiftet? Warum?"

„Nach seiner Verhaftung."

Sofort verschwindet aus dem Gesicht des Polizeiarztes der Ausdruck der Empörung über diesen plötzlichen Tod des „Besten". Flüchtig besieht er den Toten, ohne ihn anzurühren, mit angeekelt vorgeschobener Unterlippe. „Hier habe ich nichts mehr zu tun."

Und er geht hinkend in seine Ordination im dritten Hof des Polizeigefängnisses zurück, um auf seine Art den Heiligen Abend zu feiern. Er wird sich kranke Häftlinge vorführen lassen und sie ein bißchen martern, um ein wenig Spaß zu haben.

Einige Jahre später stand dieser Doktor Teplý auf der obersten Sprosse der Leiter seiner steilen Karriere. Er war es, der in den Czerninpalast gerufen wurde, wo schon ein paar Stunden der zerschmetterte Körper des tschechischen Außenministers Jan Masaryk „unbemerkt" auf dem Pflaster des Hofes lag. Er war es, der sofort und ohne Bedenken den Tod als Selbstmord durch einen Sprung aus einem Fenster des dritten Stockwerks konstatierte. Und wieder einige Jahre später konstatierte ebenso schnell und ohne Bedenken ein anderer Arzt den Tod durch Selbstmord bei seinem großen Kollegen Doktor Teplý. Ganz Prag wußte, daß beide, Masaryk und Teplý, ermordet wurden. Der Außenminister wurde aus dem Fenster hinuntergeworfen, der Polizeiarzt mit demselben Gift umgebracht, an dem heute Polizeirat Donat starb.

Sie sitzen in dem einzigen Raum, der unter der Ruine der prunkvollen Villa bewohnbar ist. Es ist ein hochherrschaftliches Badezimmer, mit zwei im Fußboden eingelassenen, viereckigen Badewannen, und wenn man den Kopf nach links oder nach rechts dreht, sitzen in dem Badezimmer mindestens hundert Menschen. Das machen die Spiegelwände, sogar die Decke ist aus Spiegeln, die Herrschaften, die hier badeten, hatten vermutlich das Bedürfnis, sich ganz gründlich von allen Seiten zu sehen.

Zdenek schläft schon, er muß jetzt nicht mehr Zdenek heißen, er heißt wieder Walter. Er liegt in einer von den Badewannen, die mit Stroh und Heu in ein Bett verwandelt wurde. Kalt ist es hier in diesem unterirdischen Raum nicht, eher schwül und stikkig. Lüften kann man nur, wenn man die Tür öffnet, denn vor dem ebenerdigen Fenster türmt sich ein Schutthaufen. Eine Petroleumlampe, die auf dem Fußboden steht, besorgt flackernd die notwendige Beleuchtung.

Außer Maja sitzen noch vier Menschen um die Petroleumlampe herum, zwei Männer und zwei Frauen. Das Mädchen

dachte zuerst, es wären zwei Ehepaare, es zeigte sich aber, daß sich die vier erst seit einer Woche kennen. Die zwei Männer wohnen schon seit dem Sommer hier, die zwei Frauen wurden hieher durch einen Verbindungsmann eingewiesen. Alle vier stammen aus der Tschechei, alle vier werden von den Tschechen, von den Russen und von den Amerikanern als Kollaborateure gesucht.

„Und alle sind wir leider keine Kommunisten", erzählt einer von den Männern weiter. „Aber jetzt müssen Sie reden, Fräulein! Wie sieht es in Prag aus und in der Tschechei überhaupt?"

Ein totes Geleise hinter einem Grenzbahnhof, der kurze Abschied, die Schüsse, die Flucht, Martin zurück nach Prag und sie über die Grenze nach Österreich. Und sie weiß nicht, ob er noch lebt, sie weiß nicht, ob sie ihn erschossen oder gefangen haben, oder ob er noch weiter gehetzt wird.

„Ich möchte zurück", sagt sie.

„Zurück? In die Hölle? Sind Sie denn verrückt geworden?"

„Reg dich nicht auf und rede nicht zu viel von der Hölle dort drüben. Hier ist die Hölle auch nicht schöner. Sie werden es selbst bald merken, Fräulein. Haben Sie denn überhaupt irgendwelche Dokumente?"

„Ach was, Dokumente! Wer hat heute schon Dokumente oder echte Dokumente? Soll sich der Herr Doktor Ženatý mit seinen Kumpanen den Kopf zerbrechen, ob der oder jener Flüchtling wirklich so heißt, wie er angibt. Und dieses Fräulein braucht überhaupt keine Dokumente, ihr Dokument ist ihr Gesicht und ihre Figur. Sie werden sehen, Fräulein, wie man sich um Sie reißen wird. Hier ist der amerikanische Sektor. Alle amerikanischen Agenten nennen sich Roberts. So an die zwanzig Roberts habe ich schon kennengelernt, einer ist röter als der andere. Die englischen Roberts nennen sich wieder Oswalds. Die Hauptsache für sie ist, vor allem bei den Roberts, das Geschäft. Sie bezahlen ihre Leute mit Trockenmilch, Konserven und Zigaretten und hauen sie dabei ordentlich übers Ohr."

„Ich denke, wir legen uns jetzt alle hin. Sie können, Fräulein, dort auf dem Strohsack in der Ecke schlafen, das ist momentan mein Platz, aber für heute wird mir eine Decke und mein Mantel genügen. Ich heiße Jirka übrigens. Also — einen angenehmen Heiligen Abend wünsche ich allerseits."

Maja liegt still auf dem harten Strohsack. Sie zwingt sich nicht an Martin zu denken, sie will nicht weinen, die armen Teufel hier brauchen ihre Ruhe. Wie sie sich alle sehnen, die

dort hinter der Grenze, nach dieser Welt, die man jetzt die „Freie Welt“ nennt. Ist sie aber wirklich frei, diese „Freie Welt“? Diese Welt ist der prächtige Palast, an dem man vorbei nicht „schlendern“ darf, diese Welt dieser Mister Roberts und Mister Oswalds, diese Welt, in der die antikommunistischen Flüchtlinge Freiwild sind? Sie müßte anders heißen, diese „Freie Welt“.

Der Schlaf verwirrt ihre Gedanken, der schwere Schleier der Müdigkeit läßt die Bilder vor ihren geschlossenen Augen wie Nebelspuk erscheinen. Sie hat keinen Willen mehr, an Martin nicht zu denken, aber jetzt ist er nicht mehr da, und sie läuft und läuft und sucht ihn, sie läuft atemlos im Kreis und kommt immer wieder auf das tote Geleise zurück.

Jetzt auf einmal weiß sie, ganz klar, wie ihre Welt, die Welt der Unfreien, heißen müßte. Das tote Geleise.

„N a t i o n E u r o p a", Coburg: Der ersten in Nation Europa veröffentlichten Rezension des „Prager Totentanz" sind viele rühmende Besprechungen im In- und Ausland gefolgt. Hat dieses Buch unliebsames Aufsehen bei den Propagandisten der deutschen Schuld und bei den Prager Bolschewisten erregt, so scheint „Der tote Briefkasten" nun auch den Behörden auf die Nerven zu gehen. Dieses Buch ist ein Meisterwerk moderner Belletristik und wir empfehlen es als das Buch des Monats.

„A n z e i g e r f ü r H a r l i n g e r l a n d", Ostfriesland: Die Autorin muß Personen und Geschehnisse aus eigener Anschauung kennen, und oft hat man beim Lesen die Empfindung: dieser Roman ist nicht nur ein Tatsachenbericht, sondern auch eine Abrechnung einer Frau, die viel gelitten haben mag und — mehr weiß als für sie gut ist.

„F ü r H e i m a t u n d R e c h t", Wuppertal-Elberfeld: Geradezu erschütternd — weil zutreffend — ist die Analyse der Verfasserin über das westliche Denken. Meisterhaft analysiert sie die Methoden und das Wesen des Bolschewismus. Es wäre ein geeigneter Stoff für die Gegenwartskunde in unseren Schulen.

„K a t h o l i s c h e r K i r c h e n a n z e i g e r", Erzbischöfliches Dekanalamt, Rosenheim: Schaffen wir geistiges Rüstzeug in uns — das Buch öffnet uns allen am besten die Augen — handeln wir danach, dieses Buch gibt uns den richtigen Einblick.

„S u d e t e n d e u t s c h e Z e i t u n g", München: Wer könnte leugnen, daß Olga von Barényi, die Autorin des „Prager Totentanz", packend und pointiert zu schreiben versteht? Man weiß auch, daß sie von den makabren Dingen, die den Inhalt des „Toten Briefkasten" bilden, einiges versteht, und wenn sie es unternimmt, das Spinnengewebe des tschechischen kommunistischen Nachrichtendienstes in der Bundesrepublik zu entwirren, so kann man sich nicht nur auf eine spannende, sondern auch lehrreiche Lektüre gefaßt machen.

„T r a u n s t e i n e r W o c h e n b l a t t": Die Bücher sind ein Fanal an die Hüter unserer Staatssicherheit, durchzugreifen und rücksichtslos zu enthüllen! Man hört so häufig die Klage der deutschen Filmwirtschaft, es mangele ihr an zeitgemäßen Stoffen. Hier liegt in den beiden Büchern

der Olga Barényi hervorragendes dramatisches Material aus unserer jüngsten und furchtbarsten Zeit vor.

„Bundesturnzeitung", Linz: Der „Tote Briefkasten" — ein Pflichtbuch für alle Dietwarte. Man wird das grauenhafte Gefühl nicht los, daß uns die Verfasserin des berühmten „Prager Totentanz" mit ihrem „Toten Briefkasten" warnen will, als ein guter Mensch, als einer, der selbstlos bis an den Rand der eigenen Vernichtung geht.

„Europa-Korrespondenz", Wien: Das Geheimdienstmilieu wird in allen Verästelungen aufgezeigt. Es ist ein Alarmbuch, und man versteht, daß die Autorin für manchen zu viel weiß —

„Deutsche Afrika-Orient-Information", Bad Godesberg: Wir kennen die Verfasserin dieses Tatsachenromans aus ihren früheren Büchern. Sie kennt sich vorzüglich mit allen tschechischen Problemen aus.

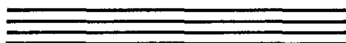
Weitere ausführliche Besprechungen brachten unter anderen auch: „Folk og Land", Oslo, „Mitteilungen der Glasenbacher", Linz, „Kleine Zeitung" Graz, „Fria Ord", Stockholm, „Schlach Peremohy", Ukrainische Wochenschrift, „Deutscher Beobachter", Hagen, „Freedom for Nations", Monthly bulletin of the Antibolshevik Block of Nations, „Salzburger Volksblatt", „Mitteilungsblatt der Kameradschaft BDO Prag", Remagen, „Brasil Post", Sao Paulo, usw.

Aus einem Brief eines Schweizer Journalisten an Olga Barényi: „Hören denn die Herren in Bonn nicht, wie Prag über die Mauer des Schweigens, die Ihre Bücher umgibt, lacht?"

Aus einem Brief aus Prag: „Eines Tages, und dieser Tag ist nicht mehr fern, wird Deutschland genauso eine Revolution erleben wie Du im Jahre 1945 in Prag. Diesmal aber wird es keine Flucht und keine Emigration mehr geben, und Du bekommst von uns die schönste Laterne."

Aus einem Brief eines Herrn Ministers in Bonn: „— — leider keine Zeit für Sie."

KISMET VERLAG MÜNCHEN



Barény

Das

Tote

Geleis

KISME
VERLA